This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 2044 010 712 891

47593.130

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Goethe.

Goethe.

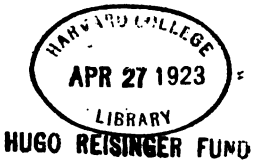
Von

Dr. S. M. Prem.

Zweite Auflage.
Mit 54 Abbildungen.

Leipzig
Verlag von Gustav Fock
1894.

47593.[illegible]



Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Nicht ohne Bedenken entschloß ich mich, die Zahl der vorhandenen Goethebiographien noch um eine zu vermehren.

Ursprünglich beabsichtigte ich nur, aus meiner bereits vor Jahren begonnenen Sammlung neue Beiträge zu Goethes Leben und Werken zu liefern. Sie waren aber so verschieden an Bedeutung und Umfang, daß sich die Sache schon durch die Form ungünstig ausgenommen hätte. Neben längeren Ausführungen wären einzelne Bemerkungen oder bloß bibliographische Notizen zu verschiedenen Epochen Goethe'schen Lebens und Dichtens zu stehen gekommen. Daher reifte der Plan, diese Beiträge in eine knappe, aber zusammenhängende Darstellung einzuflechten und so ein allgemein brauchbares, dem jetzigen Stande der Forschung entsprechendes Buch herzustellen. Manches mußte indes noch immer in den Notenanhang verwiesen oder gekürzt werden. Es war mir also um eine kritische Biographie für weitere Leserkreise zu thun. Außerdem wollte ich im Sinne einer Anregung von Hermann Grimm Goethes Wirken im Dienste der Zeit betonen und sein Leben nach eigenen Gesichtspunkten einteilen. Aus bestimmten Gründen vermied ich jedoch jeden Untertitel.

Als dann die ersten Bogen im Drucke waren, schlug mir der Herr Verleger vor, das Werk dem Geschmacke der Zeit entsprechend mit Bildern zu zieren und da besonders den sogenannten „Goethestätten" Beachtung zu schenken. Ich ging im Interesse der Sache darauf ein und suchte nun in aller Eile das nötigste Material zusammen. Wenn es mir auch in dieser Hinsicht gelang, Neues und Gutes zu erwerben, so muß ich zunächst aus ganzem Herzen den vielen Gütigen danken, die mich dabei freundlich uud selbstlos unterstützten, vor allen in Weimar, dann Fräulein v. Zobeltitz auf Gustau bei Quaritz, die mir das unbekannte Goethebild und andere wertvolle Dinge zuwendete, und Frau Baronin Rauch in Frankfurt a. M. Wenn dieses Buch einigen Anklang fände, so wäre es wohl der beste Dank, der meinen liebenswürdigen Spendern zuteil würde.

Niederau in Tirol, 21. August 1893.

H. B.

Inhalt.

I. Goethe im Zeichen der Natur.

Seite

§ 1. Einleitung. Goethes Jugend 1749—65 7
§ 2. Goethe in Leipzig und Frankfurt 1765—70 36
§ 3. Goethe in Straßburg und Frankfurt 1770 - 72 . . . 56
§ 4. Goethe in Wetzlar und Frankfurt 1772—75 90
§ 5. Das erste Jahrzehnt in Weimar 1775—86 151

II. Goethe und die Antike.

6. Goethe in Italien 1786—90 190
§ 7. Goethe im Revolutionszeitalter bis 1794 230
§ 8. Goethe und Schiller 1794—1805 253
§ 9. Höhepunkt des Klassizismus und Umkehr 1805—1812 303

III. Goethes Universalismus in Litteratur und Kunst.

§ 10. Goethe bis zum Erscheinen des „Divan“ 1813—19 . . 329
§ 11. Der Patriarch von Weimar 1820—32 359
§ 12. Faust. Goethes Tod. Rückblick und Ausblick 397

Anmerkungen 430

Register: 1. Der Namen 455
2. Der besprochenen Dichtungen Goethes 468

Abbildungen.

Seite

1. Goethe von May (Titelbild). Gestochen von R. Reycher (E. H. Schroeder in Berlin) 1
2. Goethes Stammhaus in Artern 19
3. Stammbuchvers der Friedrike Brion 86-87
4. Goethes Matrikeleintrag in Wetzlar 90
5. Deutsches Haus in Wetzlar 95
6. Wertherbrunnen bei Wetzlar 96
7. Sophie de la Roche, Maxe und Peter Brentano . . 118—119
8. J. K. Lavater von Moeglich (1796) 123
9. Burgruine Lahneck 126
10. Lili Schönemann 155
11. Frau v. Stein (mit Facsimile) 157
12. Herzogin Anna Amalia . . . . . 166—167
13. Sanssouci bei Potsdam 167
14. Staubbachfall bei Lauterbrunnen 175
15. Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn 182
16. Ein neues Goethebild . . . . . 182—183
17. Goethehaus in Mittenwald 192
18. Gasthof „Goldener Adler“ in Innsbruck 193
19. Goethezirbel am Schönberg 194
20. Posthaus am Brenner 195
21. Torbole am Gardasee 197
22. Angelika Kauffmann (Selbstporträt) 200
23. Monte Pellegrino bei Palermo 209
24. Eine Handzeichnung Goethes aus der Gegend von Rom 214—215
25. Christiane Vulpius (Büste von K. G. Weißer) 220
26. Körners Villa in Loschwitz 231
27. Marienkirche in Krakau 233
28. Fritz von Stein 235
29. Römersäule zu Igel bei Trier 239
30. Götzturm in Heilbronn 287
31. St. Gotthard 289
32. Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar 300
33. Minna Herzlieb 309
34. Wilhelmsthal bei Eisenach 317

Seite

35. Dr. Sulpiz Boisserée (von Schmeller) 326
36. Johannisberg am Rhein 334
37. St. Rochuskapelle bei Bingen 336
38. Marianne v. Willemer (Kreidezeichnung, 1819) 346
39. Ottilie von Goethe (Kreidezeichnung von H. Müller) . . 354
40. Marienbad im Jahre 1818 361
41. Abt Reitenberger von Tepl 362
42. Bröstigkes Villa „Stadt Weimar“ 1821 365
43. Goethe-Haus in Marienbad 370
44. Rat Grüner 373
45. Kammerbühl bei Eger 376
46. Goethes Wohnhaus in Weimar 382
47. Goethes Verse „Anders“ (Memento) 384
48. Goethe von J. Stieler (1828) 385
49. Großherzog Karl August (von Jagemann) 387
50. Schloß Dornburg bei Jena 388
51. Adam Mickiewicz (Stich von Roman Postempski) . . . 391
52. Goethes Parte 424
53. Goethe im Tode von F. Preller (gez. von J. Trautzl) . 425
54. Goethe-Denkmal in Berlin 428

I. Goethe im Zeichen der Natur.

§ 1. Einleitung. Goethes Jugend 1749—65.

Der westfälische Frieden hinterließ Deutschland in politischer Ohnmacht und in völliger Abhängigkeit vom Ausland. Das Reichsoberhaupt besaß nur noch soviel Macht und Gewalt, als ihm die Laune seiner Fürsten zugestehen wollte, stützte sich auf einen Hausbesitz, der wesentlich mittelalterlich gestaltet, dessen Kräfte lange nicht alle in Bewegung gesetzt waren, und hatte außerdem mit den Türken zu kämpfen. Wehrlos gerieten Straßburg uud andere deutsche Gebiete in Frankreichs Hände. Am Beginne des 18. Jahrhunderts verschob sich im Nordosten Europas der Schwerpunkt der politischen Macht zu Ungunsten des germanischen Elementes, und auch im Westen erstarkte Frankreichs Einfluß durch den spanischen Erbfolgekrieg noch weiter. Die gallische Vorherrschaft erschien bedrohlich. Es war für den Fortbestand „Deutschlands" vielleicht von entscheidendem Werte, daß die Nachbarstaaten dazumal bloß einen Zuwachs an Land ohne Rücksicht auf nationale Verhältnisse anstrebten und im allgemeinen das „europäische Gleichgewicht" zu

erhalten bemüht waren, denn das deutsche Volksbewußtsein, welches einst in der Stauferzeit lebendig gewesen und auch im späteren Mittelalter keine Fremdherrschaft duldete, schlief. Es gab sozusagen kein Vaterland, kein politisches Volksinteresse, keine öffentliche Meinung, das bürgerliche Leben war gebunden, alles ständisch gegliedert und bezopft. Der deutsche Michel hatte sich die Schlafmütze tief ins Gesicht und über die Ohren gezogen. Französisches Wesen machte sich in jeder Richtung geltend und wirkte von oben nach unten, der monarchische Absolutismus leistete ihm mächtigen Vorschub, bevormundete das Volk und verderbte an seinen glänzenden Höfen den Adel; er betrachtete eben alle und alles nur als Quellen seiner persönlichen Macht. Die „Unterthanen" lebten von der Gnade ihrer Fürsten, diese aber waren von Gott gesetzt und durften sich alles erlauben. Friedrich Wilhelm I. von Preußen pflegte zu sagen: „Wir können thun, was Wir wollen, denn Wir sind König." Jedes Potentätchen spielte Louis quatorze und suchte den französischen Hof mit seinem Prunke und seiner Sittenlosigkeit nachzuahmen, was zur ererbten deutschen Derbheit allerdings recht übel paßte. Die Nachahmerei ging soweit, daß selbst Fürsten ohne thatsächliches Bedürfnis eine Maitresse hielten, um das monarchische Ansehen zu wahren. Was den hohen Herren nach französischem Muster zu thun erlaubt war, das wurde bei den Niedrigen natürlich strenge bestraft[1]). Die Geistlichen hielten es gewöhnlich mit den Großen, um ihren Einfluß und ihre Pfründen zu behaupten, und bildeten die brauchbarsten Stützen ihrer Herrschaft.

In den oberen Schichten der Gesellschaft zeigte sich Hohlheit und Leere, ernstere Männer und Frauen aber verfielen dem Pietismus, welchen Spener[2]) zur Selbstbefriedigung frommer Seelen der Lehre Luthers systematisch aufgepfropft hatte. Die Zustände waren unhaltbar und unerträglich. Zum Glücke war das deutsche Volk gesund geblieben, das in der langen stillen Zeit eines Jahrhunderts innerlich erstarkte und dann die nationale Erhebung ermöglichte. Ab und zu stellten sich indessen doch auch früher schon die erfreulichen Anzeichen einer Besserung ein, indem sich geistiges Leben und Streben kundgab.

Mitten in den Widerwärtigkeiten des dreißigjährigen Krieges war durch Opitz ein fruchtbarer Gedanke ausgesprochen worden, während der schwergeprüfte Comenius der armen Menschheit durch eine bessere Erziehung der Kinder aufzuhelfen suchte. Im Zeitalter des großen Kurfürsten schien man sich wenigstens der Ausländerei in der Sprache entledigen zu wollen, aber wissenschaftlich nicht gehörig gerüstet, machten sich die wohlmeinenden Köpfe vielfach lächerlich. Man verfiel einerseits in Flachheit, andererseits in Schwulst und geriet dann erst recht in den Sumpf der Französelei. Die schlesischen Dichter bieten ein deutliches Beispiel dafür. Es war kein rechter Rückhalt zu finden. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts riß die Skepsis ein, die über Frankreich und Holland aus England kam und die sogenannte „Aufklärung“ brachte. Die Denker und Forscher jener Zeit standen wie Newton bereits außerhalb des kirchlichen Dogmas und schossen Bresche in

die tote Orthodoxie. Da erhob sich endlich ein Markstein von politischer Bedeutung. Im Frieden zu Aachen (1748) trat Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte. Damit erlangte das protestantische Norddeutschland das Übergewicht im Reiche. Duldung und freies Denken erhielten nun erst eine Heimstätte, denn nach der Ansicht Friedrichs des Großen sollte die religiöse Meinung Herzenssache des einzelnen sein. Der große Fritz, welcher von der geistigen Bedeutung seines Volkes zwar recht klein dachte und dem platten Rationalismus eines Voltaire huldigte, lenkte durch seine Thaten die Besten auf sich und regte so auch geistig an. Friedrich II. bildete das Reis, an dem sich die vaterländische Begeisterung emporrankte. Bei Roßbach wurde 1757 das Franzosentum lächerlich, während gleichzeitig der Schweizer Joh. Jak. Bodmer „Chriemhildens Rache“ und „Die Klage“ bekannt machte. In diesem merkwürdigen Zusammentreffen ist der beginnende nationale Kampf gegen die französische Windbeutelei zwiefach angedeutet. Gleim und Ramler besangen die fritzischen Thaten, und nach und nach begann man im Norden wieder politisch zu empfinden. Sobald die Deutschen aber zur Erkenntnis ihres eigenen Wertes gelangt waren, fühlten sie sich auch gedrängt, sich geltend zu machen und auf eigene Füße zu stellen. Nach Mitte des 18. Jahrhunderts sehnte man sich allenthalben nach Erlösung und empfand die Zeit durchaus als eine fordernde. Es erfolgte die nationale Wiedergeburt des deutschen Volkes durch das noch unverdorbene bessere Bürgertum, aus welchem jene edlen

Jünglinge hervorgingen, die nach Wahrheit und mit Rousseau nach Natur riefen und eine ungeahnte Revolution des deutschen Gemütes gegen Unnatur und Nachahmerei, gegen dürre Vernünftelei und Niedertracht erregten. Die Befreiung von dem allgemeinen Drucke geschah hier durch einen großen inneren, philosophisch-ethischen Kampf, während sie in Frankreich mit Blut und Eisen vor sich ging, nachdem der nordamerikanische Freiheitskrieg durch geschichtliche Thatsachen das Selbstbestimmungsrecht der Völker dargethan und auch das morsche gallische Staatsgebäude moralisch erschüttert hatte. Die französische Revolution räumte dann mit dem Alten gewaltsam auf. Bei den Deutschen aber war das Gemüt noch frisch und behielt die Herrschaft; daher hob sie die neue „seelenvolle Culturarbeit" hoch hinweg über Gewalt und Verbrechen, über rassenhafte und nationale Voreingenommenheit zur Erhaltung und Festigung des Brauchbaren und zum Weltbürgertum in Leben und Poesie. Eine andere Erscheinung in jenem gewaltigen geistigen Ringen soll später betrachtet werden; hier ist es mir namentlich darum zu thun, auf etwas breiterer Grundlage die Verhältnisse zu charakterisieren, aus welchen Goethe hervorgegangen. Nicht übersehen darf man, daß auch in der Philosophie eine Erneuerung stattfand. Der gewaltige Leibnitz, der den historischen Causalismus betont hatte war durch den nüchternen Chr. Wolff abgelöst worden, dessen praktische Lehren nimmermehr genügten und als völlig schal erschienen, so daß der Schweizer J. G. Sulzer die verschiedensten Systeme nach Argumenten durchsuchte, um

damit das gerissene philosophische Netz auszuflicken. Da erhob sich Immanuel Kant und baute mit scharfem Kriticismus neu auf. Seine Gedanken haben in der Folge auf alle Wissenszweige befruchtend eingewirkt und die Ästhetik der Klassiker gezeitigt. Ohne nachhaltige Folgen blieb nur die aus dem Skepticismus des 18. Jahrhunderts entsprungene theologische Bewegung, weil sie durch den Eintritt der französischen Revolution rasch abgeschnitten wurde. Der Protest der deutschkatholischen Bischöfe zu Ems (1786) gegen die päpstliche Übergewalt ist eines der vielen Zeugnisse für die allgemein als notwendig erkannte Erneuerung der Zeit. Vor allem aber war sich die deutsche Jugend in ihrem, nur anfangs noch dunklen, Drange dessen voll bewußt, sie suchte neue Bahnen auf, die dann auch gefunden wurden; in der Litteratur setzte sie ihren Hebel an. Zunächst ward man sich darüber klar, daß die neue Form national sein müsse. In dieser Hinsicht gab es wenigstens über den Wert der eigenen Sprache einige Anhaltspunkte. Der Satz ist im Hinblick auf den damaligen Bildungsstand durchaus kein Paradoxon.

Luther hatte mit seiner urkräftigen Volkssprache mächtigen Einfluß geübt, der selbst die Gelehrten ergriff; Hans Sachs hat in ähnlicher Art gedichtet und ist selbst heute noch im Volke unvergessen. Theophrastus Bombastus Paracelsus hielt trotz seines barbarisch verlateinten Namens seine Vorlesungen zu Basel schon 1526 deutsch[3]), der gelehrte Augsburger Philologe Hieronymus Wolf ging sogar der Mundart seiner schwäbischen Heimat nach[4]), und

so haben viele andere in gleichem oder ähnlichem Sinne gewirkt. Der humanistisch gebildete Arzt Hippolyt Guarinoni schrieb deutsch und übte lange vor Haller das Bergsteigen aus Naturgenuß[5]). In der Zeit der tollsten Ausländerei ahmte dann Thomasius in Leipzig das Beispiel des Paracelsus nach (1687) und betonte, wie später Leibnitz, als der erste wieder deutlich genug den nationalen Standpunkt. Allmählich besserte sich auch die Sprache selbst. Während der einzige wirkliche Dramatiker der Schlesier, Andreas Gryphius, in seinen älteren Übersetzungen und selbständigen Stücken noch eine entsetzliche, mit zahllosen Fremdwörtern gespickte Sprache redete, befleißigte sich der Rektor Weise von Zittau schon eines edleren Deutsch. Gottsched brachte die mitteldeutsche Mundart zum Siege und erwarb sich vielfache Verdienste um die Litteratur. Trotz seiner Niederlage im Kampfe gegen die Schweizer dauerte sein Einfluß fort, und er suchte manchmal dort mit Bedacht zu klären, wo andere in der Finsternis herumtappten. Victor Albrecht v. Haller hat, obwohl mundartlich gefärbt, wieder schön und echt deutsch geschrieben und außerdem das Gebiet der poetischen Motive erweitert; er blieb mustergiltig bis auf Klopstock[6]). Fast unbemerkt tritt nun mit dem Zurückweichen des Marinismus auch das Streben nach neuen dichterischen Formen ein. Die Regeln der Dichtkunst wurden seit Opitz erweitert, inhaltlich aber war die Dichtung doch meist nur bloße „Nachahmung der Natur"; daher die unempfundenen Poesien der Anakreontiker. Da trat Klopstock auf. Er besaß die göttliche Gabe reinster Begeisterung

und konnte ſich mit Recht der „Erhebung der Sprache“ vor Freund und Feind rühmen. Der Hainbund verehrte in ihm den ſeraphiſchen Sänger der neuen Zeit und ſuchte ſich in ſeinen Geiſt einzuſpinnen. Was dieſer gedankenreichen Sprache der Hoheit an Schmiegſamkeit und Feinheit abging, ergänzte recht glücklich Wieland, der erſte deutſche Schriftſteller, deſſen Romane die Deutſchen wieder laſen. Leſſing endlich ſchärfte den Stil, begründete die litterariſche Kritik, beſtimmte durch dieſelbe die Regeln der Dichtkunſt und der von Winckelmann erſchloſſenen Antike, ſtellte im Drama Muſter auf, ſchlug die Franzoſen aus dem Felde und ſperrte den im Grunde recht flachen Dramatiker Chriſtian Felix Weiße in die Kinderſtube. Herder ſetzte zum Teil Leſſings Werk fort, gab der Dichtung den Zug größerer Allgemeinheit und verkündete laut und offen den Kosmopolitismus der Litteratur. Dieſen Männern kam der lebhafte Bildungsdrang des vorigen Jahrhunderts zu ſtatten, der uns heute kaum noch begreiflich iſt. Die Teilnahme für geiſtige Intereſſen war ebenſo groß als allgemein. Der Boden erſchien alſo für die Klaſſiker in jeder Hinſicht hübſch geebnet. Gleichwohl gab es noch ſehr viel zu thun, zu beſtimmen, zu erringen und zu befeſtigen. In ſtarker Haſt ſuchten die ſogenannten Stürmer und Dränger den Gährungsprozeß zu beſchleunigen, der in England begonnen und den Deutſchen teils direkt, teils durch das franzöſiſche Medium mitgeteilt worden. Aber ſie ſetzten noch etwas zu, indem ſie den Stoff durch ihr tief veranlagtes Gemüt laufen ließen; ihnen waren nicht bloß eng-

liſche Skepſis und revolutionäre Ideen, ſondern auch Miltons Gefühlspoeſie durch Bodmer, Klopſtock und J. Pyra nahe gebracht worden. Es folgte die Zeit der Gefühlsſchwärmerei. Das Herz ſollte herrſchen, das Gefühl über Wiſſen und Religion, Staat und Geſellſchaft das entſcheidende Wort ſprechen. Goethes Werther ſagt: „Das Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von Allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends.“ Jene Männer tragen unverkennbar die beiden Grundzüge des Subjektivismus an ſich, Aufklärung und Empfindſamkeit. Die freie Natur ſchien ihnen das Beiſpiel zum Kampfe gegen alles Gemachte nnd Erzwungene zu geben, indem ſie durch Selbſtwahl ſo herrlich geworden und wahrhaft Schönes hervorbringt. Darum übte auch Rouſſeau auf ſie einen ſo gewaltigen Einfluß; aus dem überfeinerten und überbildeten Frankreich drang ſein Ruf: die Kultur iſt die Mutter alles Unheils und nur in der Rückkehr zur Natur liegt das Glück der Menſchheit, wie eine prophetiſche Warnung herüber. Er fand ein um ſo lauteres Echo, als die Deutſchen ſchon von Haus aus innige Verehrer und Freunde der Natur ſind. Die Naturſchwärmerei iſt ein echt germaniſcher Zug, und faſt möchte ich die ganze genialiſtiſche Richtung der Zeit kurzweg „Gothik“ nennen. Jener ungeklärte Drang nach Freiheit und Natur mußte erſt Geſetze haben; da aber die Stürmer das Maß nicht fanden, mit dem die Dinge zu meſſen, ſo ſuchten ſie den Mangel durch eigene Originalität zu erſetzen und predigten die Souveränität des Genies, das ſich ſelbſt Geſetz ſei. Gegen

den Verstand trumpften sie die Phantasie aus, gegen Norm und Regel Leidenschaft und Kraft, und gegen die Kunst die Natur. Sie verehrten Homer, Sokrates, den dunklen Ossian und besonders Shakespeare, die ihnen als unerreichte Muster genialen Schaffens galten. Ihre Begeisterung trug bei aller krankhaften Überschwänglichkeit und Einseitigkeit den Stempel des Idealen an sich und gebar in der Folge die wirklichen Genies der Dichtung, als welche sich jene Schwärmer irrig selbst betrachtet hatten. Es war ein unläugbares Glück für die geistige Entwicklung Goethes, daß jener Kampf noch nicht vorüber war, als er, der „singulare Mensch", ins Leben eintrat. An ihm maß und stählte er seine Kraft, um nach durchbrauster Jugend zur Klarheit und Wahrheit in Kunst und Leben zu gelangen. Für einen bedeutenden Mann ist ja zunächst immer die Zeit ausschlaggebend, in welche er fällt; sie muß die Bedingungen zu seiner Entfaltung und Bethätigung enthalten. Bei Goethe traf dies völlig zu. Aus „Sturm und Drang" ging der Dichter und Denker hervor, welcher unsere Kulturentwicklung in neue Bahnen gelenkt und mächtig gefördert hat, indem er sich ganz in den Dienst der Zeit stellte, die schließlich, weil sie sonst mitsamt allem Seienden zwecklos wäre, nur einem Punkte zustreben kann: dem Ideale der Vollendung. Wenn wir erwägen, was sich seit einem Jahrhunderte bereits gebessert, so dürfen wir wohl an den Fortschritt der Menschheit glauben.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 mittags mit dem Glockenschlage zwölf zu Frankfurt

am Main geboren. Halb im Scherze, halb im Ernste hat er selbst in „Dichtung und Wahrheit“ die Versicherung abgegeben, daß die Stellung der Gestirne in der Stunde seiner Geburt eine glückliche und Ursache seiner Erhaltung gewesen sei. Die Sonne stand nämlich im Gipfelpunkte, und die Spenderin von Licht und Leben sahen die wichtigsten Planeten, Jupiter, der Stern Christi und Julius Cäsars, und Venus, das Liebesgestirn, welches auch den in seinem Zeichen Geborenen eine schöne Schriftstellerlaufbahn verheißt, freundlich an; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher der Geburt Goethes, die nicht eher erfolgen konnte, als bis die Stunde vorübergegangen. Bekannt ist, daß Goethe durch die Ungeschicklichkeit der Hebamme Müller ganz schwarz im Gesichte und wie leblos zur Welt kam. Man stellte Erweckungsversuche an, die auch bald gelangen. Als das Kind die Augen aufschlug, rief seine Großmutter der jungen Wöchnerin entzückt zu: „Rätin, er lebt!“ Die große Not im Hause Goethes gab dann Veranlassung, daß in Frankfurt vom Rat aus ein Geburtshelfer für die Armen bestellt wurde. So ist Goethes Eintritt in die Welt durch einen Akt der Humanität gekennzeichnet worden.

Er war in einem günstigen Zeichen und im hellen Lichte des Sommermittags geboren; das Glück blieb ihm auch durch das ganze Leben hold wie keinem anderen Sterblichen. Dies deutete er später selbst in seinem Garten zu Weimar durch einen Weihestein an, auf welchem ein

den Verstand trumpften sie die Phantasie aus, gegen Norm und Regel Leidenschaft und Kraft, und gegen die Kunst die Natur. Sie verehrten Homer, Sokrates, den dunklen Ossian und besonders Shakespeare, die ihnen als unerreichte Muster genialen Schaffens galten. Ihre Begeisterung trug bei aller krankhaften Überschwänglichkeit und Einseitigkeit den Stempel des Idealen an sich und gebar in der Folge die wirklichen Genies der Dichtung, als welche sich jene Schwärmer irrig selbst betrachtet hatten. Es war ein unläugbares Glück für die geistige Entwicklung Goethes, daß jener Kampf noch nicht vorüber war, als er, der „singulare Mensch", ins Leben eintrat. An ihm maß und stählte er seine Kraft, um nach durchbrauster Jugend zur Klarheit und Wahrheit in Kunst und Leben zu gelangen. Für einen bedeutenden Mann ist ja zunächst immer die Zeit ausschlaggebend, in welche er fällt; sie muß die Bedingungen zu seiner Entfaltung und Bethätigung enthalten. Bei Goethe traf dies völlig zu. Aus „Sturm und Drang" ging der Dichter und Denker hervor, welcher unsere Kulturentwicklung in neue Bahnen gelenkt und mächtig gefördert hat, indem er sich ganz in den Dienst der Zeit stellte, die schließlich, weil sie sonst mitsamt allem Seienden zwecklos wäre, nur einem Punkte zustreben kann: dem Ideale der Vollendung. Wenn wir erwägen, was sich seit einem Jahrhunderte bereits gebessert, so dürfen wir wohl an den Fortschritt der Menschheit glauben.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 mittags mit dem Glockenschlage zwölf zu Frankfurt

am Main geboren. Halb im Scherze, halb im Ernste hat er selbst in „Dichtung und Wahrheit“ die Versicherung abgegeben, daß die Stellung der Gestirne in der Stunde seiner Geburt eine glückliche und Ursache seiner Erhaltung gewesen sei. Die Sonne stand nämlich im Gipfelpunkte, und die Spenderin von Licht und Leben sahen die wichtigsten Planeten, Jupiter, der Stern Christi und Julius Cäsars, und Venus, das Liebesgestirn, welches auch den in seinem Zeichen Geborenen eine schöne Schriftstellerlaufbahn verheißt, freundlich an; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher der Geburt Goethes, die nicht eher erfolgen konnte, als bis die Stunde vorübergegangen. Bekannt ist, daß Goethe durch die Ungeschicklichkeit der Hebamme Müller ganz schwarz im Gesichte und wie leblos zur Welt kam. Man stellte Erweckungsversuche an, die auch bald gelangen. Als das Kind die Augen aufschlug, rief seine Großmutter der jungen Wöchnerin entzückt zu: „Rätin, er lebt!“ Die große Not im Hause Goethes gab dann Veranlassung, daß in Frankfurt vom Rat aus ein Geburtshelfer für die Armen bestellt wurde. So ist Goethes Eintritt in die Welt durch einen Akt der Humanität gekennzeichnet worden.

Er war in einem günstigen Zeichen und im hellen Lichte des Sommermittags geboren; das Glück blieb ihm auch durch das ganze Leben hold wie keinem anderen Sterblichen. Dies deutete er später selbst in seinem Garten zu Weimar durch einen Weihestein an, auf welchem ein

Würfel mit einer darauf ruhenden Kugel, dem Symbol des Glückes, abgebildet war. Sein Name ließe sich vom goth. gudja herleiten, das wieder mit guth *P* (Gott) zusammenhängt und „Priester" bedeutet; da ich aber aus Goethe weder einen ganzen noch einen halben Gott machen, sondern ihn als Menschen und Dichter betrachten will, so verzichte ich auf weitere Deutungen. Weniger weit als die Abstammung seines Namens läßt sich Goethes Geschlecht zurückverfolgen. Dasselbe stammt aus Artern in der Grafschaft Mansfeld und gehörte dem bürgerlichen Arbeiterstand an. Hans Christian Goethe war Huf- und Waffenschmied daselbst und wohnte in einem anspruchslosen Hause, welches nach dem Brande von 1683 wiederhergestellt und in jüngster Zeit umgebaut wurde[7]). Des genannten Schmiedes ältester Sohn Friedrich Georg, 1657 geboren, übersiedelte als Schneidermeister nach Frankfurt und heiratete dort im Jahre 1705 die Witwe Cornelia Schellhorn, geborene Walther, Gasthalterin zum „Weidenhof". Der beiden jüngstes Kind und einzig überlebender Sohn war Johann Kaspar, geboren am 31. Juli 1710. Dieser ging als Erbe vermöglicher Eltern zum gelehrten Berufe über, studierte in Coburg, dann in Leipzig die Rechte und erlangte in Gießen den Doctorhut, machte 1740 eine Reise nach Italien, die er später in der Sprache dieses Landes in Briefform schilderte[8]), und ließ sich dann in Frankfurt nieder. Da er im Dienste seiner Vaterstadt auch die niederen Stufen der Beamtenlaufbahn hätte zurücklegen müssen, so blieb er lieber ohne Amt und verschaffte sich vom Kaiser Karl VII.

den Titel eines kaiserlichen Rates. Am 20. August 1748 verheiratete er sich mit Katharina Elisabeth Textor, der am 19. Febr. 1731 geborenen Tochter des lebenslänglichen Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor und dessen

Goethes Stammhaus in Artern.

Ehefrau Margarete Lindheimer. Die Textor stammten aus Mergentheim im Jagstkreis und übersetzten, als sie aus dem Arbeiter- in den Gelehrtenstand übertraten, ihren deutschen Namen Weber ins Lateinische. So vereinigten sich also in beiden Familien bürgerliche Abstammung und aristokratisches Wesen. Goethes Vater war ein Mann von Ernst und Fleiß, Genauigkeit und Rechtlichkeit, die Mutter eine

liebevolle, heitere, stets freundliche und gesprächige Frau voll sprudelnder Herzlichkeit und gesundem Witz, die sich in der Jugend mit Lernen nicht viel geplagt, in ihrem 18. Lebensjahre vielleicht ohne tiefere Neigung einem viel älteren Manne die Hand gereicht hatte und mit ihrem natürlichen Frohsinn die steife Würde und Sorglichkeit des Eheherrn glücklich ergänzte und ausglich. Der Sohn sagte von seinen Eltern:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren."

Wolfgang war nicht ihr einziges Kind; 1750 wurde Cornelie Goethe geboren, 1752 ein Sohn Hermann Jakob, den eine böse Krankheit im zarten Alter hinwegraffte. Mehrere später geborene Kinder starben bald nach der Geburt. Goethe vereinigte die Anlagen und Charaktereigenschaften seiner Eltern glücklich in einer Person. Von Bedeutung war für ihn auch, daß seine Wiege in Frankfurt stand. Diese seit 1495 reichsfreie Stadt bedeutete den Mittelpunkt des ganzen südwestlichen Deutschland, besaß als großes Handelsemporium viel Leben und Verkehr und war gleichzeitig die Krönungsstadt der deutschen Kaiser.[9]) An einem schiffbaren Flusse und in einer freundlichen, offenen Gegend gelegen, nicht weit vom Rhein entfernt und durch gute Straßen mit den wichtigsten Handelsplätzen verbunden, gelangte sie zu hoher Blüte und politischer Bedeutung. Zur Zeit der großen Messen war sie von fremden Kaufleuten überfüllt und bot reichlich wechselnde Bilder. Auch

ihre altertümlichen Bauten, wie der geschichtlich merkwürdige „Römer“ (Rathaus) mußten die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Die Frankfurter der damaligen Zeit waren ein fröhliches, behagliches Völkchen von ausgeprägter Eigenart in Sprache, Handel und Wandel, so geradezu und nicht wähleriſch, offen und ungeſchminkt im Verkehr unter ſich und mit anderen. Äußere Wohlhabenheit und der Wert ihres Gemeinweſens impfte ihnen Selbſtbewußtſein und einen gewiſſen Kaſtengeiſt ein, der ſie von anderen Großſtädtern unterſchied. In die Mitte geſtellt zwiſchen den Norden und Süden Deutſchlands, berührten ſich hier die Gegenſätze auf das mannigfachſte und ergaben im ganzen doch eine Miſchung von wohlthuendem Einklange. Jakob Grimm hat hervorgehoben, daß die Entwicklung Goethes und Schillers ſchon nach der Landesart eine verſchiedene ſein mußte; Goethe trug im Gegenſatze zu ſeinem ſchwäbiſchen Landsmanne das leichtere, geſchmeidige, heitere, farben- und bilderreiche Weſen Mittelfrankens an ſich, ähnlich dem Dichter des „Parzival“, und verleugnete auch ſpäter nicht dieſe Eigenart ſeiner Heimat. Seine Jugend nährten gute Geiſter. Er wurde von den verſchiedenſten Seiten her angeregt und wuchs ſozuſagen unter lauter bewegenden Gegenſätzen auf. Der Vater erzog die Kinder mit großer Strenge, welche Furcht hervorrief, aber die Mutter zeigte ihnen die ganze Liebe ihres reichen Herzens, welche wieder reine Gegenliebe und dankbares Vertrauen gewann. Goethe ſtand dem Mutterherzen immer näher, als dem geſtrengen Vater, deſſen Ableben am 25. Mai 1782[10]) ihn nicht tiefer be-

rührte. Doch war er gegen ihn durchaus nicht gefühllos, wie wir später sehen werden. Dem „Müttergen" baute der Sohn in seinen Dichtungen einen schönen Altar der Erinnerung auf. Als dritte Persönlichkeit, welche auf Goethes Kindheit Einfluß nahm, erblicken wir die Großmutter, welche Eigentümerin des Hauses war und selbst darin wohnte. Sie hatte den Knaben viel um sich, beschäftigte ihn und ließ ihn auch dann, wenn sie zu Bette bleiben mußte, in ihrem ebenerdig gelegenen Zimmer spielen. Zum Weihnachtsabend 1753 erhielt er von ihr als letztes Vermächtnis ein Puppenspiel, das ihm und seiner Schwester viel Vergnügen machte und ihn auf das Theater hinlenkte; dadurch, daß Goethe die Lust Wilhelm Meisters zum Theaterwesen ebenfalls durch ein Puppenspiel geweckt werden läßt, hat er diesem Umstande großes Gewicht für seine eigene Entwicklung beigelegt. Im Puppenspiele wurzelt ja auch sein „Faust". Das „Püppelspiel" mit einigen Drahtfiguren befindet sich jetzt im städtischen historischen Museum zu Frankfurt am Main und ist ziemlich wohl erhalten[11]). Am 26. März 1754 starb die Großmutter im 86. Lebensjahre; in dem alten Hause am großen Hirschgraben wurde es einsamer Es sah düster genug aus; nur vom rückwärtigen Zimmer des zweiten Stockes hatte man die schöne Aussicht über die Stadtmauern weg auf den Main und die fruchtbare Ebene der Wetterau, die sich gegen Höchst hinzieht, und im Hintergrund auf den Taunus. Hier pflegte der junge Goethe seine Lektion zu lernen, die Gewitter abzuwarten und den Sonnenuntergang zu beobachten. Die Einsamkeit trug

dazu bei, den Sinn des Knaben nach Innen zu wenden, indes sein Blick in die Natur geschärft wurde. Der Vater, als Erbe, beschloß nun, das altertümliche Haus umzubauen. Aus zwei durchbrochenen Baulichkeiten wurde ein stattliches Wohnhaus hergestellt. Dies mußte, um die lästigen behördlichen Bauvorschriften zu umgehen, nach und nach geschehen, während die Familie im Hause verblieb und nur die Zimmer wechselte. Der alte niedersächsische Baustil ward beibehalten, die beiden oberen Stockwerke erschienen über das unterste hinausgerückt. Die durch den Bau verursachte Unruhe bewog den Vater im Sommer 1755 doch, den Knaben zu Verwandten zu geben und in eine öffentliche Schule zu schicken. Der Schulbesuch scheint ihn nach seinem eigenen Geständnis nicht sehr gefördert zu haben, der aristokratisch erzogene Junge paßte nicht unter Kinder minderen Standes, die ihn mißtrauisch ansahen und sogar thätlich angriffen. Als Goethe aus dem Vaterhause war, wurde er erst seiner Vaterstadt gewahr; sie machte einen unverlöschlichen Eindruck auf sein junges Gemüt. Nach Vollendung des Hauses kam er wieder in dasselbe zurück, der Vater leitete selbst den Unterricht des Sohnes und suchte ihm taugliche Lehrer. Die Bücherei wurde neu aufgestellt und die Bilder aus Italien wieder angebracht, welche den Sohn mächtig anzogen und schon früh mit Sehnsucht nach dem Lande der Kunst erfüllten. Zur Ausschmückung des Hauses wurden einheimische Maler herangezogen, so daß der junge Goethe mit Künstlern in Berührung kam. Diese huldigten wie Goethes Vater dem

niederländischen Geschmacke, und so wurde da zuerst des Dichters langanhaltende Vorliebe für diese Richtung erweckt. Er sah ihnen wie früher den Maurern bei der Arbeit zu und lernte die Technik des Zeichnens und Malens kennen. Ab und zu kamen geladene Gäste ins Haus, sonst durften die Kinder wohl auch zu den mütterlichen Großeltern auf der Friedbergergasse gehen, die einen hübschen Garten besaßen. Im Übrigen herrschte in Goethes Vaterhause nicht viel Leben. Die erste Beunruhigung des Knaben verursachte das große Erdbeben von Lissabon am 1. Nov. 1755, durch welches viele Menschen umkamen und eine mächtige Stadt in wenigen Augenblicken zerstört wurde. Das Ereignis rief in ganz Europa gewaltige Aufregung hervor; Voltaire stützte darauf seinen Angriff auf die Weltanschauung der Optimisten. Goethe zweifelte an Gottes Gerechtigkeit, wie nach dem schrecklichen Hagelschlag im August 1756 an Gottes Allgüte. Über seine religiöse Entwicklung dürfte vorläufig folgendes hier angeschlossen werden. Zweifel und Polemik in Religionssachen lagen damals im Zuge der Zeit. Goethes Vater war freisinnig und huldigte der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die als eine wesentlich philosophische Richtung in den gebildeten und vornehmen Kreisen Geltung erlangt hatte. Damit stimmen auch die pädagogischen Neigungen, die der Vater im Sinne praktischer Nützlichkeit an dem Sohne befriedigte. Zwar scheinen häusliche Andachten stattgefunden zu haben, aber viel Aufmerksamkeit wurde der religiösen Erziehung gewiß nicht geschenkt. Dazu kam noch der unfruchtbare

Religionsunterricht, den Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ dürre Moral nennt. Dem Mangel an wahrer Religion half man durch Aberglauben und Gespensterfurcht nach. Die sonderbaren Dinge eines dogmatischen Religionsunterrichtes erzeugen entweder Gleichgiltigkeit oder Zelotismus. Goethe blieb von beiden Richtungen nur dadurch verschont, daß er religiös seine eigenen Wege ging und seinem Gott in seinem Herzen einen Tempel erbaute. Er betrachtete die Religion immer als etwas rein Subjektives, weshalb er den Ausspruch that: „Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zu Spott.“ Der Glaube an einen persönlichen Gott, in dem denkenden und frühreifen Knaben schon durch die Natur erschüttert, fehlte ihm; er suchte in der weise geordneten Natur das Wirken eines höchsten Wesens zu erkennen, das nicht außer uns ist und sich durch Kraftthätigkeit äußert. Sein Vater hatte ihn auf die Schönheit der Natur hingewiesen, und seine eigene Anlage führte ihn zur Bewunderung derselben. Er trieb Kultus mit ihr und wollte selbst Priester sein. Auf dem Musikpulte des Vaters errichtete er einen Altar, auf dem die stufenweise angeordneten Naturprodukte die Welt im Gleichnis darstellten, „über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich auffehnende Gemüt des Menschen bedeuten.“ Bei Sonnenaufgang wurde nun dieser „alttestamentliche“ Gottesdienst begangen. Lewes hat ihn einen pantheistischen genannt, andere erblickten darin nur die kindliche Anschauungsweise eines gescheiten Knaben[12]); man wird wohl am richtigsten sagen, es offen-

bare sich darin Goethes Naturſinn im Spiegel eines im Grunde frommen Gemütes. Seine Anſchauung war von Jugend an weder heidniſch noch kulturell, aber tief religiös, wie er ſpäter ja auch Perlen chriſtlicher Dichtung von unvergänglichem Werte aufgereiht hat. Der Unterricht des Knaben hatte trotz der Fürſorge des Vaters wenig Syſtem. Die Sprachen erlernte er mehr ſpielend nach dem Gehör und aus der Lektüre, als aus der Grammatik, das Italieniſche vom Unterrichte ſeiner Schweſter, das Engliſche und Franzöſiſche aus dem Umgang. Er befaßte ſich auch mit der hebräiſchen Sprache und mit dem Frankfurter Judendeutſch, angeregt durch die Bibel, aus welcher man damals überhaupt die erſte Bildung ſchöpfte. Die Erzählungen und die Sprache derſelben begeiſterten den jungen Goethe und machten ihm dieſes Weltbuch für das ganze Leben lieb und wert. Eine mehr ſpielende Lernart nahm er ſich zur Richtſchnur, welcher er dann auch in ſeinen Schriften das Wort redete. Den damaligen Lehrplänen fehlte der Anſchauungsunterricht; Goethe kannte in dieſer Hinſicht vorzüglich den Orbis pictus des Amos Comenius. Dagegen lernte er frühzeitig die Volksbücher kennen, für welche Frankfurt dazumal dasſelbe war, was heute Burghauſen und Reutlingen ſind. Der Buchhandel war bedeutend, denn Frankfurt bildete bis 1764 den Sitz der ſüddeutſchen Buchhändlermeſſe. Dann trat Leipzig an die Stelle. Von Einfluß auf den Knaben war ferner die erſte deutſche Robinſonade „Die Inſel Felſenburg“ von Joh. Gottfried Schnabel[18]). In Goethes Vaterhauſe hatte

die deutsche Poesie einen ehrenvollen Platz. Der Vater liebte die reimenden Dichter, und so lernte Wolfgang die Allongepoeten Hagedorn, Drollinger, Neukirch, Brockes, Creuz, Gellert und auch Haller kennen. Klopstock war nach dem Willen des Vaters von der Lektüre ausgeschlossen, und da der Agent Schneider doch den „Messias" brachte, so hätte es bald Unheil gegeben, als Goethe und seine Schwester hinter dem Ofen einmal laut das Zwiegespräch zwischen Satan und Adramelech zu deklamieren begannen, während der Vater eben rasiert wurde. Der Chirurgus erschrak über jene Teufelsflüche dermaßen, daß er dem gestrengen Herrn Rat den Inhalt des Seifenbeckens in die Brust goß. Die Begeisterung, welche Goethe für die prächtigen Hexameter des seraphischen Sängers empfand und im zweiten Buche von „Dichtung und Wahrheit" lebhaft schilderte, war groß und regte ihn zu einer ähnlichen Dichtung „Joseph und seine Brüder" an, die übrigens direkt auch von Mosers Prosaepos „Daniel in der Löwengrube" beeinflußt erscheint[14]). Außerdem versuchte er sich in Dialogen, setzte die sonntäglichen Predigten in Verse um und tändelte mit allerlei Einfällen; das Knabenmärchen vom neuen Paris hat er jedoch erst viel später gedichtet und in „Dichtung und Wahrheit" eingeschoben. In die Welt des Wunderbaren führte den Knaben die erfindungsreiche Mutter mit pädagogischem Verständnisse; sie erzählte ihm Märchen, oft aber nicht bis zu Ende, und ließ ihn selbst den Schluß dazu finden. Die ältesten Gedichte Goethes sind die beiden Neujahrsgrüße für 1757

an seine Großeltern, welche im Archive zu Weimar liegen und in der neuen Ausgabe bei den Jugendpoesien gedruckt werden sollen. Jedes zählt 12 Zeilen; das eine beginnt „Erhabener Großpapa", das andere „Erhabene Großmama". Die steifen Alexandriner sind indessen wohl nur abgeschrieben, oder vom Lehrer gedrechselt. Im August 1758 verfaßte er die 31 Morgengrüße auf jeden Tag des Monats an seinen Vater. Von den Jugendarbeiten Goethes ist sehr wenig erhalten, aber selbst dieses Wenige verrät da und dort schon den geborenen Dichter.

Unterdessen hatten den Knaben neue Eindrücke getroffen. Im siebenjährigen Kriege wurde auch Frankfurt hart mitgenommen. Die Stadt ward am 2. Jänner 1759 von den Franzosen besetzt. Rat Goethe mußte den Königslieutenant Grafen Thoranc aus Mouans bei Grasse in der Provence ins Quartier nehmen und ihm einen Teil des Hauses einräumen, was er mit großem Unwillen that, denn er war preußisch, vielmehr fritzisch gesinnt und suchte auch seiner Umgebung diese Hinneigung zur Person des großen Königs mitzuteilen. Dagegen stand der Schultheiß Textor, der von Maria Theresia eine goldene Ehrenkette erhalten, auf kaiserlicher Seite und sah die Anwesenheit der Franzosen gerne. Das setzte manchmal argen Streit und teilte dem jungen Goethe nur die Abneigung gegen Politik mit, obwohl er selbst Friedrichs Thaten bewunderte, und brachte ihm die allgemeine Idee bei, daß menschliches Urteil überhaupt unzuverlässig sei, wie er noch im „Großkophta" zeigt. Thoranc war ein liebenswürdiger, hochgebildeter

Mann und ein besonderer Freund der Kunst. Man weiß außer der Schilderung Goethes im 3. Buche seiner Autobiographie, aus der Gutzkow seinen „Königslieutenant“ schöpfte, fast nichts über den interessanten Mann. Bald nach seiner Einquartierung im Hause Goethes ließ er die besten Maler von Frankfurt und den seinerzeit hochgeschätzten Seekatz aus Darmstadt rufen und richtete ihnen ein Atelier ein. Der junge Goethe machte sich nun wieder an die Künstler und erlernte von ihnen so manches, was er später brauchen konnte; er sah bei Erneuerung von Gemälden zu und unterbreitete dem Grafen sogar ein schriftliches Gutachten über die Ausführung eines Joseph-Cyklus. Auch sonst kam durch die Franzosen Leben ins Haus. Da der Königslieutenant die Streitigkeiten zwischen Civil und Militär zu schlichten hatte, so ging es bei ihm bis tief in die Nacht ein und aus, das Hausthor blieb unverschlossen, und die verschiedensten Persönlichkeiten kamen. Vater Goethe aber empfand den Aufenthalt des Grafen mit jedem Tage lästiger und ließ sich endlich sogar zur Unhöflichkeit hinreißen. Charfreitag den 13. April 1759 fand vor der Stadt unweit Bergen ein Gefecht statt, das für die Franzosen siegreich verlief. Zahlreiche Verwundete wurden in die Stadt gebracht. Als der Königslieutenant seinem Quartierherrn zumutete, sich des Sieges der „gerechten Sache“ zu freuen, platzte dieser heraus: „Ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt!“ Der Graf war über diese deutsche Grobheit höchlich empört und wollte Gewalt anwenden, die nur durch die Hausfrau und einen gewandten

Freund abgelenkt wurde. Thoranc zog aus. Wichtiger war für den jungen Goethe aber die Bekanntschaft mit dem französischen Theater, das mit den Franzosen hierher gekommen und am Roßmarkt etabliert war. Großvater Textor gab ihm ein Freibillet für alle Vorstellungen, und ein junger Franzose Derones, richtiger De Rosne[15]), brachte ihn hinter die Coulissen und machte ihn so mit den Anfangsgründen der Dramaturgie bekannt, die dem Bühnendichter von hohem Werte sind. Er versuchte sich selbst mit einem französischen Stücke, welches aber nicht den Beifall seines kleinen Freundes errang; daher beschloß er jetzt die französischen Tragiker zu studieren und las Corneille und Racine. Die Verbindung mit dem Theater brachte ihn nun auch mit den Schauspielern zusammen, denen er manchen Kunstgriff abguckte. Ein Jugendfreund (vielleicht Max Moors), den Goethe in der Selbstbiographie mit einer seinen Romanen eigenen Redewendung einführt und Pylades nennt, brachte ihn in eine Gesellschaft junger Leute, welche allerlei Mystificationen trieb und auf ihn von schlimmem Einflusse hätte werden können, wenn die Verbindung nicht rechtzeitig durch die Polizei gelöst worden wäre. Goethe war an den geheimen Umtrieben derselben unschuldig, ebenso jenes Gretchen, seine erste Liebe, von dem wir heute noch nicht mehr wissen als uns der Dichter selbst mitgeteilt hat. Im „Faust“ aber belebte und verherrlichte er die in fast mythisches Dunkel gehüllte Gestalt. Nach Bettinas unverbürgter Angabe wäre sie die Tochter des Wirtes zur Rose in Offenbach gewesen. Das Mädchen betrachtete ihn als Knaben

und gestattete ihm nicht einmal einen Kuß, warnte ihn vor schlechter Gesellschaft und scheint ihn günstig beeinflußt zu haben, denn an der Seite Gretchens ging ihm ja eine „neue Welt des Schönen und Vortrefflichen“ auf, und „die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung.“ Nach der angedeuteten Affaire verließ Gretchen Frankfurt und verschwindet damit für immer auch unserem Auge. In die eben geschilderte Zeit fällt die Krönung Josefs II. zum römisch-deutschen Kaiser am 3. April 1764. Frankfurt nahm ein gar festliches Gepräge an, und Goethe schenkte den glänzenden Feierlichkeiten volle Aufmerksamkeit; in „Dichtung und Wahrheit“ hat er sie später mit unübertrefflicher Kunst und Anschaulichkeit geschildert. Vorübergehend zogen ihn damals auch die Geschichte und die Denkmäler der Vaterstadt, namentlich der „Römer“ mit dem Kaisersaal an, wo das prächtige Krönungsmahl stattfand. Ein Gegengewicht gegen schädliche Einflüsse erhielt der junge Dichter auch im Verkehr mit ernsten, älteren Männern, so mit dem pietistischen K. Fr. v. Moser, mit Olenschlager, der die goldene Bulle erläuterte, und dem pessimistischen Hofrat Hüsgen, wodurch er aber wieder ein etwas altkluges Wesen annahm. Nach der Entdeckung jener leichtfertigen Gesellschaft erhielt Goethe einen Hofmeister namens Müller, der ihn auf Spaziergängen und Ausflügen begleitete und durch philosophische Gespräche unterhielt. Er scheint jedoch ein trockener, pedantischer Mann gewesen zu sein im Stile jener Halbgelehrten, die im Famulus Wagner verspottet sind. Der junge Goethe

Freund abgelenkt wurde. Thoranc zog aus. Wichtiger war für den jungen Goethe aber die Bekanntschaft mit dem französischen Theater, das mit den Franzosen hierher gekommen und am Roßmarkt etabliert war. Großvater Textor gab ihm ein Freibillet für alle Vorstellungen, und ein junger Franzose Derones, richtiger De Rosne[15]), brachte ihn hinter die Coulissen und machte ihn so mit den Anfangsgründen der Dramaturgie bekannt, die dem Bühnendichter von hohem Werte sind. Er versuchte sich selbst mit einem französischen Stücke, welches aber nicht den Beifall seines kleinen Freundes errang; daher beschloß er jetzt die französischen Tragiker zu studieren und las Corneille und Racine. Die Verbindung mit dem Theater brachte ihn nun auch mit den Schauspielern zusammen, denen er manchen Kunstgriff abguckte. Ein Jugendfreund (vielleicht Max Moors), den Goethe in der Selbstbiographie mit einer seinen Romanen eigenen Redewendung einführt und Pylades nennt, brachte ihn in eine Gesellschaft junger Leute, welche allerlei Mystificationen trieb und auf ihn von schlimmem Einflusse hätte werden können, wenn die Verbindung nicht rechtzeitig durch die Polizei gelöst worden wäre. Goethe war an den geheimen Umtrieben derselben unschuldig, ebenso jenes Gretchen, seine erste Liebe, von dem wir heute noch nicht mehr wissen als uns der Dichter selbst mitgeteilt hat. Im „Faust“ aber belebte und verherrlichte er die in fast mythisches Dunkel gehüllte Gestalt. Nach Bettinas unverbürgter Angabe wäre sie die Tochter des Wirtes zur Rose in Offenbach gewesen. Das Mädchen betrachtete ihn als Knaben

und gestattete ihm nicht einmal einen Kuß, warnte ihn vor schlechter Gesellschaft und scheint ihn günstig beeinflußt zu haben, denn an der Seite Gretchens ging ihm ja eine „neue Welt des Schönen und Vortrefflichen“ auf, und „die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung.“ Nach der angedeuteten Affaire verließ Gretchen Frankfurt und verschwindet damit für immer auch unserem Auge. In die eben geschilderte Zeit fällt die Krönung Josefs II. zum römisch-deutschen Kaiser am 3. April 1764. Frankfurt nahm ein gar festliches Gepräge an, und Goethe schenkte den glänzenden Feierlichkeiten volle Aufmerksamkeit; in „Dichtung und Wahrheit“ hat er sie später mit unübertrefflicher Kunst und Anschaulichkeit geschildert. Vorübergehend zogen ihn damals auch die Geschichte und die Denkmäler der Vaterstadt, namentlich der „Römer“ mit dem Kaisersaal an, wo das prächtige Krönungsmahl stattfand. Ein Gegengewicht gegen schädliche Einflüsse erhielt der junge Dichter auch im Verkehr mit ernsten, älteren Männern, so mit dem pietistischen K. Fr. v. Moser, mit Olenschlager, der die goldene Bulle erläuterte, und dem pessimistischen Hofrat Hüsgen, wodurch er aber wieder ein etwas altkluges Wesen annahm. Nach der Entdeckung jener leichtfertigen Gesellschaft erhielt Goethe einen Hofmeister namens Müller, der ihn auf Spaziergängen und Ausflügen begleitete und durch philosophische Gespräche unterhielt. Er scheint jedoch ein trockener, pedantischer Mann gewesen zu sein im Stile jener Halbgelehrten, die im Famulus Wagner verspottet sind. Der junge Goethe

hatte in den oben berührten unerfreulichen Erlebnissen die „bewußtlose Glückseligkeit“ der Jugend verloren, er wurde hypochondrisch und menschenscheu. Bezeichnend ist sein Stammbuchvers für Moors, in welchem er die „beste Welt“ des Leibnitz eine „Mördergrube“ nennt. Sein Ruf litt bedenklich und erschwerte ihm die Aufnahme in den arkadischen Tugendbund des Ludwig Ysenburg v. Buri, welche er erst auf dringliches Einschreiten im Juni 1764 erhielt. Die Natur aber versuchte an ihm ihre allheilende Kraft, bis er wieder in Gesellschaften treten konnte. Goethes Jugend ist sonach durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der erhaltenen Anregungen und Eindrücke ausgezeichnet. Ein anderer wäre wohl in der ungeordneten Masse derselben und in den harten Gegensätzen zugrunde gegangen, ihn aber befruchteten sie und regten ihn zur Verwertung derselben an, denn er besaß die allererste Bedingung eines Talentes, die geistige Aufnahmefähigkeit, in einem außerordentlich seltenen Grade. Er verstand zu sichten und setzte schon frühzeitig alles, was ihn bewegte, in Verse um, oder er machte wenigstens Entwürfe, fertigte Gelegenheitsgedichte, Lieder und Oden in den verschiedensten Stilgattungen, bald selbständig, bald nachahmend, und versuchte sich sogar in Terenz'schen Stücken. Wenn wir auch diesen Dingen nur geringe Bedeutung beimessen, so sehen wir doch bereits hier die ihm eigene Gabe, das Leben in Poesie aufzulösen. Seit 1763 schrieb er alljährlich einen dickbauchigen Quartband voll und überraschte damit den Vater zum Geburtstage. Das meiste davon mag er wohl in Leipzig verbrannt haben

Erhalten ist nur die geistliche Ode „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi", welche 1765 vollendet und ohne Goethes Wissen und Willen in der Frankfurter „vermaledeyten" Wochenschrift „Die Sichtbaren" vom 14. Mai 1766 gedruckt wurde. Die Anregung dazu empfing er jedenfalls von Klopstock und den geistlichen Oden Cramers, aber nicht von Elias Schlegel, wie er selbst irrig berichtet. Das Gedicht, halb geistliche Ode, halb Epos, ist eine Erstlingsarbeit, aus der jedoch deutlich das dichterische Talent blickt. Das Pathetische war ihm zwar nicht in gleichem Maße zu eigen, wie Schiller, dafür sind leichte Reime, hübsche Bilder und klare Anschaulichkeit unverkennbare Anzeichen für seinen späteren „Realismus." Auf feurigem Siegeswagen läßt der Dichter den Herrn nach seiner Auferstehung zur Vorhölle fahren, und zwar vom Himmel aus, gefolgt von seinen Heerscharen und umgeben von Gewittern; die Sterne zittern, die Welt bebt, die Hölle ist machtlos. Christus kehrt nach dem Strafgericht über die bösen Geister wieder in den Himmel zurück. Von biblischer Behandlung kann hier kaum die Rede sein, da nicht einmal der Befreiung der Erzväter gedacht wird, es ist Klopstocks Phantasie und Vorstellung, die den jungen Dichter bestimmt und geleitet hat.

Die dichterischen Bestrebungen des Sohnes scheinen den Vater befriedigt zu haben; er gab ihm endlich auch mehr Freiheit der Bewegung und war begütigt, wenn Wolfgang auf seinen Streifzügen in die Umgebung der Vaterstadt nur etwas gewann. Im Frühsommer 1765

wanderte er dem Taunus zu, besuchte Homburg vor der Höhe, bestieg wahrscheinlich in Begleitung seines Jugendfreundes Horn den Feldberg, dessen freie Aussicht ihn immer weiter in die Ferne lockte, wie es im 6. Buche von „Dichtung und Wahrheit" heißt. In Wiesbaden gedachte er in einem Briefe vom 21. Juni „unter den schwärmenden Freuden eines stark besuchten Bades" seiner geliebten Schwester, die ihn dann wie ein starker Magnet nach einem Ausfluge an den Rhein, nach Mainz und Biberich, wieder heimzog. Diese erste Reise in eine Gegend, in welcher er noch einmal im Alter lyrische Begeisterung schöpfen sollte, öffnete ihm den Blick für die freie, erhabene Natur und ließ ihn die spätere Richtung seines poetischen Talentes ahnen. Er begann sich zu fühlen. Die verständnisvolle Anteilnahme Corneliens ersetzte ihm manches, was er jetzt in Frankfurt entbehrte, nachdem er die Anregungen, welche ihm dieses zu bieten vermochte, in sich aufgenommen hatte. Die Schwester versammelte liebe Freundinnen um sich, so die Crespels, die Gerocks und vor allen Charitas Meixner aus Worms, deren Goethe auch in dem angeführten Briefe und später aus Leipzig gedenkt. Von dem lieben Mädchen mag der eine oder andere Zug in die Gestalt Gretchens übergegangen sein. Charitas mußte ihm jetzt das Gretchen ersetzen. Sie teilte das Los ihrer gleichaltrigen Freundin Cornelie; beide starben in demselben Jahre im Wochenbette. Im Umgang mit den Mädchen eignete sich Goethe gesellschaftliche Formen an, an ihnen fand er stets ein williges Auditorium für seine poetischen Schwänke und

Einfälle, ſie galten auch ihm als gute Freundinnen, und Charitas, ſowie Fanny Crespel ſtanden ſelbſt ſeinem Herzen etwas näher. Dieſe Beziehungen waren nicht ohne Wert; Goethe lernte ſeit ſeiner Jugend ſo viele Mädchenherzen und Frauengeſtalten kennen und beobachten, daß er ſpäter gerade das Weib am getreueſten poetiſch zu ſchildern verſtand. Darum fühlte man ſich ja auch in unſerer Zeit verſucht, ihn den „Frauendichter“ mit Vorzug zu nennen.

§ 2. Goethe in Leipzig und Frankfurt 1765—70.

Was dem angehenden Dichter die Vaterstadt bieten konnte, war erschöpft; er stand im Begriffe, einerseits über Frankfurt hinauszuwachsen, andererseits sich mehr und mehr auf sich selbst zurückzuziehen und den gewonnenen Gesichtskreis als maßgebend für alles zu betrachten, was ihm unterkam. Dem entsprach sein äußeres Gehaben und Betragen, das altkluge Wesen, das er nicht selten zeigte, und das gefährliche Selbstbewußtsein, das er aus der überschwänglichen Beurteilung seiner geistigen Erzeugnisse durch andere schöpfte. Er bedurfte neuer Anregung, um sich auszubilden und seine Anschauungen zu erweitern und teilweise richtig zu stellen. Der Vater beschloß, ihn auf die Universität Leipzig zu schicken, wo er die Rechte studieren sollte. Wolfgang hingegen wäre gern nach Göttingen zu Heyne und Michaelis gegangen und hätte lieber Philologie und freie Künste studiert, um sich nebenbei so ungezwungen als möglich mit der Poesie abzugeben. Der Vater war aber nicht umzustimmen, denn er wollte den Sohn einst in Amt und Würden der Stadt Frankfurt sehen, wie die Väter ja gewöhnlich das ihren Söhnen zumuten, was sie selbst nicht erreichten. Um Michaeli 1765 verließ Goethe, 16 Jahre alt und unzulänglich vorbereitet, seine Vaterstadt

und fuhr nach Pleiße-Athen. Vom Buchhändler Fleiſcher und deſſen Frau begleitet, ging es bei ſtrömendem Regen durch Thüringen nach Leipzig, wo eben die große Herbſtmeſſe ſtattfand. Anfangs erſchien ihm alles wie eine hübſche Fortſetzung von Frankfurt, nur das Altertümliche ſeiner Vaterſtadt vermißte er; er ſah auch viele Landsleute dort, bewunderte das lebhafte Getriebe der Handelsſtadt und ſtaunte die ſeltſam gekleideten Polen, Ruſſen und Griechen an, welche die Meſſe hergeführt hatte. Leipzig war eine elegante, von prächtigen Gärten umgebene Stadt, der Mittelpunkt der Litteratur, und beſaß die größte deutſche Univerſität; es bedeutete ein Klein-Paris, das ſeine Leute bildete. Frankfurt war eine ganz mittelalterliche, Leipzig eine moderne Stadt; dort redete man die landesübliche Mundart, hier meiſſeniſches Deutſch. Die beſſeren Kreiſe huldigten dem franzöſiſchen Geſchmack, ſelbſt die Studenten waren Stutzer in der Weiſe, wie ſie im „Renommiſten“ von Zachariä geſchildert ſind. Goethe, ganz in den altfränkiſch-reichsſtädtiſchen Verhältniſſen von Frankfurt aufgewachſen, in Tracht, Umgang und Sprache trotz ſeiner Vornehmheit noch altväteriſch, hatte nun ſeine liebe Not. An keinen Widerſpruch gewohnt, von allen Seiten nur gelobt und gehätſchelt, war er im Auftreten fahreriſch und ſelbſtbewußt. In Leipzig muß er erkennen, daß er manche Unart abzulegen und noch ſehr viel zu lernen habe. Die Leipziger- und die darauffolgende Frankfurterzeit bedeutet für Goethe eine Periode der Erziehung. Am 19. Oktober wurde er eingeſchrieben und der bayeriſchen Nation zugezählt. Als

er dem Professor der Geschichte und des Staatsrechtes, Hofrat Böhme, an den er empfohlen war, seinen eigentlichen Plan entdeckte, hielt ihm dieser eine Strafpredigt und nötigte ihn zum Verbleib im Jus. Madame Böhme, eine hochgebildete, aber kränkliche Frau, lud ihn häufig zu Tische und in ihre Gesellschaft. Sie suchte liebevoll an ihm zu bilden, und ihre Zucht war ihm auch vorteilhaft. Mit der Zeit langweilte er sich jedoch bei ihr und empfand Sehnsucht nach einem lustigeren Leben. Frau Böhme hatte übrigens auch an seinen Gedichten auszustellen. Den Mittagstisch nahm er beim Professor Ludwig, wo meist Mediciner verkehrten; er lernte bei diesen manches und empfing Anregungen, die ihn später zum Studium der Anatomie führten. Hier traf er ferner den Professor Morus, einen jüngeren Bruder Lavaters, und J. G. Schlosser aus Frankfurt, der die Gedichte des Schlesiers Günther bewunderte, Englisch studierte und Goethes Freundschaft und Teilnahme gewann. Anfangs besuchte er fleißig die Vorlesungen, bald aber stieß ihn der dürre, pedantische Vortrag der Professoren ab. Es gebrach an fruchtbaren Anregungen. Selbst Gellert, zu dem er Vertrauen geschöpft hatte, mahnte von der Poesie ab und wünschte prosaische Aufsätze; Gedichte behandelte er nur so nebenher als traurige Zubuße. Aber auch Goethes „leidenschaftliche“, immer auf einem romanhaften Untergrunde aufgestützte Prosa fand seinen Gefallen nicht, so daß der junge Dichter außer der Verbesserung seiner Handschrift von den Übungen keinen weiteren Nutzen ziehen konnte. Und erst das Collegium logicum! Das war gar nicht

nach seinem Geschmacke. Die Unterredung des Schülers mit Mephisto im „Faust“ ist Goethes eigene Erfahrung, aber es ist zugleich eine haltlose Vermutung, wenn man die erste Hälfte der berühmten Schülerscene schon in Leipzig entstanden sein läßt. Er begann den Hörsaal zu meiden, als um Fastnacht in der Nähe des Professors Winckler auf dem Thomasplan „die köstlichsten Kräpfel heiß aus der Pfanne kamen“, und die Collegienhefte blieben leer. Übrigens begann um dieselbe Stunde, da Winckler las, das Theater, welches Goethe fleißig besuchte. Lustige Gesellschaften sagten ihm stets besser zu, die Louisdors flogen nur so hinaus, wie er an Freund Riese schreibt, und von dem Überflusse ließ er seinem armen Stubennachbar in der „großen Feuerkugel“, dem Theologen Limprecht, zukommen. Damals war bereits Leipzigs litterarischer Stern im Erbleichen. Gottsched, der „alte Bock“, der zur selben Zeit noch eine 19jährige, nur 4 Fuß hohe Oberstlieutenantstochter heiratete, hatte viel von seinem früheren Einflusse verloren. In Begleitung Schlossers machte Goethe dem ehemaligen Litteraturpascha einen Besuch, dessen er in „Dichtung und Wahrheit“ humorvoll gedenkt. Gottsched, am 2. Februar 1700 zu Juditten in Ostpreußen[16]) geboren und 7 Schuh hoch, also so ziemlich „einer der ersten und größten Männer des Jahrhunderts“, war wegen seines riesigen Körpermaßes vor den Häschern Friedrich Wilhelms I. nach großen Flügelmännern von Königsberg nach Leipzig geflohen, wo er es zu Würden und Ansehen brachte, was sich noch immer in seiner außerordentlichen Förmlichkeit ausdrückte, die geradezu

komisch wirkte. Er erschien kahlköpfig im Empfangszimmer. Ein Diener stürzte aus einer Seitenthüre mit der mächtigen Allongeperrücke herein, die der Eigentümer mit der einen Hand geschickt auf sein Haupt schwang, indes er mit der anderen dem Diener eine schallende Ohrfeige versetzte, daß er zur Thüre „hinauswirbelte". Die Begegnung hatte für Goethe keine Bedeutung, doch teilte er die spätere allgemeine Verachtung Gottscheds durchaus nicht. Der Figur erinnerte er sich noch in einer Besprechung des Triumphzuges Cäsars von Mantegna. Am 12. Dezember 1766 starb er übrigens schon, trotz seiner hohen akademischen Würden völlig unbeachtet.

Der unmittelbare Gewinn an Kenntnissen war für Goethe demnach nicht sehr groß, doch lernte er mehr auf negativem Wege an sich zu halten, während er früher gewohnt war, sich gehen zu lassen. Von seinen dichterischen Plänen begegnen uns ein Trauerspiel „Belsazar", ein nach dem Muster von Klopstocks „Salomo" behandelter Stoff, dessen sich später Chr. v. Stolberg bemächtigte, und ein einaktiges Lustspiel in Prosa „Der Tugendspiegel", wovon eine Scene in den Mitteilungen an Behrisch erhalten ist; am 11. Mai 1767 meldete er seiner Schwester, daß das erstere vollendet sei. Ein anderes Trauerspiel erwähnt er dortselbst: „Der Thronfolger Pharaos", welches die Erschlagung der Erstgeburt durch den Engel des Herrn zum Vorwurfe hatte. Das ungünstige Urteil der Frau Böhme über seine Jugendpoesie, dann die völlige Verdammung eines Festgedichtes zur Vermählung seines

Ohms Textor mit der 15jährigen Jungfer Möller durch den Professor Clodius machte ihn jedoch gegen seine Dichtung mißtrauisch, so daß er das meiste verbrannte. In dem angezogenen Briefe an Cornelie bekennt er denn auch: „Ich habe von meinem zehnten Jahre angefangen Verse zu schreiben und habe geglaubt, sie seien gut, jetzo in meinem 17ten sehe ich, daß sie schlecht sind. Hätte mir einer anno 62 von meinem Joseph gesagt, was ich jetzt selbst davon sage, ich würde niedergeschlagen worden sein, daß ich nie eine Feder angerührt hätte“[17]). Leider verstand es niemand, ihm die richtigen Wege zu weisen. Doch den Glauben an seinen Beruf verlor er nicht, wie schon aus dem genannten, sehr merkwürdigen Briefe hervorgeht, sondern er begann mit löblichem Eifer zu studieren. An dem jungen Goethe bewundern wir die Festigkeit und das kluge Maß, den Zug zu sittlicher Größe in Lagen, wo andere zugrunde gegangen wären. Er strebte nun nach Ausbildung durch Lesen und Lernen; dem Professor Clodius aber setzte er in der Ode an den Kuchenbäcker Hendel ein übles Denkmal. Was er las und sich aneignete, war allerdings auch jetzt noch ein wirres Durcheinander. Neben Klopstock und Rousseau betrieb er die Lektüre Shakespeares, beschäftigte sich mit den Anakreontikern und mit Chr. F. Weiße, besuchte das Theater, wo er vor allem die Kunst der Corona Schröter bewunderte, und wandte sich endlich Wieland zu, dessen „Musarion“ damals eben als das „Evangelium der epikureischen Horde“ reichlich bewundert wurde, obwohl der Goethe zugeneigte Professor Ernesti gegen diese Richtung in Wort und

Schrift eiferte. Wieland übte auf den jungen Goethe einen Einfluß, den man gewöhnlich weit unterschätzt und der sich nicht bloß auf die Form erstreckte, sondern auch noch in anderer Art geltend machte. Das französisierte Griechentum Wielands hat Goethe zwar nach eigener Weise korrigiert, aber er lernte von ihm besonders als Erzähler, und schon in der Leipziger Zeit meist Goethes Dichtung vorwiegend leichte Fassung und stark erotische Neigung auf. Wieland und die Anakreontiker waren seine Muster. Einen litterarischen Berater und Freund fand Goethe 1766 in dem Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, Ernst Wolfgang Behrisch aus Dresden, der, 11 Jahre älter als Goethe, mehr Erfahrung besaß und den jüngeren Freund scharf kritisierte. Er ist für diesen dasselbe, was später in ausgeprägterer Gestalt Merck wurde. Behrisch führte ihn ferner in neue Gesellschaften, zu fröhlichen Unterhaltungen und in die Bierkneipe, wie es eben kam. Auerbachs Keller mag manchmal der Schauplatz derbfröhlicher Scenen gewesen sein. Goethe freute sich des ungebundenen Treibens. Aus verschiedenen Gründen, deren einige wohl auf starker Übertreibung der Sache und auf Verleumdung beruhten, wurde Behrisch 1767 entlassen; er fand durch Gellerts Empfehlung einen Posten beim natürlichen Sohne des Fürsten v. Dessau und starb 1809 als anhaltischer Hofrat. Dem Freundschaftsbunde mit ihm entsprangen Goethes „Drei Oden an meinen Freund Behrisch", in welchen er diesen als einen durch Mißgunst Vergewaltigten betrachtet. Die erste Ode ist gespreizt und poetisch keineswegs bedeutend,

dagegen zieht die zweite durch ihre nunmehr glücklich erklärten Naturbilder[18]) an, während die letzte trotz einiger schiefer Ausdrücke in der ganzen Aufreihung der Gedanken das Kennzeichen der Meisterschaft an sich trägt. Muster bildeten die reimlosen Freundschaftsoden Klopstocks, nur behandelte Goethe das Versmaß viel freier und verschmähte den mythologischen Aufputz, den ihm schon des Clodius herbe Kritik vorderhand vergällt hatte.

Sein Freund Schlosser brachte ihn zum Weinhändler Schönkopf am Brühl, wo er mit anderen Bekannten, als dem jüngeren Zachariä, Krebel und Horn, dem krummbeinigen lustigen Landsmann, sowie einigen Livländern, den Mittagstisch nahm. Die Frau des Hauses stammte aus Frankfurt. Zu Ostern 1767 kam der Verfasser des „Renommisten", Friedrich Wilhelm Zachariä aus Braunschweig, nach Leipzig und gesellte sich zu ihnen[19]). Goethe war von diesem Liebling der Musen entzückt und widmete ihm die im Stile Ramlers gehaltene Ode „An Zachariä" als warmen Abschiedsgruß. Um jene Zeit besuchten auch Lessing und Rabener die berühmte Pleißestadt; den letzteren hat Goethe im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit" sehr günstig beurteilt und seine Bedeutung etwas überschätzt. Im Hause Schönkopf gab es geselliges Leben; man trieb Musik und führte Stücke mit verteilten Rollen auf, so das dazumal neue Lustspiel Lessings „Minna von Barnhelm". Aus dem häufigen Verkehre im Hause dieser gebildeten Bürgerfamilie entwickelte sich ein Verhältnis Goethes zur Tochter des Wirtes, Anna Katharina Schönkopf,

welches jedoch nicht lange aushielt. Da Goethe das offene und heitere, noch ahnungslose Mädchen mit „abgeschmackten" Eifersüchteleien und daraus entspringenden Übellaunigkeiten peinigte, so verlor er ihre Gunst, die sie nun dem von Goethe eingeführten Dr. Kanne zuwandte. Goethes Briefe über diesen Gegenstand an Behrisch enthalten jedoch bei aller Natürlichkeit des Ausdrucks viel überschlagenes Zeug. Nach der Rückkehr nach Frankfurt wurmte ihn der Gedanke, sich die Liebe Annchens leichtsinnig verscherzt zu haben; er schrieb an sie, konnte aber ihre Zuneigung nicht wiedergewinnen. Im Jahre 1770 reichte sie Kanne die Hand. In dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" (1767 - 68) hat Goethe sein Verhältnis zu ihr getreu und lebenswahr dargestellt. Das Stück, in Alexandrinern gehalten und ohne Handlung, zeigt in den „bebänderten Buben und Mädchen" die Figuren des französischen Schäferspiels, das durch Gellert auf den deutschen Bühnen Eingang gefunden, von Molière jedoch nichts oder nur wenig an sich hat. Italienische Schäferspiele kannte Goethe schon aus der Bücherei seines Vaters, doch ist das seine weit anmutender und reizt durch den Vorzug innerer Wahrheit und des Selbsterlebten. Die ersten Ansätze zu dem Stücke „Amine" gehören noch in die Frankfurter Zeit; in den Umarbeitungen verwertete der Dichter seine Leipziger Erlebnisse für die deutlichere Charakteristik der Hauptpersonen. Wir erkennen auch in dem fremden Gewande Goethes Eigenart wieder, aus dem Gemüte und dem täglichen Leben zu schöpfen und ein persönliches Begegnis zum Scheine einer

höhern Wirklichkeit zu erheben. Es überraſcht uns hier bereits die Weisheit ſeiner tieferen Einſicht in allgemeinen Sätzen, wie in dem Wahrſpruche: „Erringen will der Menſch, er will nicht ſicher ſein.“ In der gut gezeichneten Amine erkennen wir nach der letzten Faſſung leicht Anna Schönkopf und im Eridon den Dichter ſelbſt; ihnen gegenüber ſteht als glücklicher Gegenſatz das Paar Lamon und Egle, welches man in Horn und Conſtanze Breitkopf zu finden glaubt; wahrſcheinlich ſind aber hier keine beſtimmten Perſonen gedacht, Horn paßt auch gar nicht, und Egle iſt von Amine doch nur um eine „Nüance“ in der Charakteriſtik verſchieden. Im Schlußworte Egles liegt die Moral des kleinen Stückes:

„Ihr Eiferſüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.“

Goethes Erfahrungen in Liebesſachen geſtalteten ſich in Leipzig mannigfach. Von jenen Mädchen abgeſehen, die beſſer waren als ihr Ruf und deren Bekanntſchaft er Behriſch verdankte, ſtand er der vielbeleſenen Anna Breitkopf und der ebenſo ſchönen als gebildeten Friedrike Oeſer nahe. Der Bruder der erſteren ſetzte Goethes Lieder in Muſik, die Freundſchaft mit der letzteren war eine Folge des noch zu behandelnden Verkehrs mit dem Vater. Die Leipziger Mädchen haben den Dichter zur lyriſchen Poeſie zurückgeführt, der er einige Zeit völlig entſagt hatte; 1767 ſpricht er ſeiner Schweſter gegenüber von Madrigals, die er nun manchmal als der „véritable ami“ ſeiner Mädchen und Freunde verfertige. Seine Briefe aus jener Zeit ſind be-

zeichnend. Sie verraten Goethes Vorliebe für französisches Wesen, wie es in Leipzig beliebt war, und lassen manchmal eine gewisse Verachtung des Heimischen durchblicken, so wenn er an Cornelie schreibt: „Bei euch residiert die Dummheit ganz feste noch.“ Gegen Ännchen (Schönkopf) äußerte er späterhin sogar die Absicht, nach Paris zu gehen, um ein französischer Doctor zu werden. Ab und zu brach indessen doch wieder die germanische Art Goethes durch die Französelei; die gallische Litteratur zumal war nach seinem eigenen Urteile „bejahrt und vornehm“ und konnte daher dem jungen deutschen Dichter für die Dauer nicht zusagen. Seine Sprache erlitt überhaupt keine Ummodelung, wohl aber die Idee und damit die Technik. Dies ist auch in seinen Gedichten leicht wahrzunehmen. Für die Lyrik wurde der Einfluß der Anakreontiker maßgebend; von Gellert gewann er eigentlich nur wenig. Die Anakreontik war ein neues Reis, welches auf die steifleinenen Dichtereien des 17. und 18. Jahrhunderts aufgepfropft worden, den Zweck heiterer Geselligkeit hatte und von dem Erlebten insgemein weit entfernt und darum unnatürlich und gemacht war. Ihr Hauptsitz war zunächst Halle mit Gleim, Götz und Uz; dann drang sie in Leipzig ein und machte sich dort als Modelyrik um so leichter breit, als der Boden durch die ältere Zopfpoesie bequem geebnet war. An ihr ist alles typisch: die stilvolle Landschaft, die Liebe, der Wein, die Freude, auch die Namen der Mädchen und Knaben, die Personificationen, die Scherze und Grillen der aufgestellten Figuren. Das „Leipziger

Liederbuch", welches zur Herbstmesse 1769 mit der Jahreszahl 1770 in Melodien von Bernhard Theodor Breitkopf erschien, enthält 20 Lieder Goethes zumeist in der anakreontischen Manier, wie sich schon das erste der Sammlung, das „Neujahrslied" gibt. Teilweise noch in der Form mit dem eben genannten verwandt, aber durch die hübsch personificierte Naturanschauung doch wesentlich davon unterschieden, ist das zweistrophige Lied „Die schöne Nacht." Der Dichter verläßt die Hütte der Geliebten und wandelt mit verhülltem Tritte, d. h. heimlich, in den Wald hinaus;

„Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf."

Der Dichter ist glücklich im stillen Genuß der Sommernacht:

„Und doch wollt' ich, Himmel, Dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen eine mir."

Auch die scharfgespitzte Pointe ist echt anakreontisch, doch erscheint das Liedchen leicht gefaßt und verkündigt in der raschen Zeichnung der Situation und der Empfindung die Eigenart der späteren Goethe'schen Lyrik. Verwandt damit ist „An Luna" mit einer durchgehenden, etwas schlüpfrigen Pointe, während die „Brautnacht" schön in der Form, aber inhaltlich dadurch verliert, daß der Becher der Wollust völlig geleert ist und füglich nichts hinzuzudenken übrig bleibt. Anakreontisch ist ferner „Der Schmetter-

ling", welches im Liederhefte der Friedrike Oeser steht und den Dichter nach dem Tode in Schmetterlingsgestalt an die Stellen entflattern läßt, wo er einst in der Liebe glücklich gewesen. Die geschickt gewählten Vorwörter geben Bewegung und echt lyrische Stimmung. Die übrigen Gedichte des Liederbuches haben wenig Individuelles, manche sind einfach zu Epigrammen eingeschrumpft, wie es die Rokokolyrik auch sonst zeigt. In die lehrhafte Form Gellerts schlagen nächst dem leichten Gedichte „Unbeständigkeit", späterhin „Wechsel" betitelt, besonders „Die Freuden" um: Zergliedere[20]) deine Freuden nicht, sondern genieße sie mit Zufriedenheit, wenn du nicht enttäuscht werden willst. Das wird an der farbenwechselnden Libelle gezeigt, die der Dichter erhascht und dann einfältig grau findet. Das Gedicht ist in freiem Versmaße gehalten, in Absätze geteilt und streng nach dem Gedankengange abgegliedert. Das ist Goethes eigener Wurf. Während er im allgemeinen als Nachahmer erscheint, unterscheidet er sich doch in mehrfacher Hinsicht von seinen dichtenden Vorgängern und Zeitgenossen. Jene „sittliche Sinnlichkeit", die er selbst seinen Leipziger Dichtungen zuschreibt, gilt allerdings nicht für sämtliche, sondern bloß für einzelne, die wir besonders hervorgehoben haben. Ihre Anschaulichkeit hat gewiß in ästhetischen Erwägungen einen letzten Grund. Die Gedichte blieben indessen völlig unbeachtet, bis ihr Schöpfer anderweitig berühmt geworden war.

Goethe suchte in Leipzig aber noch von einer andern Seite her ins Leben einzudringen, dessen Studium er als

die eigentlichste Aufgabe seiner Thätigkeit ansah. Er wandte sich der bildenden Kunst zu. Im Atelier des Malers und Kupferstechers Oeser in der alten Pleißenburg[21]) fand er Beschäftigung und Anregung, die den Grund zu seinen späteren Kunststudien legten. Diese Bestrebungen teilte mit ihm damals auch der nachherige preußische Staatskanzler v. Hardenberg. Adam Friedrich Oeser war 1717 zu Preßburg geboren und ein Schüler Rafael Donners, des Lehrers Winckelmanns. Er wirkte seit 1764 an der Kunstakademie in Leipzig und war ein eifriger Anhänger der Lehren Winckelmanns. Die Hinlenkung Goethes auf die Antike wurde bedeutsam, seine Kunstübungen aber erreichten nie die Vollendung. Damals machte auch Lessings Laokoon Aufsehen. Oeser und sein Schüler Goethe zogen die Grenzen der Malerei und Poesie viel enger, als sie der große Kritiker genommen. Goethe wollte tiefer in das Wesen der Kunst eindringen und beschäftigte sich daher praktisch. Im Zeichnen machte er rasche Fortschritte, doch in Holz zu schneiden gelang ihm nicht gut, und die ätzenden Säuren auf den Kupferplatten erzeugten ihm Übelkeiten, daher er die Kupferstechkunst bald aufgeben mußte. Eine Erinnerung an seine Schülerschaft steckt im Famulus Wagner des „Faust". Von Leipzig reiste Goethe nach Dresden, um die dortigen Kunstschätze zu betrachten und seine gewonnenen Kenntnisse an den Gegenständen zu erproben und zu befestigen. In Dresden zogen ihn namentlich die Niederländer an; die Landschafts- und Tierbilder der Everdingen, Roos und anderer traten ihm noch auf der italienischen

Reise ins Gedächtnis. Das grüne Gewölbe besuchte er nicht. Mit der Familie Oeser verband ihn eine aufrichtige Freundschaft, der Tochter des Hauses, Friedrike, widmete er auch seine Leipziger Oden. Während Behrisch den jungen Goethe selbständiger und dabei leider auch toller gemacht hatte, suchte dieses edle Mädchen besänftigend und bildend auf ihn zu wirken. Bei Oeser lernte er Chr. J. Weiße, der auf Goethes Lyrik Einfluß nahm, Stock, Huber und Garve kennen. In Bälde hoffte man Winckelmann als Gast zu empfangen; da kam die Nachricht von seiner Ermordung zu Triest am 8. Juni 1768 durch seinen schurkischen Diener. Die frische Geselligkeit des Hauses genoß Goethe mit Lust; in Leipzig oder auf dem Landhause Oesers in Dölitz verbrachte er angenehme und lehrreiche Stunden. Es wurde auch viel musiziert. Goethe war zwar nicht eigentlich musikalisch, besaß aber einen feinen Sinn für Melodie und Harmonie. Er spielte wohl Klavier, auf dem Violoncell erzielte er jedoch nur geringe Erfolge, und so blieb er Theoretiker im Reiche der Töne. Die Musik erschien ihm als etwas Dämonisches; zu Eckermann und in einem Briefe an Zelter aus Eger vom 24. August 1823 äußerte er sich über die Wirkung derselben, die alles durchdringe. Die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Leipzig wurde durch Krankheit getrübt. Nach dem Abgange seines Freundes Behrisch und vollends nach dem Bruche mit Ännchen wurde Goethe wild und ungestüm, maßlos und ausgelassen. Ein Sturz vom Pferde und eine Duellwunde beförderten das körperliche Unwohlsein und die Reizbarkeit seiner viel angestrengten

Nerven. In einer Nacht erwachte er mit dem Blutsturze, der zum Glücke nur vom Magen kam, ihn aber sehr schwächte. Er gab dem dicken Merseburger Bier die Schuld. Sein Körper war noch zu jung und zu weich für das tolle Treiben jener Kreise, in welchen er am häufigsten verkehrte. Mit Studenten hatte er wenige Verbindungen; sie liebten ihn auch nicht, weil seine Art sich zu geben und zu beschäftigen von der ihren zu verschieden war; den sogenannten „braven Hörern" war der „tolle Goethe" ein Dorn im Auge. Erfahrungsgemäß protestiert die Mittelmäßigkeit schon auf der Schulbank lebhaft gegen das Genie, wenn es „was Apartes" haben will. Als sich Göethe beiläufig erholt hatte, kehrte er Ende August 1768 heim. Der Empfang im Vaterhause war kühl, denn gebrochen am Körper und, wie es schien, auch am Geiste ward der Sohn den Eltern rückgegeben. Von dem reichen Gewinn aus den mannigfachen Anregungen, besonders der Kunst, konnte noch nichts sichtbar sein, und so stand der hoffnungsvolle junge Mann jetzt wie ein Wrack vor den enttäuschten Eltern. Er selbst hatte das Gefühl eines Schiffbrüchigen, der zwar viel erlebt, aber nichts gerettet. Obendrein waren die Erinnerungen an Leipzig zum Teil trauriger Natur. Wie tief er auch dort in niedere Familienverhältnisse geblickt, bezeugt sein in Alexandrinern geschriebenes Lustspiel in 3 Akten „Die Mitschuldigen", das dem Jahre 1768 angehört und 1769 in Frankfurt zwei Umarbeitungen erfuhr; jüngst ist auch der ursprüngliche Einakter in Dresden ausgeforscht und im 9. Bande der Weimarer Ausgabe gedruckt worden. Die

Neubearbeitung war inhaltlich von den Zeitereignissen, technisch bereits von Lessings „Minna" beeinflußt, später hat Goethe an diesem Stücke mit Vorliebe herumgebessert. In Weimar ward es nochmals auf dem Liebhabertheater gespielt, wobei Goethe den Alceſt, entschieden die beste Rolle des Dramas, gab. Erfahrungen aus der älteren Frankfurter- und aus der Leipziger Zeit liegen zu Grunde — in typischer Verdichtung. Alceſt hat die Tochter des Wirtes, Sophie, seine einstige Geliebte, heimgesucht. Diese klagt ihm von ihrem liederlichen Ehemanne Söller vor, der aber das ganze Gespräch belauscht und seine unsauberen Gloſſen dazu macht. Darauf stiehlt er Alceſts Geld aus der Schatulle. Der Wirt geht in das Zimmer, um zu sehen, was in einem Briefe steht, den Alceſt erhalten, und verliert den Wachsstock. Vater und Tochter zeihen sich dann gegenseitig des Diebstahls, aber Söller wird endlich entdeckt; da er das Gespräch zwischen Alceſt und seiner Frau belauscht hat, und also alle schuldig sind, so müssen auch alle zur Geschichte stillschweigen. Die Situationskomik des Stückes ist treffend, der Dialog frisch und fließend, die Exposition und die Charakteristik geschickt, namentlich erscheint auch das weibliche Herz fein beobachtet und zum Sprechen gebracht.

Aber der Dichter konnte lange nicht gesunden. Schwere Melancholie drückte ihn nieder. Die Mutter wandte ihm alle Liebe und Pflege zu und richtete seinen gesunkenen Mut wieder auf. Er hielt Einkehr in sich und erkannte die Notwendigkeit der Umkehr, wenn er nicht ein frühes Ende nehmen wollte. Bezeichnend ist sein Bekenntnis an

Ännchen vom 30. Dezember 1768, und die eigene Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" ist der Hauptsache nach gewiß richtig. Er dachte noch oft an Leipzig, an das ihn viele Fäden banden. Von wesentlichem Einflusse aber wurde jetzt eine ältere Freundin seiner Mutter, Fräulein Susanna Katharina v. Klettenberg. In ihrem pietistischen Kreise, zu dem auch der bereits genannte Kanzler v. Moser gehörte, setzten sich die gleichgestimmten Seelen durch Phantasie mit Gott in Verbindung, um dem dürren Wortevangelium der Prediger gegenüber das liebebedürftige Gefühl zu befriedigen. Sie war freundlich und wohlwollend, gebildet und belesen, zart und religiös angelegt, ja herrnhutischer Grübelei und dem grellsten Mysticismus zugethan, dabei jedoch nicht fanatisch, sondern ruhig und sogar heiter, soweit es ihre Kränklichkeit erlaubte. Goethe wurde ihr dankbarer Schüler und machte sich den Verkehr wohl zunutze. Da lernte er Achtung vor religiösen Dingen und konfessionelle Duldung, die er dann im Straßburger Freundeskreis so verständig walten ließ. Zunächst lag jedoch seinem produktiven Geiste daran, diese dämmerige Gefühlswelt zu beleben, Glauben und Vernunft in Einklang zu bringen. Dies wies ihn auf die geheimen Kräfte der Natur, und er gedachte zu ergründen, ob ihm nicht daraus nähere Erkenntnis des Überirdischen würde. So kam er auf mystische, alchymistisch-kabbalistische und herrnhutische Schriften, auf Ketzer- und Zaubergeschichten, endlich auf die Volksbücher, vor allen auf den „weitbeschreiten" Erzzauberer Faust. Andere Dinge, wie den Theophrast, führte ihm sein Arzt Metz zu. Abgesehen von

dem reichen Gewinne für das poetische Hauptwerk seines Lebens lernte Goethe in diesem neuen Kreise religiöse Dinge beobachten und philosophisch fassen, um sie so seinem Ideenbestande einzuverleiben. Fort und fort ergeben sich auch neue Belege für den bedeutenden Einfluß, welchen die Volksbücher auf Goethe geübt und den man wohl in nächster Zeit nicht erschöpfend darzustellen vermögen wird. Selbst das rein Transcendentale blieb nicht ausgeschlossen, wovon das Gedicht „Sehnsucht" zeugt, welches ganz mystisch aufgefaßt ist und den Dichter in Gottesliebe aufgehen läßt, eine Idee, die Goethe erst nach mehr als einem halben Jahrhunderte wieder klar ausgesprochen hat. Die großen Geheimnisse der Natur regten seinen Geist nachhaltig an, nachdem er jenen gegenüber die Hilflosigkeit der Menschen erkannt, und führten ihn immer tiefer in das Gebiet der Naturforschung. Er sprach einmal den Gedanken von der bedeutsamen Einwirkung der nächsten Gestirne auf Erde und Menschen, auf Sitte, Glück und Unglück derselben aus, er war es bekanntlich, der Schiller 1798 für den „Wallenstein" das astrologische Motiv empfahl. Abergläubisch ist Goethe zwar nie gewesen, aber er räumte dem Mysteriösen als einem „Beispiele" und einem Kulturelemente einen Platz ein, um es uns verständlicher zu machen Diese Frankfurter Zeit ist der Gegenpol zu Goethes Leipziger Aufenthalt; er kehrte wieder zum Romantisch-Nationalen zurück und bereitete sich so unbewußt auf Herders Ideen vor. Seine Gespräche mit der „Klettenbergern" wurden für „Wilhelm Meisters Lehrjahre" fruchtbar

Endlich erlangte er auch seine leibliche Gesundheit wieder und damit die Kraft zur Fortsetzung der unterbrochenen Studien. Nachdem er von Fränzchen Crespel „Abschied“ genommen und über seine Gedichte ein neues Autodafé verhängt hatte, wandte er sich im Frühjahre 1770, von seinem Freunde Horn bis an den Rhein begleitet, mit frischen Hoffnungen nach Straßburg.

§ 3. Goethe in Straßburg und Frankfurt 1770—72.

Am 2. April 1770 langte Goethe in Straßburg an. Er war körperlich vollständig wiederhergestellt, geistig vielfach angeregt und geklärt und in hohem Grade aufnahmefähig. Es war für ihn ein günstiges Geschick, daß er tiefer in den gemütlicheren deutschen Süden und in eine Stadt kam, welche ebenso manche Gegensätze aufwies, wie sie neue Anschauungen zu bieten vermochte. Nahe am Rhein und mitten in der größten Weitung der oberrheinischen Tiefebene gelegen, war Straßburg durch seinen Verkehr und Durchgangshandel bedeutend, während die fruchtbare Umgebung wie der größere Teil des Elsaß eine reiche Bodenkultur besaß. Stadt und Land traten da ergänzend zusammen. Das Landvolk war damals noch völlig deutsch in Tracht, Sitte und Sprache, während sich in der Stadt deutsches und französisches Wesen kreuzten. Im allgemeinen war das erstere vorherrschend, politisch hingegen gehörte das Gebiet zu Frankreich. Nationale Reibereien fanden nicht statt. Daher hatte Goethe wohl keinen Anlaß, sich über jene Verhältnisse in patriotischem Sinne auszulassen, wie ihm in unseren Tagen Berthold Auerbach zumutete. Es war für den Studenten gewiß auch angezeigter zu lernen und Erfahrungen zu sammeln, als Politik zu treiben. Selbst

den Gegensatz des religiösen Bekenntnisses der Bewohner hat Goethe kaum empfunden, da er in dieser Hinsicht geläuterte Ansichten mitbrachte, die keinen Zusammenstoß befürchten ließen. Dagegen bot die geschichtlich merkwürdige Stadt mit ihren alten Bauten und dem berühmten Münster, in dessen Pyramide Goethe seinen Namen einritzte, mannigfache Anregungen. Vom Münsterturme aus genoß er den bezaubernden Blick auf das schöne, eben ergrünende Land, welches auf der einen Seite von den Höhen des Schwarzwaldes, auf der andern von den Vogesen stimmungsvoll abgeschlossen wird, auf den stattlichen Strom mit seinen Inseln und Werdern und seinen reichen, wohl belebten Ufern, zu Füßen auf die von alten Befestigungen umrahmte Stadt, die ihn ansah wie ein lächelndes Kind in der Wiege. An dem Dome zu Straßburg ging ihm der Sinn für „deutsche" Baukunst auf, und dem Meister Erwin v. Steinbach setzte er bekanntlich ein litterarisches Denkmal in dem Aufsatze „Von deutscher Baukunst" (1772), welchen 1773 Herder nachdruckte. Hier erkannte Goethe mit überraschend scharfem Blicke die Idee der gotischen Bauart, die er sich früher als etwas Verworrenes vorgestellt, und sie erfüllte ihn mit Frömmigkeit und heiliger Begeisterung: „Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig." Wir finden in diesen Worten und in der jenen Aufsatz durch-

Es gab nun bald Gelegenheit sich umzuthun. Am 7. Mai 1770 sah Goethe den feierlichen Einzug der Erzherzogin Marie Antoinette in Straßburg auf ihrer Durchreise nach Paris, wo sie mit dem späteren König Ludwig XVI. vermählt wurde. Auf einer Rheininsel gab man ihr ein prächtiges Fest, in der Stadt waren Ehrenbogen errichtet, und des Abends stand das Münster beleuchtet. Es war für Goethe eine Nacherinnerung an die Kaiserkrönung von 1764 Salzmann führte seinen jungen Freund auch in mehreren Familien der Stadt ein. Dann lockte das schöne Land zwischen dem Rhein und dem Wasgenwald zu kürzeren und längeren Ausflügen. Dort wurden bekannte Straßburger Familien in ihren Landhäusern besucht und Gesellschaftsspiele veranstaltet. Die anakreontischen Gedichte Goethes „Stirbt der Fuchs, gilt der Balg“ und „Blinde Kuh“ sind Zeugnisse dafür. Daneben gab es offene Wirtschaften, wo sich das junge Volk zum Tanze, die Alten als Zuschauer einfanden, denn „die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger, und sie haben wohl Recht es zu sein“. In Fausts Spaziergang am Ostermorgen steckt vielleicht eine Erinnerung hieran, wenn im Übrigen auch zum ersten Teile des „Faust“ vornehmlich Örtlichkeiten um Frankfurt gedacht sind. Ein größerer Ausflug ward mit dem genannten Engelbach und mit Weyland aus Buchsweiler Ende Juni 1770 unternommen. Nach J. Froitzheims gründlichen Forschungen hatte Engelbach am 19. Juni seine Prüfungen in Straßburg glücklich beendet und kehrte nach Saarbrücken zurück, wo er bereits

eine Ratsstelle des Fürsten von Nassau bekleidete. Goethe und Weyland begleiteten ihn. Sie ritten nach Zabern am Fuße des Wasgenwaldes, bewunderten das dortige Schloß mit dem berühmten Park und sahen den Cardinal Rohan, einen bekannten Feinschmecker und Vielesser, in einem großen Saale speisen. Dann kamen sie auf der dazumal berühmten Zabernersteige, einer breiten, schlangenweis über die Felsen führenden Straße nach Pfalzburg, hierauf nach Buchsweiler, wo sie bei Weylands Angehörigen gute Aufnahme fanden und vom Bastberge aus die „völlig paradiesische Gegend" überschauten. Dann ging es Lothringen zu; über Lützelstein gelangten sie in das rauhere Westrich an der Saar und erreichten am 26. Juni Saarbrücken, wo Weyland seinen Schwager Schöll besuchte. Goethe fand besonders bei der aus Frankfurt stammenden Familie v. Günderode freundliche Aufnahme. Hier hörte er von den reichen Duttweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge; dies erregte sein Interesse an Berggegenden und an ökonomischen und technischen Dingen, das ihn nun voll Wißbegierde in jene Gebiete trieb und für die ganze Folgezeit seines Lebens beschäftigte. Auf dem Rückwege eilte er mit Weyland durch Zweibrücken nach Bitsch, das „an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden und ein Teil in die Saar, ein Teil dem Rheine zufällt." Auf der Reise durch Elsaß-Lothringen lernte Goethe zuerst auf die Flußläufe als Orientierungsmittel achten. Durch das Bärenthal wandte er sich dann gegen Hagenau und auf „Richtwegen, welche

Es gab nun bald Gelegenheit sich umzuthun. Am 7. Mai 1770 sah Goethe den feierlichen Einzug der Erzherzogin Marie Antoinette in Straßburg auf ihrer Durchreise nach Paris, wo sie mit dem späteren König Ludwig XVI. vermählt wurde. Auf einer Rheininsel gab man ihr ein prächtiges Fest, in der Stadt waren Ehrenbogen errichtet, und des Abends stand das Münster beleuchtet. Es war für Goethe eine Nacherinnerung an die Kaiserkrönung von 1764 Salzmann führte seinen jungen Freund auch in mehreren Familien der Stadt ein. Dann lockte das schöne Land zwischen dem Rhein und dem Wasgenwald zu kürzeren und längeren Ausflügen. Dort wurden bekannte Straßburger Familien in ihren Landhäusern besucht und Gesellschaftsspiele veranstaltet. Die anakreontischen Gedichte Goethes „Stirbt der Fuchs, gilt der Balg“ und „Blinde Kuh“ sind Zeugnisse dafür. Daneben gab es offene Wirtschaften, wo sich das junge Volk zum Tanze, die Alten als Zuschauer einfanden, denn „die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger, und sie haben wohl Recht es zu sein“. In Fausts Spaziergang am Ostermorgen steckt vielleicht eine Erinnerung hieran, wenn im Übrigen auch zum ersten Teile des „Faust“ vornehmlich Örtlichkeiten um Frankfurt gedacht sind. Ein größerer Ausflug ward mit dem genannten Engelbach und mit Weyland aus Buchsweiler Ende Juni 1770 unternommen. Nach J. Froitzheims gründlichen Forschungen hatte Engelbach am 19. Juni seine Prüfungen in Straßburg glücklich beendet und kehrte nach Saarbrücken zurück, wo er bereits

eine Ratsstelle des Fürsten von Nassau bekleidete. Goethe und Weyland begleiteten ihn. Sie ritten nach Zabern am Fuße des Wasgenwaldes, bewunderten das dortige Schloß mit dem berühmten Park und sahen den Cardinal Rohan, einen bekannten Feinschmecker nnd Vielesser, in einem großen Saale speisen. Dann kamen sie auf der dazumal berühmten Zabernersteige, einer breiten, schlangenweis über die Felsen führenden Straße nach Pfalzburg, hierauf nach Buchsweiler, wo sie bei Weylands Angehörigen gute Aufnahme fanden und vom Bastberge aus die „völlig paradiesische Gegend" überschauten. Dann ging es Lothringen zu; über Lützelstein gelangten sie in das rauhere Westrich an der Saar und erreichten am 26. Juni Saarbrücken, wo Weyland seinen Schwager Schöll besuchte. Goethe fand besonders bei der aus Frankfurt stammenden Familie v. Günderode freundliche Aufnahme. Hier hörte er von den reichen Duttweiler Steinkohlengruben, von Eisen- nnd Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge; dies erregte sein Interesse an Berggegenden und an ökonomischen und technischen Dingen, das ihn nun voll Wißbegierde in jene Gebiete trieb und für die ganze Folgezeit seines Lebens beschäftigte. Auf dem Rückwege eilte er mit Weyland durch Zweibrücken nach Bitsch, das „an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden und ein Teil in die Saar, ein Teil dem Rheine zufällt." Auf der Reise durch Elsaß-Lothringen lernte Goethe zuerst auf die Flußläufe als Orientierungsmittel achten. Durch das Bärenthal wandte er sich dann gegen Hagenau und auf „Richtwegen, welche

ihm schon die Neigung andeutete," nach dem geliebten Sesenheim. Diese letzte Angabe ist indessen nicht genau und hier von Goethe nur aus künstlerischer Absicht in seiner Autobiographie gemacht, wie wir später sehen werden. Die Reise brachte ihm etwas Wertvolles ein. In den Bädern von Niederbronn umspielte ihn „der Geist des Altertums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -Schäften ihm aus Bauerhöfen zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte gar wundersam entgegenleuchteten". Hier und auf der nahgelegenen Wasenburg empfing er die äußern Motive zu seinem berühmten Dialoge „Der Wanderer", dessen Spuren ungefähr in jene Zeit zurückreichen, obgleich Caroline Flachsland das vollendete Gedicht erst im Mai 1772 abschriftlich ihrem Bräutigam Herder mitteilte. Goethe hat den Schauplatz der Handlung, um ihn typisch zu machen, nach Italien verlegt; er giebt sich im ersten Teile als Bewunderer der Antike, im zweiten als Naturfreund und scheidet mit einem Gebete von der naiven Frau, die ihn zum labenden Quell geleitet. Der Dichter wünscht sich zum Genusse der Kunst noch das schöne häusliche Glück. Der Gedanke ist bedeutsam für Goethes damalige Gemütslage. Die litterarische Anregung zu dieser dialogisierten Elegie erhielt er wohl erst durch Oliver Goldsmiths „Wanderer", den er durch Herder näher kennen gelernt. Dieser kam nämlich im September 1770 als Reisebegleiter des fünfzehnjährigen Prinzen Peter von Holstein-Gottorp nach Straßburg, trennte sich jedoch von seinem Zögling, um sich wegen eines Augenübels bei Professor

Lobstein einer Operation zu unterziehen. Dieselbe dauerte lange und verlief nicht ganz günstig. Goethe besuchte ihn im Gasthofe zum Louvre und verbrachte bei dem seltenen Manne manche Stunde, die ihm denn auch sehr fruchtbar werden sollte. Herder besaß die Gabe anzuregen und war mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet. Er vermittelte Goethe das Verständnis und die Liebe für die Volkspoesie. Herder faßte diese im Sinne seines Lehrmeisters Hamann als Welt- und Völkergabe auf, nicht als Erbteil weniger Menschen, und spürte eifrig den Erzeugnissen derselben, den Volksliedern, nach. Früher gingen eigentlich bloß Lieder einzelner Stände und Professionen um, erst Herder brachte das echte, allgemeine Volkslied zur Geltung und betonte, daß alles Einfache und dabei Tiefe volksgemäß sei. Er verstand auch Goethe dafür zu interessieren, der dann 1771 ein Dutzend Volkslieder, die er aus den Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht haben wollte, an Herder sandte. Dies war nicht die einzige wertvolle Anregung. Unter dem Einflusse Herders wurde Goethe in Straßburg mit bewußten Zielen zu Natur und Originalität geleitet; indem ihm das Wesen dieser Begriffe an großen Mustern klar wurde, rang er sich von sklavischer Nachahmerei los. Wenn er gleich mit Shakespeare schon bekannt war, so vermittelte ihm doch erst Herder das nähere Verständnis desselben und verwies ihn ferner auf Homer und Ossian. Endlich darf nicht unberührt bleiben, daß Herders kräftiger Stil Eindruck machte und zur Nachahmung reizte. In Straßburg schrieb Herder auch die berühmte Abhandlung vom Ursprung der Sprache

und erwog jedenfalls den einen oder andern Gedanken daraus mit seinen neuen Freunden. Es ist gar kein Zweifel, daß dieser zwar nicht harmonisch und hochpoetisch, jedenfalls aber sehr reich und originell veranlagte Geist auf Goethe und seine Genossen von bedeutendem Einflusse war, den man vergebens leugnet[22]). Der ältere Dichter hielt den jüngeren im Zaume, bereicherte und berichtigte sein Wissen, drang auf positive Kenntnisse und begegnete seinem „spatzenmäßigen" Wesen mit Ironie, Humor oder Zurechtweisung, so daß Goethe ganz zutreffend von seinen „Hundereminiscenzen" an Herder sprechen konnte. Die Lehren Rousseaus suchte der große Apostel der Humanität auf Dichtung, Religion und Geschichte auszudehnen, aber er schloß nirgends vollständig ab. Goethe ging auf dem von Herder eingeschlagenen Wege fort und leistete, nachdem er in der Antike seinen ungestümen Drang gestillt und abgekühlt, Großes für alle Zeiten. Er dachte weiter und klarer als sein älterer Freund; während dieser das Volkslied als die Blume aller Poesie erklärte, erkannte ersterer den veredelnden Wert der Kunst. In den Prosasprüchen urteilte er daher später noch: „Eigentlichster Wert der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vorteils aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde." Goethe hat die Probe gemacht und bestanden im „Heidenröslein", zu welchem ihm nach einer Andeutung gegen Salzmann bereits 1771 das Motiv bekannt war. Es wurde zuerst 1773 von Herder in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" als

„Fabelliedchen“ gedruckt und den Kinderliedern zugeteilt. Dieser Irrtum schließt, da nach der ersten Fassung in der 3. Strophe der sinnliche Gedanke

„Das Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden“

bestehen blieb, die genauere Bekanntschaft Herders mit demselben aus, der es dann 1779 in den Volksliedern als „Röschen auf der Heide. Aus der mündlichen Sage“ wieder abdruckte. Er selbst scheint mit dem moralisierenden Gedichte „Die Blüte“, welches sich im „Silbernen Buch“ der Caroline Flachsland findet, eine Umdichtung versucht zu haben. Der glückliche Entdecker ist jedenfalls Goethe gewesen, der es entweder wirklich aus dem Volksmunde vernahm, oder in einer Niederschrift kannte, wie sie die Blumenlese des Paul v. d. Aelst (Deventer 1602) und darnach Uhlands Volksliedersammlung 1,111 bringt. Das dort siebenstrophige, etwas holperige Lied zog Goethe auf 3 Strophen zusammen, gestaltete es dialogisch und führte die Allegorie vollständig durch, behielt aber das Versmaß des Originals bei und stellte den im Wesentlichen gleichmäßigen Schlußklang her, wozu vielleicht noch eine alte Liedstrophe aus Nürnberg herangezogen wurde. Seine letzte Gestalt erhielt es für die erste Gesamtausgabe seiner Werke, womit der Dichter wohl in aller Form das Autorschaftsrecht ansprach. Volks- und Kunstdichtung haben ihr Bestes zu dieser Perle aller und jeglicher Poesie beigetragen, um die uns jedes andere Volk beneidet. In dieser Gestalt ist es wieder in das Volk zurückgekehrt und von ihm

ohne Änderung angenommen worden. Der Grundgedanke, den Goethe hineinlegte, ist wohl Resignation: auch das Schöne, Gute muß leiden und sich im Mißgeschick ins Unvermeidliche zu fügen wissen; auf den damaligen Zustand der deutschen Litteratur läßt es sich nicht deuten, auch nicht auf Friedrike Brion. Durch den Meistergriff am „Heidenröslein" ist Goethe Muster für die Folgezeit geworden, die nur dann fehlgeht, wenn sie mehr leisten will als Goethe und in der Anpassung von Inhalt und Sprache des gewöhnlichen Volkes zu gesucht und darob volkswidrig wird. Am besten hat trotz dem Widerspruche unserer leidenschaftlichen Zeit Heine Goethes Kunst begriffen, dann Eichendorf und die schwäbischen Sänger Uhland und Mörike; in der Gegenwart lehnt sich namentlich Martin Greif als Lyriker an das Volkslied und an die geistesverwandten Schwaben. Auch sonst finden wir, von der mundartlichen Dichtung abgesehen, vielfach ein verständnisvolles Zurückgehen auf die Volkspoesie, aber manchem Dichter fehlen dazu Talent und Gefühl fast in dem gleichen Maße, als es Goethe besaß. Wieder andere glauben, das Genie müsse sich von jedem Vorbilde frei machen, und vergessen dabei, daß dessen erste Eigenschaft Ancignungsfähigkeit heißt. Daher die lyrischen Mißgeburten unserer „Modernsten". Goethe griff mit glücklicher Hand auf das Überlieferte zurück, hauchte ihm seinen Geist ein und sprach es in der seiner Zeit angemessensten Form wieder aus. Das ist das große Geheimnis seiner Dichterlaufbahn. Desgleichen wußte er Fremdes mit Eigenem in Verbindung und dadurch das

ganze in Fluß zu bringen. Goethe ist eben auch ein großer Schriftsteller gewesen. Das bewies er z. B. mit dem dazumal viel bewunderten „Vicar of Wakefield“ des bereits genannten Goldsmith, an den er im 10. Buche von „Dichtung und Wahrheit“ die berühmte Schilderung des Sesenheimer Idylls knüpfte.

Geschichtlich betrachtet, betrat er das gastliche Haus des „Landpredigers“ Johann Jakob Brion, eines Straßburgers, im Oktober 1770. Wahrscheinlich hatte Goethe seinen Freund Weyland nochmals in Buchsweiler besucht. Dieser nahm ihn dann zu einem Besuche beim Pfarrer in Sesenheim mit. Der Ort liegt 6 Stunden von Straßburg entfernt. Die beiden wurden in dem äußerlich unscheinbaren, innen aber desto freundlicheren Hause gut aufgenommen. Die Pfarrerin war ja eine Schwester des Regierungsrates Schöll in Saarbrücken, an welchen Weylands Halbschwester verheiratet war. Die näheren Umstände, welche Goethe über seinen Eintritt in Sesenheim berichtet, sind Dichtung. Wahrheit aber ist, daß er sich von der schlichten, herzlichen Einfachheit des Pfarrhauses rasch angezogen fühlte; die jüngere Tochter Brions, Friedrike, um 1753 zu Niederrödern im Elsaß geboren, zog ihn schon jetzt an und gewann sein Herz. Es ist noch ein Briefconcept vorhanden, in welchem Goethe bereits am Tage nach der Ankunft in Straßburg das Mädchen um einen Briefwechsel bittet. Er wiederholte seinen Besuch und ward in dem glücklichen Kreise bald heimisch. Darauf nimmt das kurze Gedicht „Nach Sesenheim“ bezug,

welches wahrscheinlich gegen Weihnachten 1770 entstand und noch an die „goldenen Kinder" gerichtet ist, ebenso „Über Tisch", das an die Rast des „Ritters" in Drusenheim anknüpft. Bald aber gehen die poetischen Anreden Goethes aus der Mehrzahl in die Einzahl über, sie richten sich an die geliebte Friedrike allein. In „Dichtung und Wahrheit" schildert er uns mit derselben homerischen Meisterschaft, wie Hermann in dem unübertrefflichen Epos seine Dorothea, den ersten Eindruck, den das unbefangene Mädchen auf ihn machte. Sie trug noch die landesübliche deutsche Tracht, die ihr besonders gut stand. „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher . . ., der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn," als sie nämlich in die Thüre trat. In heiterer Geselligkeit, beim Spiele und auf Spaziergängen gewann er ihre Liebe und konnte alsbald jubelnd sagen:

„Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.

Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
Nun lass' auch morgen sein wie heute
Und lehr' mich ihrer würdig sein!"

In einem andern Gedichte „Mit einem gemalten Band" weiht er ihr eine sinnige Erinnerungsgabe für seine längere Abwesenheit:

„Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band."

Er übergibt sie dem Zephyr, damit er die Erwählte damit schmücke, und knüpft daran die werbenden Schlußverse:

„Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband."

In diesen leicht und doch genial hingeworfenen vier Strophen mit dem hohen Reiz der Darstellung und musikalischer Empfindung, berührt sich die Manier der Anakreontik mit der subjektiven Dichtung Goethes; man hat das Gedicht die Palme der goetheischen Anakreontik und gleichzeitig den Schlußpunkt derselben genannt. In Straßburg trieb Goethes Lyrik die ersten schönen Blüten; zwar treffen wir noch mehrfach ältere Stilarten, aber in der überwiegenden Anzahl der Fälle tritt uns Neues, echt Goetheisches entgegen. Rein subjektive Empfindung macht sich geltend, die Leipziger Schäferpoesie ist überwunden. In Straßburg sah Goethe erst ein, daß er mit seiner Erlebnisdichtung auf der richtigen Fährte sei. In der reinen Liebe zu Friedrike öffnete sich wie von selbst der Born seiner Lieder. Er dichtete jetzt für sich, sein Mädchen und seine

Vertrauten, er denkt an kein Publikum und an keinen Buchdrucker oder Komponisten, und daher wohnt in diesen Liebesgedichten Wahrheit und Ursprünglichkeit. In der Ausführung zeigt sich des Dichters besondere Fähigkeit, den Stoff, das Bild zu begrenzen und innerlich zu gliedern, sowie äußerlich im Periodenbau die Gedanken mit der Form zu vereinigen. Die Sprache wird völlig in den Dienst des Gedankens gestellt, der Begriff in der Sprache charakteristisch ausgeprägt. Goethe hat an Klopstock und Wieland gelernt und am Volksliede, dessen Einfluß auf ihn noch einer eingehenden Untersuchung harrt, aber das Bedeutendste ist Werk seines Genies. Hieher zählt vornehmlich die Behandlung des Liebesmotivs, worin er eigentlich keine würdigen Muster hatte, dann die Auffassung der dichterisch beseelten Natur. Er nimmt diese immer und immer zu Hilfe, besingt sie aber nicht selbst, wie Matthisson und andere naturbeschreibende Dichter, sondern betrachtet sie als Trägerin seiner Empfindung und constatiert nur die Übereinstimmung zwischen seinem Innern und seiner äußern Umgebung. Dies ist das erste Geheimnis seiner Lyrik, das sich die dichtenden Epigonen aneignen mußten. Das Volkslied hat ihn jedenfalls insofern in seiner Auffassung bestärkt, daß es ihm ohne Allegorie bessere Anschaulichkeit bot. Bei Übertragung von Vorstellungen und Empfindungen auf Gegenstände der Natur entdeckte er auch jene scheinbare Diskrepanz zwischen beiden, die ihn zur Ansicht drängte, ein lyrisches Gedicht sei ein Unsinn in den Teilen, aber im Ganzen doch etwas Vernünftiges. In mancher Hinsicht dem letztbesprochenen Ge-

dichte ähnlich ist „Willkommen und Abschied", welches G. v. Loeper nach dem Eintrage der Bäbe Schultheß „den XXXAbend" auf Dreikönige 1771, Düntzer auf den Christabend 1770 verlegte. In der stark veränderten Gestalt, in der wir es nun besitzen, empfinden wir jedoch keineswegs die Stimmung des Tiefwinters, sondern jene des Frühjahres, so daß die Einstellung auf den 30. März 1771 als die beste und natürlichste erscheint. Sehr hübsch sind darin die Naturbilder, die sich an das Rittmotiv der Eingangsstrophe anschließen:

„Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah."

Das Gedicht bietet keine Beschreibung, sondern nur Handlung und ist ganz dramatisch gehalten. Technisch durch das Volkslied und Herders Lehren beeinflußt, bekundet es inhaltlich das wahre Erlebnis. Die Fassung ist knapp und treffend; die Naturbilder und die angedeuteten Handlungen lassen die Gedankenreihe echt künstlerisch nur erraten.

Nach Herders Abgang von Straßburg zu Ostern 1771 kam Goethe häufiger nach Sesenheim und blieb dort auch längere Zeit zu Gaste. Sein eigenes und Friedrikens kurzes Unwohlsein, welches ihm als böse Zugabe des Schicksals zum Glücke erschien, abgerechnet, brachte er diese Zeit angenehm hin. Da die Studien wohl gänzlich ruhten, be-

ſchäftigte er ſich mit anderen Dingen. So lernte er bei einem lahmen Manne in Seſenheim das Korbflechten. Dieſer Zug mag ſo lächerlich ausſehen wie die Nachricht, daß er ſpäter ſogar ſpann, aber er bezeugt Goethes Trieb nach Bethätigung. Der ſchöne Frühling lockte dann zu kürzeren oder längeren Spaziergängen und Ausflügen in die Umgebung. Hierher mögen die acht Zeilen, welche Goethe auf eine Tafel der Buchenlaube bei Seſenheim unter die Namen der Freunde einzeichnete, und das nicht unangefochtene „Morgenständchen“ mit ſeinem anakreontiſchen Gewande, ſowie das erſte „Mailied“ mit dem überquellenden Liebesgefühl gehören:

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur“,

welches zwar nicht im Seſenheimer Liederbuch ſteht, aber in ſeiner Beziehung auf Friederike erkannt wurde. Der Monat Mai und die erſte Hälfte des Juni 1771 waren die ſchönſte Zeit der Liebenden. Des inneren Zuſammenhanges wegen dürfte in den Frühſommer 1771 auch noch das Gedicht „An die Erwählte“ zu ſetzen ſein, das des Dichters Liebesſchwur:

„Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne Dich genießt,“

und die von Verliebten gern gebrauchten Cotillonverſe mit vierfachem Wortreim enthält:

„Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt Dein Liebſter noch vorbei.“

Der beſorgte Freund und Mahner Salzmann[23]) fürchtete, Iwein möchte ſich verliegen, und rief ihn endlich zu den Büchern zurück. Unterdeſſen erfuhr Goethes Straßburger Geſellſchaft einen Zuwachs in Jakob Michael Reinhold Lenz, welcher am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Livland geboren war und als Begleiter zweier adeliger Landsleute nach Straßburg kam und ſich alsbald eng an Goethe anſchloß. Dieſem erſchien zwar der Ankömmling etwas wunderlich, whimsical, wie er ſich in „Dichtung und Wahrheit“ ausdrückt, aber er fand nach ſeinen gleichzeitigen Berichten an dem „ſhakeſpeariſchen Amor“ doch Gefallen und verkehrte viel mit ihm, während er ſich den unbedeutenden und geſchmackloſen Heinrich Leopold Wagner mehr und mehr vom Leibe hielt. Lenz war ein zum Höchſten emporgeſchraubtes, tumultuariſches Originalgenie, das an ſeiner Maßloſigkeit zugrunde ging. Sein erſtes Auftreten konnte Fremde und Geſellſchaften beſtechen, da es gefällig war, bei längerem Verkehr aber trat ſein wildes Weſen immer deutlicher hervor. Recht bezeichnend nannte er ſich ſelbſt „ohnbärtig.“ Er trug gewaltſam die Poeſie ins Leben hinein und verdarb ſo beides. Wie manchen andern hatte auch ihn der Durſt nach franzöſiſcher Bildung hieher gezogen, die er jedoch im deutſchen Elſaß nicht finden konnte[24]). Er hat dann gerade in Straßburg dem deutſchen Weſen das Wort geredet und die Tiſchgeſellſchaft in dieſem Sinne reformiert, er hat ferner in ſeinen Anmerkungen zum Theater den Unterſchied zwiſchen der antiken Schickſals- und der modernen Charaktertragödie feſtgeſtellt, aber im Übrigen

gebrach es ihm an Moral und Charakter; dafür war er excentrisch und maßlos eitel. Seine von Weinhold musterhaft herausgegebenen Werke haben nur noch ein litterarisches Interesse. Bekanntlich ahmte er „Götz“ und „Werther“ nach; seinen „Hofmeister“ hielt man sogar für Goethes Werk. Nach des Freundes Abgang von Straßburg suchte er auch in Sesenheim an dessen Stelle zu treten und verfolgte Rickgen mit Besuchen, Anträgen und Gedichten. Doch, wir sind den Ereignissen vorausgeeilt. Goethes Tage in Straßburg neigten sich ihrem Ende zu. Im Hinblicke auf die nächste Zukunft mag jetzt auch die Einsicht gereift und zum offenen Ausdrucke gekommen sein, daß er Friedrike nicht heimführen könne. Am 6. August disputierte er pro licentia in einer Anzahl juristischer Thesen, Lerse opponierte ihm. Den Doctorgrad erwarb er nicht, erst 1825 erhielt er ihn von der philosophischen und medizinischen Fakultät der Landesuniversität zu Jena. Die letzte Zeit seines Aufenthaltes im Elsaß benützte er noch weiter dazu, dieses Land „auswendig zu lernen.“ Im Juli 1771 sah er sich wahrscheinlich die Wallfahrt auf den Odilienberg an und ritt nach Barr, den folgenden Monat — als in der ganzen Gegend die Feldfrüchte eingefahren und eingescheuert wurden — reiste er in größerer Gesellschaft über Molsheim an der Breusch nach Schlettstadt, Kolmar und Ensisheim an der obern Ill, besichtigte hier in der Kirche den berühmten, von Sebastian Brant besungenen „Donnerstein“, einen ungeheuern, im Jahre 1492 gefallenen Aërolithen, und wurde im Anblicke dieses „luftgeborenen Wesens“ von der

spöttelnden Zweifelsucht der Aufklärungsperiode ergriffen. Ein Ausflug nach Nanzig und tiefer nach Frankreich hinein unterblieb, da die Eltern den Sohn zur Heimreise drängten. Bevor er diese antrat, nahm er noch in Sesenheim Abschied von Friedrike, ohne das entscheidende Wort zu sprechen. Goethe empfand, daß er weder innerlich noch äußerlich fertig und in der menschlichen Gesellschaft ohne Stellung war. Weitere Gründe aufzuzählen ist wohl nicht nötig. Die Stunde mag ihm schwer genug gewesen sein; er schreibt im 11. Buche seiner oft angeführten Autobiographie: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Druſenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach 8 Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friedriken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung.“ Das ist zwar nur eine romantisch-symbolische, aber eine tiefsinnige Erklärung, warum das Sesenheimer Liebesidyll so und nicht

gebrach es ihm an Moral und Charakter; dafür war er excentrisch und maßlos eitel. Seine von Weinhold musterhaft herausgegebenen Werke haben nur noch ein litterarisches Interesse. Bekanntlich ahmte er „Götz“ und „Werther“ nach; seinen „Hofmeister“ hielt man sogar für Goethes Werk. Nach des Freundes Abgang von Straßburg suchte er auch in Sesenheim an dessen Stelle zu treten und verfolgte Rickgen mit Besuchen, Anträgen und Gedichten. Doch, wir sind den Ereignissen vorausgeeilt. Goethes Tage in Straßburg neigten sich ihrem Ende zu. Im Hinblicke auf die nächste Zukunft mag jetzt auch die Einsicht gereift und zum offenen Ausdrucke gekommen sein, daß er Friedrike nicht heimführen könne. Am 6. August disputierte er pro licentia in einer Anzahl juristischer Thesen, Lersé opponierte ihm. Den Doctorgrad erwarb er nicht, erst 1825 erhielt er ihn von der philosophischen und medizinischen Fakultät der Landesuniversität zu Jena. Die letzte Zeit seines Aufenthaltes im Elsaß benützte er noch weiter dazu, dieses Land „auswendig zu lernen.“ Im Juli 1771 sah er sich wahrscheinlich die Wallfahrt auf den Odilienberg an und ritt nach Barr, den folgenden Monat — als in der ganzen Gegend die Feldfrüchte eingefahren und eingescheuert wurden — reiste er in größerer Gesellschaft über Molsheim an der Breusch nach Schlettstadt, Kolmar und Ensisheim an der obern Ill, besichtigte hier in der Kirche den berühmten, von Sebastian Brant besungenen „Donnerstein“, einen ungeheuern, im Jahre 1492 gefallenen Aërolithen, und wurde im Anblicke dieses „luftgeborenen Wesens“ von der

spöttelnden Zweifelsucht der Aufklärungsperiode ergriffen. Ein Ausflug nach Nanzig und tiefer nach Frankreich hinein unterblieb, da die Eltern den Sohn zur Heimreise drängten. Bevor er diese antrat, nahm er noch in Sesenheim Abschied von Friedrike, ohne das entscheidende Wort zu sprechen. Goethe empfand, daß er weder innerlich noch äußerlich fertig und in der menschlichen Gesellschaft ohne Stellung war. Weitere Gründe aufzuzählen ist wohl nicht nötig. Die Stunde mag ihm schwer genug gewesen sein; er schreibt im 11. Buche seiner oft angeführten Autobiographie: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach 8 Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friedriken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung.“ Das ist zwar nur eine romantisch-symbolische, aber eine tiefsinnige Erklärung, warum das Sesenheimer Liebesidyll so und nicht

anders enden durfte: weil er in seinem Innern eine höhere Bestimmung in der Zukunft erkannte, deren erste Bedingung Freiheit hieß. Etliche Tage später befand er sich auf dem Heimwege nach Frankfurt. In Mannheim besuchte er noch den Antikensaal und bildete sich über Laokoon ein eigenes Urteil[25]). Von Frankfurt aus schrieb er dann an Friedrike; es war der Scheidebrief. Ihre Antwort zerriß ihm das Herz, gerade so wie auch die Seele des Mädchens durch den Bruch auf immer verwundet war. Ein Brustübel nagte an ihrer Gesundheit. Sie trug jedoch ihr Leid ohne Klage und die Erinnerung an Goethe stumm durch ihr ganzes Leben. Jenes Abschiedsschreiben soll von den Versen „Ein grauer, trüber Morgen" begleitet gewesen sein. Es entstand, wenn es überhaupt Goethe angehört, zur Zeit der Weinlese im Oktober 1771 zu Frankfurt; als Lokal dürfte der Weinberg vor dem Friedbergerthor und die Bornheimerheide gelten. Ich glaube nicht, daß das Gedicht mit dem matten anakreontischen Schlusse als Begleitschein einer Absage geeignet gewesen. Goethe hat damals wohl überhaupt keine Verse mitlaufen lassen, es wird sogar bezweifelt, ob er von Frankfurt aus noch nach Sesenheim geschrieben. Das genannte Gedicht gehört ebenfalls in das sogenannte „Sesenheimer Liederbuch." Dasselbe umfaßte 10 Lieder in einem Hefte der Friedrike Brion. Der damals 19-jährige Dramatiker Heinrich Kruse aus Stralsund fand es 1835 im Besitze der Schwester Friedrikens, Sophie, in Niederbronn und schrieb es eilig ab; die Verse auf der Tafel im Sesenheimer Nachtigallwäldel „Dem

Himmel wachs' entgegen" gab ihm Sophie nach dem Gedächtnis an (Nr. 11 des „Liederbuches"). In seinem Reiseberichte im 5. Jahrgange der „Deutschen Rundschau" berichtet Kruse, daß nur ein Teil dieser Gedichte von Goethes Hand, die übrigen aber von der Friedrikens gewesen. A. Stöber fand 1838 nur noch Abschriften Sophiens vor, während das Originalheft verschwunden war. Sophie starb am 27. Dezember 1838. Seither hat P. Th. Falck aus dem Nachlasse Lenzens eine Kopie der Sesenheimer Lieder aufgezeigt, zu welchen auch „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" gehört. Goethe hat in seine Werke nur zwei Gedichte davon aufgenommen: „Mit einem gemalten Band" und „Willkommen und Abschied". Nun hat Albert Bielschowsky im 12. Bande des Goethe-Jahrbuchs (1891) den Bestand des „Sesenheimer Liederbuches" kritisiert und 5 Stücke daraus Lenz zugewiesen, nämlich: „Als ich in Saarbrück" — die Aufschrift ist nur eine handschriftliche Bemerkung Friedrikens und bezieht sich auf ihren Besuch in Saarbrücken im Juni 1772 —, „Entfernung von der Geliebten" und „Balde seh' ich Rickgen wieder", welche der Situation Goethes nicht entsprächen; dazu noch „Nun sitzt der Ritter an dem Ort" (Über Tisch) und das „Morgenständchen". Dagegen nimmt Bielschowsky zumal aus äußeren Gründen „Ein grauer, trüber Morgen" als goetheisch an. Heinrich Düntzer ist unter Aufgebot aller nur erbringlichen Argumente für die Echtheit sämtlicher Lieder eingetreten und hat den Versuch, einzelne zu verwerfen, als „Hochverrat" erklärt[26]). Die ersten drei,

oben als Goethes Situation nicht entsprechend bezeichneten Lieder wird man unbedingt abweisen müssen und auch bei anderen kann fast nur das „Gefühl" für Goethe entscheiden, so wenig Sicheres ist auszumachen. Jedenfalls hat Goethe in Straßburg mehr geschaffen, als uns bekannt ist; es ging ja auch sonst im Laufe der Zeiten viel zugrunde, so wichtige Briefe an Horn und an Salzmann. Allein es blieb immerhin noch soviel übrig, daß wir behaupten können, die Straßburger Zeit sei für Goethe reich an Ergebnissen gewesen. Sehen wir zu, was er bei Erlangung des akademischen Grades, womit äußerlich seine Jugendzeit als abgeschlossen zu betrachten ist, hinter sich hatte, so finden wir zunächst, daß der kaum 22-jährige Dichter von dem gezierten Wesen Leipzigs frei gemacht und zum Verständnis deutscher Art geführt war; daß er da neue Anregungen und fruchtbare Gedanken empfangen, die noch weit in die folgenden Jahre hineinreichen und den „Götz" gezeitigt haben, daß er in der Lyrik eine neue Bahn einschlug und unter Herders Anleitung verständnisvoll der Volkspoesie nachging, wie er ja aus derselben eine echte Perle hob. Einzelnes Brauchbare entstand allerdings schon in Leipzig, aber in Straßburg keimten seine großen Werke der Folgezeit. Goethe kehrte als ein anderer nach Frankfurt zurück. Trotzdem hat ein Litterarhistoriker der Gegenwart das verwegene Urteil gefällt, Goethe habe seine Jugend „verbummelt" und „vergeudet". Es ist eine widerliche Erscheinung der Zeit, daß jetzt gerade einseitige Zeloten, die nichts anderes anerkennen, gegen Goethe losgehen und bald in allgemeinen

Werken, bald in besondern Abhandlungen sein Leben und seine Schriften verlästern. Sie machen sogar Schule. In der jüngsten Gegenwart ist wieder die Pfarrerstochter von Sesenheim zum Handkusse gekommen. Der Skandal ist folgender.

Der schon genannte Oberlehrer Joh. Froitzheim wies in einer Schrift urkundlich nach, daß der katholische Pfarrer Lorenz Reimbolt von Sesenheim 1787 in das Findelhaus nach Stephansfeld ein neugeborenes Kind brachte, welches Blumenhold hieß und 1807 zu Straßburg als Pastetenbäcker starb. Hier entstand, genährt durch „Dichtung und Wahrheit," um 1814 etwa die Sage, Goethe hätte von Friedrike einen Sohn gehabt, welcher Pastetenbäckerjunge geworden. Das stimmte jedoch zeitlich nicht, da sich die angeblichen Eltern nach 1779 nie mehr gesehen. Dafür gingen in Sesenheim, wo man wenig von „Dichtung und Wahrheit", wohl aber noch von hübschen Töchtern im evangelischen Pfarrhause wußte, Gerüchte um, daß es mit Friedrikens Tugend nicht weit her gewesen. Der Pastor Schweppenhäuser munkelte allerlei zweideutiges Zeug, während ältere Leute vertrauenswürdigen Charakters nur Gutes zu erzählen wußten. Da Brions Töchter schon längst weggezogen, so hatte die allzeit geschäftige Fama freies Feld. Die Sache wurde durch den konfessionellen Gegensatz dadurch verschärft und gesteigert, daß man sagte, der katholische Pfarrer hätte sich mit der Tochter seines evangelischen Kollegen vergangen. Die aneinanderstoßenden beiderseitigen Pfarrgärten wiesen sogar auf eine solche Ergänzung der Sage hin. Froitzheim verband nun einfach

dieſe Seſenheimer Verſion mit der Straßburger und folgerte, ohne ein echtes Beweismittel aufzeigen zu können, Friedrike ſei überhaupt eine liederliche Dirne geweſen und ſchon von Goethe verführt worden. Er ergänzte den Klatſch durch das oberflächliche Gerede des Heinefreundes Alexandre Weill in Paris und deſſen Schweſter, durch einen Bericht des Theologen Gambs, aus dem überall der Bockfuß blickt, und durch einzelne Stellen bei dem verrückten Lenz und in den bekannten vier Briefen Goethes aus Seſenheim an Salzmann. Der Roman war fertig — bis auf die große Lücke, daß für Goethes Schuld kein Dokument ſprach; zur Ausfüllung derſelben mußten Goethes eigene Dichtungen herhalten. Hier genügen aber keine „Schlüſſe“; wo es ſich um die Ehre eines ſchutzloſen Weſens handelt, das unſer größter Dichter ſelbſt poetiſch verherrlicht hat, fordern wir unanfechtbare hiſtoriſche Zeugniſſe. Unter ſolchen Umſtänden wäre Friedrikens Unſterblichkeit zu teuer erkauft, der Fluch der Straßburger Tanzmeiſterstochter auf diejenige die nach ihr noch Goethes Mund küſſe, erſchiene grauſam erfüllt. Der achtzigjährige Düntzer hat ſich daher mit dem Feuereifer eines Jünglings gegen die ſaubere Geſellſchaft der Ankläger Friedrikens gewendet[27]).

Als Goethe das herrliche Elſaß mit Allem, was er darin erworben, verließ, da war auch ſeine ſchönſte Lebensepiſode vorüber. Der Bruch mit Friedriken, der das Scheiden faſt das Leben koſtete, ſchmerzte ihn nun tief. Dieſer Stimmung entſprang vielleicht der Klageruf „An die Entfernte“:

„So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:
So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte mir zurück!"

Der Verlust Friedrikens klingt in ihm ähnlich wie später der Bruch mit Lili in ergreifenden Tönen nach. Die Ansicht jedoch, daß Friedrikens Züge in Fausts Gretchen zu erkennen seien, müssen wir ablehnen, falls man etwa mehr in Anschlag bringen wollte, als daß Gretchen von Fausts dämonischer Gewalt ebenso angezogen wurde, wie Friedrike von Goethe. Und selbst da sind die Verhältnisse verschieden; Fausts Gretchen ist ein gewöhnliches, unter dem Einflusse einer Kupplerin stehendes Mädchen, Friedrike aber eine gebildete, wenn auch auf dem Lande erzogene Pfarrerstochter. Das Weitere im „Faust" beruht auf allgemein „litterarischen Erlebnissen", wie ich später noch zu zeigen haben werde.

Am 31. August 1771 wurde Goethe als Advokat in Frankfurt „aufgeschworen" und eröffnete seine Kanzlei, aber die Rechtspraxis wollte ihm nicht gefallen; er kehrte überhaupt auch hier mehr den allgemein menschlichen, als den streng juristischen Standpunkt hervor und überbot sich mit seinem Freunde Moors in drollig-übermütigen Prozeßschriften, was ihm viel Spaß machte. Die eigentliche Arbeit that der getreue Vater, während der Sohn seinen Neigungen nachging und häufig auf dem Lande und mit

Freunden ſich vergnügte; im Winter wurde das Schlittſchuhlaufen betrieben. Vater und Sohn vertrugen ſich nicht zum beſten, erſterer wollte Berufseifer ſehen, letzterer ſeiner litterariſchen Vorliebe huldigen und ſich zerſtreuen. Nach der Rückkehr in die Heimat erfuhr ſein ganzes Empfinden durch das Bewußtſein der verlorenen Liebe, die „Oppoſition" gegen die Vaterſtadt und die ihm widerliche Beſchäftigung eine bedeutende Steigerung. Krankhafte Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, es begann Goethes eigentliche Drangzeit. Daher ſchreibt ſich ſein leidenſchaftliches Suchen nach neuen Muſtern und ſeine vulkaniſche Geiſtesthätigkeit in den Jahren 1771—75. Zum Shakeſpearetag den 14. Oktober 1771 hielt Goethe über den Meiſter der Dramatik einen begeiſterten Vortrag, dann machte er ſich an den „Götz". Die Volksromane und die Baudenkmale von Frankfurt und Straßburg wieſen ihn auf das 15. und 16. Jahrhundert, die Manneszeit des deutſchen Volkes. Als Hauptquelle diente ihm die von Verono Frank v. Steigerwald 1731 zu Nürnberg herausgegebene Autobiographie Herrn Götzens von Berlichingen mit der eiſernen Hand; am 28. November meldete er Salzmann, daß er an der Arbeit ſei, und Ende 1771 war die „dramatiſierte Geſchichte" fertig, blieb aber zu ſeinen Lebzeiten ungedruckt. Die in Straßburg erwachte „gothiſche Richtung" und Herders Einfluß wirkten treibend auf den „Götz". Goethe giebt noch einen andern Umſtand an; durch eine Aufführung des „Hermann" von Elias Schlegel ſei er bereits in Leipzig zur Anſicht gelangt, daß Gegenſtände, die unſerer

Zeit und Denkweise zu ferne liegen, für die moderne Bühne nicht mehr passen. Diese Überzeugung besaß Goethe schwerlich schon im Jahre 1771, da er doch an einen „Julius Cäsar" und „Prometheus" dachte und nach Vollendung des „Götz" an Herder schrieb, er wolle den „Sokrates, den philosophischen Heldengeist", dramatisieren. Allerdings waren diese Gestalten in Goethes Kopf in einer modernisierten Form lebendig, wie er selbst dem „Götz" vielfach das Gewand des 18. Jahrhunderts gab und dem „vermatschten Jahrhundert" einen Spiegel vorhalten wollte; dazu wählte er ja auch mit einer kleinen Änderung aus Hallers morgenländischer Geschichte „Usong" das Motto: „Das Übel ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Koth getreten und keiner edeln Begierden mehr fähig" — aber einen höheren Wert werden wir seiner Versicherung trotzdem nicht beimessen dürfen.

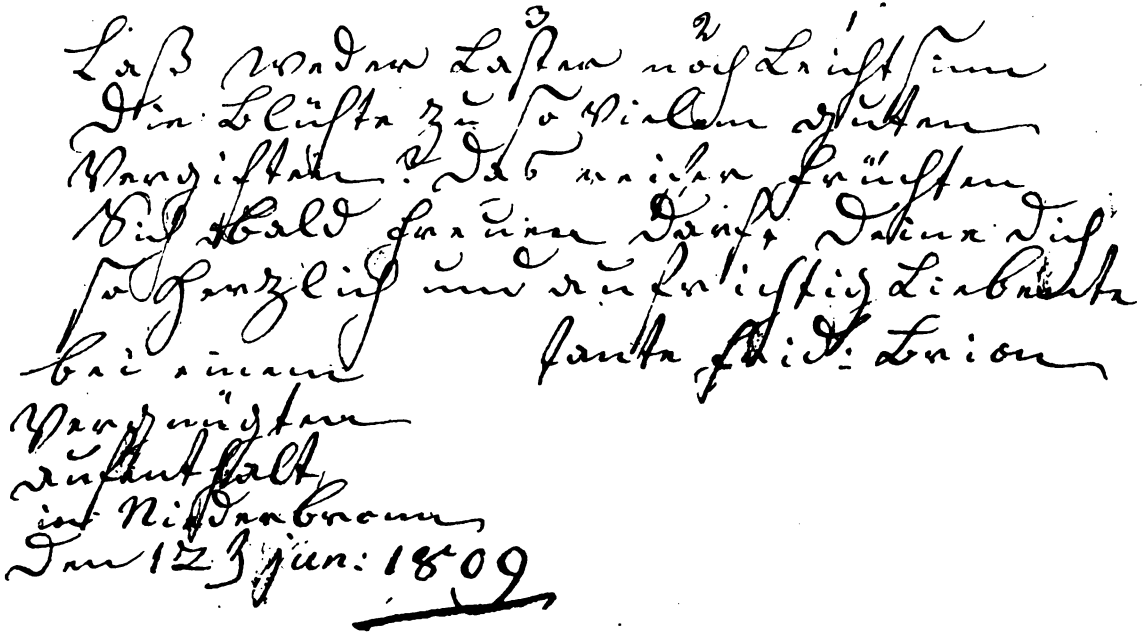
Durch Sokrates, wozu ihn Hamanns „Sokratische Denkwürdigkeiten" angeregt, den Ahasver- und Prometheusplan kam Goethe auf das Studium der Alten, des Platon, Xenophon, Theokrit und Pindar; er übersetzte namentlich Pindars fünfte olympische Ode mit feinem Gefühl und ließ sich von dem dithyrambischen Thebaner nicht blos durch dessen orakelhaften Tiefsinn, sondern auch stilistisch beeinflussen, allerdings nicht eben in günstiger Weise, da diese ganze Art dem Wesen Goethes, des Empfindungsdichters, eigentlich fremd war. Zu den Gaben dieser Periode gehört „Wanderers Sturmlied", vermutlich aus dem Spätherbst 1771, als er zwischen Frankfurt und Darmstadt

von einem gräßlichen Gewitter überfallen worden und dieſen „Halbunſinn“ wie zum Troſte vor ſich hinſang. Er ruft den Genius, das höhere Seelenvermögen im Sinne Hamanns und Herders, als Schützer in der Not an, der ihn durch Nebelgewölk und Schloßenſturm ſiegreich hindurchführen möge zu des ſchönern Lebens „warmer“ Sicherheit. Die ganze Gedankengebung in der zweiten Hälfte dieſer Sturmode iſt unklar, der Vergleich nicht durchgeführt, und der Schluß ſpringt gewaltig ab. Das Verfehlte dieſer neuen antikiſierenden Stilperiode Goethes zeigt ſich in der großen Unklarheit der Gedanken, die ebenſo anempfunden ſind, wie die ganze Karawane mythologiſcher Figuren und Anſpielungen entlehnter äußerer Aufputz iſt. Was daran wahr iſt, beſchränkt ſich faſt nur auf das meteorologiſche Motiv und die überall ſich verratende Unruhe. Der Liebesgram quälte und härmte ihn, ruhelos wanderte er herum, gewöhnte ſich „auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwiſchen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern“. Wie er in der Autobiographie erzählt, nannte man ihn in der Gegend wegen ſeines Umherſchweifens geradewegs den Wanderer. Das Wandermotiv kehrt in der Zeit vom Herbſt 1771 bis zum Frühling 1772 auch häufig wieder und geſtattet vielleicht eine Zuſammenſtellung der Gedichte, die ſtiliſtiſch allerdings verſchieden ſind, wie „An die Entfernte“, welches außer dem gedachten Motive noch an jene Stelle in „Dichtung und Wahrheit“ anklingt, wo Goethe nach dem Verlaſſen des Familienkreiſes von Seſenheim und der Freundeszirkel von Frankfurt und

Darmstadt von einer „Leere im Busen“ spricht. Es dauerte jedoch nicht lange, so arbeitete sich der Dichter aus dieser ruhelosen Unklarheit heraus und ging von Pindar zu Theokrit und zu einer neuen Kunstübung über, als deren Zeugnisse die „Darmstädter Freundschaftsoden“ und der schon berührte Dialog „Der Wanderer“ erscheinen, welcher von allen Jugenddichtungen Goethes den meisten Beifall fand.

Auf seinen Ausflügen berührte Goethe häufig Homburg und Darmstadt, wo er mit den dortigen litterarischen Kreisen in nähere Verbindung trat; besonders ragte Darmstadt hervor. Hier war die Landgräfin Karoline eine Verehrerin der Litteratur, und der Kriegszahlmeister Heinrich Merck übte Kontrole an den neuen Erscheinungen des Schrifttums. Goethe wurde alsbald mit ihm bekannt, wie es scheint ohne Schlossers Vermittlung[28]). Merck würdigte Goethes Talent und nahm durch Kritik und Aufmunterung bedeutenden Einfluß auf den jüngeren Freund; er zog ihn zur Mitarbeiterschaft an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ heran, und in der That schwang Goethe 1772—73 in diesen Blättern tapfer seine kritische „Harlekinspeitsche“. Das Blatt erschien zweimal die Woche in Oktavformat und bildete das kritische Organ der Genies. Goethe besprach darin namentlich Sulzer, den fromm gewordenen Haller, den Roman „Das Fräulein von Sternheim“ von Sophie de la Roche — die er bei Merck kennen gelernt —, Wieland, Lavater, Denis und Josef v. Sonnenfels. Später pflegte er die Bücher anderer in objektiverer Weise nach dem

Einflusse zu beurteilen, den sie auf ihn geübt. Merck war eine verbesserte Auflage von Behrisch, ein scharfer Kopf und großer Menschenkenner, aber ein beißender Kritiker und Pessimist. Er endete am 27. Juni 1791 als Selbstmörder. Merck und Behrisch lieferten die hauptsächlichsten Züge zum Mephisto. Das wenig günstige Urteil Goethes über Merck in „Dichtung und Wahrheit" war beeinflußt durch die Erinnerung an Mercks Einmischung in private Angelegenheiten Goethes und wohl auch von dem künstlerischen Zweck des Kontrastes in der Darstellung jener Zeit. Der Darmstädter Kreis wirkte anregend und belebend auf Goethe und ermunterte ihn zur Bearbeitung des „Faust", zu welchem damals die ersten Pläne gemacht wurden. Hier geriet Goethe aber auch noch in ein anderes, das sentimentale Element, in welchem der weibliche Teil des Zirkels lebte. Zu diesem gehörte die schwärmerische Hofdame Luise von Ziegler aus Homburg, welche häufig nach Darmstadt kam und sich sogar in Goethes Herz einschmeichelte. Ein Baron Reutern, Goethes Tischgenosse in Leipzig, hatte sie sitzen lassen, daher klammerte sie sich um so enger an Freundinnen an. Goethe nannte sie mit einem aus Wielands „Idris" entlehnten Namen Lila und widmete ihr die Ode „Pilgers Morgenlied". An den „weißen Thurm" des Homburger Schlosses anknüpfend, spricht der Dichter von ihrer ersten Begegnung und ruft, wie in „Wanderers Sturmlied" den Genius, hier die „allgegenwärtige Liebe" an, die ihm doppeltes Leben „ins früh welkende Herz gegossen". Ähnlich, aber weicher ist die Ode an die eben-



Stammbuchverse der Friederike Brion.

falls gefühlsschwärmerische Hofdame Henriette v. Roussillon, welche schon 1773 starb: „Elysium". Goethe besingt in Klopstocks Überschwänglichkeit den schwärmerischen Freundschaftsbund und schließt:

„Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium!
Ach, warum nur Elysium!"

(d. h. warum nur ein Schaumglück?)

Der Name „Urania" ist mit derselben Aussicht auf eine beglückende Zukunft gewählt wie in „Hermann und Dorothea". Die natürlichste und stärkste aus dem Freundschaftskreise war aber Karoline Flachsland. Am 28. Jänner 1750 als Tochter eines württembergischen Amtsschaffners zu Reichenweier im obern Elsaß geboren, verlor sie früh ihren Vater und kostete die bittere Not einer zahlreichen armen Beamtenfamilie durch. Trotzdem blieb sie heiter. In ihr wohnte der zufriedene, genügsame Sinn des Volkes im vorigen Jahrhundert. Es mutet lebhaft an, wenn sie ganz treuherzig von ihrem dürftigen Elternhause erzählt und dann hinzusetzt: „Gott hat uns wunderbar durchgeholfen durch Verwandte und edle Menschen und mir in meiner Armut — Herdern zum Manne geschenkt." Ihre ältere Schwester Friedrike war in Darmstadt verheiratet, und daher kam auch Karoline dahin. Hier lernte sie Herder im August 1770 bei einer Gesellschaftsdame der Landgräfin Karoline kennen. Er verlobte sich mit ihr nach dem Straßburger Aufenthalte, bevor er als Oberhofprediger nach Bückeburg am Süntel ging; am 2. Mai 1774 führte er sie als Gattin heim. Schon in

Straßburg hieß er seine liebliche Braut mit einer Entlehnung aus Wieland „Psyche", welchen Namen auch Goethe beibehielt in der ihr zugeeigneten Ode „Felsweihe-Gesang an Psyche". Es ist die schönste und sinnreichste unter den drei Oden und knüpft an den Opferfels der Freunde im Bessungerwalde an, wo die symbolischen Weiheopfer und die „elysischen Umarmungen" stattfanden. Goethe, der „irre Wanderer", fühlt auf dem Fels Besitztumsfreuden und Heimatsglück, sieht dann hinab an den Teich, wo sich die Freunde die Hände drücken und „einander anglüh'n". Dann wandelt Psyche um den Verlobten trauernd an den Fels und erblickt Goethes Namen auf des Steines Stirne, und nun folgt als Schluß die Aufforderung:

„Nimm des verlebten Tages Zier,
Die bald welke Rose, von Deinem Busen,
Streu die freundlichen Blätter
Übers düstre Moos,
Ein Opfer der Zukunft!"

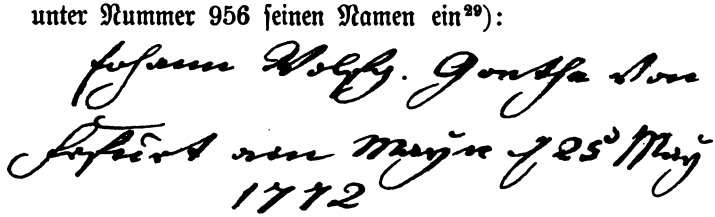
Die Stelle erregte den Ärger und die Eifersucht Herders; er schrieb an Karoline ein galliges Impromptu, welches ihm von Goethes Seite das Attribut „intoleranter Pfaffe" eintrug. Diese Oden bilden ein Seitenstück zu den Leipziger Freundesoden und wurden erst nach Goethes Tode bekannt und gedruckt. Goethe vollendete sie in Wetzlar und sandte sie dann an Lila zum Austeilen. Die Sentimentalität hatte auch im Darmstädterkreise aus der empfindsamen Naturbetrachtung Rousseaus, die das ganze Zeitalter beherrschte, und aus Richardson gesogen. Dazu

kam der Einfluß Klopstocks, dessen Oden 1771 auf Veranlassung der Landgräfin Karoline gesammelt und in Darmstadt gedruckt, dann fleißig gelesen und nachgeahmt wurden. So kam auch Goethe wieder in den Bannkreis Klopstocks, wie die eben erwähnten reimlosen Oden bezeugen.

Mit wachsendem Unwillen betrachtete jedoch der Rat Goethe das Treiben des Sohnes, den er nach der Rückkunft aus Straßburg so hoffend und liebend begrüßt hatte, der aber von der Juristerei immer weniger wissen wollte und seinen Neigungen nachging. Da hatte die Mutter oft „ins Gleiche zu bringen", was sich nicht fügen wollte. Der Vater ließ indes nicht von dem Gedanken, den Sohn einst als tüchtigen Juristen in Amt und Würden zu sehen. Zur besseren Ausbildung sollte er beim Reichskammergericht Praxis nehmen, und im Frühling 1772 wurde die Sache auch ins Werk gesetzt.

§ 4. Goethe in Wetzlar und Frankfurt. — Götz, Werther, Clavigo und Stella. Erste Schweizerreise. 1772—75.

Mitte Mai ging also Goethe, „geschichtlich" wohl vorbereitet, nach Wetzlar ab, wo sich seit 1690 das Reichskammergericht befand. Hier lebten noch Verwandte seiner Großmutter Lindheimer, welche ihm in der engen Gewandgasse eine sehr bescheidene Wohnung vermittelten. Am 25. Mai trug er in die Matrikel des Kammergerichts unter Nummer 956 seinen Namen ein[29]):



Das Institut, an welchem Goethe als Praktikant arbeiten sollte, bot indessen ein trauriges Bild des untergehenden deutschen Reiches und genügte den Anforderungen der Zeit durchaus nicht mehr. Die Verhältnisse sind sattsam bekannt. Das Gerichtsverfahren war unzulänglich, die Verschleppungssucht und Bestechlichkeit der Beisitzer fiel jedem unbefangenen Beobachter in grellster Weise auf. In dem aus Papius anagrammatisch hergestellten Sapupi des „Götz" hat Goethe

eine dieſer elenden Beamtenfiguren gezeichnet; ſein Ekel an der Juriſterei nahm in Wetzlar nur noch zu. Die Bureaukratie des 18. Jahrhunderts wurde endlich an den Thatſachen zu Schanden. Mehr als 16000 unerledigte Prozeſſe lagen vor, es gab zu wenig Beamte und dieſen gebrach es an Eifer und Pflichtgefühl, dazu 174 Feiertage im Jahre — ſeufzte der Reichskammerrichter.

Dieſe hohe Stelle bekleidete damals Franz Graf Spaur. Er war am 20. Auguſt 1725 als Sohn des Regierungspräſidenten Joh. Franz Wilhelm Spaur und einer Gräfin Trapp zu Innsbruck geboren und von den dortigen Jeſuiten erzogen. Die dürre Methode derſelben trieb ihn in die Arme des Skeptizismus, zu Spinoza, Sarpi, Rouſſeau und Montesquieu; 1746 bereiſte er mit ſeinem Bruder (Johann) Deutſchland und erwarb ſich die Gunſt des Großhofmeiſters und kurmainziſchen Miniſters Grafen Stadion, der ihn, wie ſpäter den Dichter Wieland, zum tieferen Studium der franzöſiſchen Schriftſteller anregte. Spaur wurde Vizedom zu Mainz und vermählte ſich am 24. März 1754 zu Warthauſen mit Stadions zweiter Tochter Thereſe, erlangte 1757 die katholiſche Ratsſtelle beim Reichskammergerichte, deſſen oberſter Chef er 1763 wurde. Als Reichskammerrichter ſuchte er die Mißbräuche zu bekämpfen und die Juſtiz zu heben, allein er machte ſich durch ſein unbeugſames Weſen viele Feinde und kam ſogar in Unterſuchung, die aber nur zu ſeiner glänzenden Rechtfertigung führte[80]). Er dachte ſtreng und rechtlich, haßte alle Schmeichelei und war nicht für jeden gleich zugänglich.

Im Jahre 1767 begann die von Kaiser Josef II. angeordnete Visitation des Reichskammergerichts, die noch fortdauerte, als Goethe eintraf. Es liegt nahe, daß er durch den Grafen Spaur zum Studium des Spinoza geführt wurde, den der hochgebildete Reichskammerrichter besonders schätzte. Der Verkehr der beiden Männer ist jedenfalls kein blos äußerlicher gewesen, wie der Umstand beweist, daß Goethe noch Jahre lang nach dem Abgange von Wetzlar wiederholt an Spaur schrieb[81]). Die Kammergerichtsvisitation hatte Leben in das sonst stille Wetzlar gebracht, die jungen Juristen und Diplomaten suchten sich möglichst zu zerstreuen und zu unterhalten. Der „schwer zu entziffernde" Possenreißer August Siegfried v. Goué aus Hildesheim leitete eine Rittertafel, deren Mitglieder er dann selbst in dem komischen Trauerspiel „Masuren" (1775) schilderte[82]), und ließ die einfältigsten Dinge mit feierlichem Ernste betreiben. Obwohl er immer einen anderen als Bundeshaupt vorzuschieben pflegte, so blieb er doch die belebende Seele des allen erwünschten „Zeitverderbs", der die Versauerung der Gesellschaft verhinderte. Goethe trat als „Götz der Redliche" bei und fand verständnisvolle Genossen, von denen Gotter, König, Jerusalem, dem er bereits in Leipzig begegnet war, hervorragten; Gotter brachte ihn mit dem Göttinger Musenalmanach in Verbindung. Die umliegenden Ortschaften galten als Kommenden des Ordens und bildeten die Schauplätze für ritterliche Thaten, die in verschiedenen Tollheiten und in lustigen Gelagen bestanden. Während die gute Flachsland in dem

Briefe an Herder vom 25. Mai 1772 Goethen ob der Wetzlarer Öde und Einſamkeit bedauerte, unterhielt er ſich ſchon vom erſten Tage an ganz trefflich und „rieth gerne zu den Poſſen bei, in denen Behriſchens Thorheit und Lenzens Verkehrtheit vereinigt ſchien“. Daneben beſchäftigte er ſich jedoch mit ernſten Gegenſtänden, nämlich mit den Alten, Shakeſpeare, Oſſian, mit der deutſchen Geſchichte des 15. und 16. Jahrhunderts und mit vielen andern Dingen, auf die ihn vornehmlich Herder gewieſen; die Bibel war ihm ſchon längſt ein vertrautes Buch. Dichteriſch war die erſte Zeit in Wetzlar eine Fortſetzung der vorausgehenden Periode, die Ausarbeitung der Darmſtädter Oden und des klaſſiſchen Dialogs „Der Wanderer“ fällt in dieſelbe. Mitten in den Tollheiten und Zerſtreuungen der Geſellſchaft ſuchte er ſich nützlich zu beſchäftigen und ſein Wiſſen zu erweitern; in Wetzlar legte Goethe das „ſpechtiſche“ und „ſpatzenmäßige“ Weſen mehr und mehr ab und ſuchte ſich durchzuringen und ſelbſtändiger zu machen. Er hat dieſe Zeit unterſchätzt, wenn er in „Dichtung und Wahrheit“ ſagt: „Was mir in Wetzlar begegnete, iſt von keiner großen Bedeutung.“ Die Behandlung der Liebesepiſode in ſeiner Autobiographie iſt allerdings ſehr kurz und zurückhaltend; vielleicht bewog ihn ſelbſt i. J. 1812 die Schonung gegen die damals noch lebende Lotte dazu. Sonſt wird wohl niemand die Bedeutung der Wetzlarer Zeit verkennen. Die Anregungen, die er hier empfing, die Verbindungen, die er anknüpfte, ſind ſo wichtig, daß ohne ſie ſein Leben und die deutſche Litteratur eine große Lücke aufwieſe. Ich erwähne

da zunächst den Ausflug zu Professor Höpfner in Gießen, bei dem sich Goethe nach Art des Schülers im „Faust“ einführte; derselbe schrieb für die Frankfurter gelehrten Anzeigen, und dieser Umstand gab Veranlassung zum Besuche Goethes. Im Mai 1773 erhielt der Dichter von ihm auf die Vermittlung Mercks hin eine Ausgabe des Spinoza, die er dann nach seiner Weise durcharbeitete und in sich aufnahm, wie noch gezeigt werden soll. Das wichtigste Erlebnis Goethes war jedoch unbestritten die Bekanntschaft mit Charlotte Buff, der ältesten Tochter des deutschherrlichen Amtmanns Buff in Wetzlar. Lotte war nach Düntzers Forschungen am 13. Jänner 1753 geboren und seit Kurzem mit dem Legationssekretär der hannöverischen Gesandtschaft zur Kammergerichtsvisitation, Johann Christian Kestner, versprochen. Auf einem ländlichen Balle in dem nahen Dorfe Volpertshausen lernte Goethe das hübsche, heitere und offene Mädchen am 9. Juni 1772 kennen. Obwohl keine ausgewählte Schönheit, zog sie sogleich seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Frauenzimmer, mit denen er gelegentlich in Wetzlar verkehrt hatte, genügten ihm nicht; als er nun in Lotten ein nett gebildetes, reines, gesundes, lebensthätiges und unbefangenes Wesen von hoher geistiger Anmut fand, da fühlte er sich mächtig angezogen. An jenem Abende im fröhlichen Kreise, auf kleinen Spaziergängen im ungezwungenen Verkehr und im „Deutschen Hause“ unter den Geschwistern hatte er Gelegenheit, sie näher auszuholen und den Sommer hindurch „eine echt deutsche Idylle“ zu erleben, wozu „das fruchtbare Land

Briefe an Herder vom 25. Mai 1772 Goethen ob der Wetzlarer Öde und Einsamkeit bedauerte, unterhielt er sich schon vom ersten Tage an ganz trefflich und „rieth gerne zu den Possen bei, in denen Behrischens Thorheit und Lenzens Verkehrtheit vereinigt schien". Daneben beschäftigte er sich jedoch mit ernsten Gegenständen, nämlich mit den Alten, Shakespeare, Ossian, mit der deutschen Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts und mit vielen andern Dingen, auf die ihn vornehmlich Herder gewiesen; die Bibel war ihm schon längst ein vertrautes Buch. Dichterisch war die erste Zeit in Wetzlar eine Fortsetzung der vorausgehenden Periode, die Ausarbeitung der Darmstädter Oden und des klassischen Dialogs „Der Wanderer" fällt in dieselbe. Mitten in den Tollheiten und Zerstreuungen der Gesellschaft suchte er sich nützlich zu beschäftigen und sein Wissen zu erweitern; in Wetzlar legte Goethe das „spechtische" und „spatzenmäßige" Wesen mehr und mehr ab und suchte sich durchzuringen und selbständiger zu machen. Er hat diese Zeit unterschätzt, wenn er in „Dichtung und Wahrheit" sagt: „Was mir in Wetzlar begegnete, ist von keiner großen Bedeutung." Die Behandlung der Liebesepisode in seiner Autobiographie ist allerdings sehr kurz und zurückhaltend; vielleicht bewog ihn selbst i. J. 1812 die Schonung gegen die damals noch lebende Lotte dazu. Sonst wird wohl niemand die Bedeutung der Wetzlarer Zeit verkennen. Die Anregungen, die er hier empfing, die Verbindungen, die er anknüpfte, sind so wichtig, daß ohne sie sein Leben und die deutsche Litteratur eine große Lücke aufwiese. Ich erwähne

ziemlich trockener Mann, verhielt sich dem ungestümen, schwärmerischen Wesen des um acht Jahre jüngeren Goethe gegenüber mit Schonung und beobachtender Teilnahme, hielt ihn in wohlwollender Kälte fern und bewies dabei eben so viel Takt, wie Lotte. Goethe mußte schließlich ein-

Wertherbrunnen bei Wetzlar.

sehen, daß er ein gefährliches Feuer in seiner Brust nähre und in des Mädchens Nähe unsäglich unglücklich sei. Er zog sich zurück, weil er nicht zwei Menschen unglücklich machen wollte, die sich liebten und für einander geschaffen schienen. Merck brauchte ihn nicht „von der Angel zu reißen", er befreite sich in eigener Erkenntnis und verließ am 11. September 1772 früh Wetzlar zu Pferde, nachdem er von Lotte und Kestner schriftlich Abschied genommen. In Braunfels sandte er

den gemieteten Gaul zurück und richtete ein Billet an Lotte, die es mit Thränen in den Augen las. Die Trennung ging ihm sehr nahe und verbrannte ihm schier die Seele. Vom schönsten Herbstwetter begünstigt zog er zu Fuße Lahn abwärts nach Ems. Da stieg ihm die Idee auf, über seine künstlerische Zukunft das Orakel zu befragen. Er warf sein schönes Taschenmesser in den Fluß, sah es jedoch nicht im Wasser eintauchen, sondern nur eine starke Fontaine in die Höhe springen. Er fand die Antwort von „trieglicher Zweideutigkeit" und wanderte mit wechselnden Empfindungen weiter über Weilburg, Limburg, Diez und Nassau nach Ems, wo er „einigemale des sanften Bades genoß", um dann zur Fahrt nach Koblenz einen Kahn zu besteigen. „Da eröffnete sich mir der alte Rhein; die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte mich; über Alles aber herrlich und majestätisch erschien das Schloß Ehrenbreitstein, welches in seiner Kraft und Macht vollkommen gerüstet dastand. In höchst lieblichem Kontrast lag an seinem Fuß das wohlgebaute Örtchen, Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimrats von la Roche finden konnte." Von Merck bereits angesagt, fand er hier die liebenswürdigste Aufnahme. Die Frau des Hauses, Marie Sophie de la Roche, geborne von Guttermann aus Augsburg, stand ihm persönlich und als Schriftstellerin nahe, ihre schöne Tochter Maximiliane fühlte sich von ihm angezogen, und der schöngeistige Kreis, in welchem der süß empfindelnde Franz Michael Leuchsenring seine kostbare Schatulle öffnete und die Briefe der Julie Bondeli,

Rousseaus und Wielands Freundin, zum Besten gab, huldigte ihm. Goethe hat diesen Elsässer, der sich „in jeder Stadt vor Anker legte“ und wegen seines Einflusses auf Karoline Flachsland auch die Eifersucht Herders erweckte, in dem Fastnachtspiel vom „Pater Brey, dem falschen Propheten“ (1773) übel verherrlicht. Herr von la Roche war, obwohl Katholik und Diener eines geistlichen Kurfürsten, ein Feind der Mönche und aller Muckerei und spöttelte über jene Empfindeleien, wobei ihm Merck trefflich sekundierte. Mit diesem fuhr dann Goethe bei herrlichem Wetter an Rheinfels, St. Goar, wo man natürlich noch keinen Loreleyfelsen kannte, Bacharach, Bingen und Biberich vorüber auf einer Yacht nach Mainz und kehrte nach Frankfurt zurück. Hier war er jedoch noch weniger zu einer ernsten Advokatenpraxis zu gewinnen, als das Jahr vorher, und er betrieb dieselbe auch jetzt nur so als „Schleichhandel“. Ganz andere Dinge beschäftigten ihn, die innere Unruhe drängte vor allem zu praktischer Bethätigung. Durch seine Wetzlarer Freunde ermuntert und von seiner Schwester und Merck gedrängt, griff er wieder zum „Götz“. Seitdem ihn in Straßburg die „deutsche Vorzeit“ ergriffen und Mösers Abhandlung vom Faustrecht angeregt, war manches neue Element ergänzend dazugekommen, so die Erfahrungen mit dem Reichskammergericht. Der qualvolle Zwiespalt im Herzen, der sich aus seiner Gemütslage und der trockenen Berufsbeschäftigung ergab, drückte ihm das Manuskript der dramatisierten „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen“ in die Hand

und nun arbeitete er hastig und rastlos daran, bis das „Schauspiel" im Frühjahre 1773 fertig war. Es unterscheidet sich von der ersten Bearbeitung vor Allem durch größere Einheitlichkeit, obwohl der rasche Szenenwechsel blieb. Goethe zeigt in einem großen Zeit- und Charakterbilde den Kampf zweier Kulturepochen; das Rittertum unterliegt zwar der modernen Zentralgewalt des Reiches, aber der moralische Sieg gehört dem ersteren insofern, als das Selbstbestimmungsrecht des Menschen betont ist. Der biedere, wohlmeinende Selbsthelfer Götz, der sich nicht beschränken lassen will, trägt den germanischen Zug nach Unabhängigkeit in sich, er ist gesund und frisch gezeichnet, während sein Gegenspiel — der Kaiser und der Bamberger Hof — die schwache, kraftlose und entsittlichte Zeit an der Wende des Mittelalters darstellt. In dem leisen Hinweis auf die Reformation erblicken wir Goethes Absicht, eine neue, aufsteigende Zeit zu charakterisieren. Das Drama mit seiner kühnen und gelungenen Charakteristik ist der erste große Wurf der deutschen Sturm- und Drangperiode: „Das heiße Sehnen der Zeit nach Natur und Ursprünglichkeit hatte hier einen ergreifenden dichterischen Ausdruck gefunden", sagt Hermann Hettner. Schiller that dann im folgenden Jahrzehnt den zweiten mächtigen Wurf. Die Notwendigkeit einer Rückkehr in die alte kräftige Zeit wird mit wahrhaft poetischer Begeisterung gepredigt, und das Wesen der Poesie selbst erscheint in den Worten des liebeglühenden Franz enthüllt: „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von

einer Empfindung volles Herz!“ Diese zweite Bearbeitung des „Götz“ ist die beste; dafür hat sie auch der Dichter selbst angesehen. So bunt wie der Wechsel der äußeren Szenerie ist auch die Sprache. Sie ist aus dem Dialekte, namentlich der mittelfränkischen Mundart, der Sprache der Bibel, der Götz'schen Chronik und in einzelnen Ausdrücken aus Shakespeare zusammengesetzt. Es zieht deshalb ein eigenartiger Hauch durch das Drama. Der Dichter vermied alles blos rednerische Beiwerk und zeigte, daß er der Sprache des Volkes mächtig war und ein tiefes Verständnis für den Charakter längstvergangener Zeiten und Menschen besaß. Zahlreiche Fremdwörter, die Goethe erst in der Bühnenbearbeitung beschränkte, und eine oft geradezu barbarische Schreibung gehören zum Gewande dieses Jugendstückes [88]).

Der erste Akt wechselt fünfmal die Szene. Als stimmenden Akkord finden wir die Eingangsszene im Wirtshaus zu Schwarzenberg in Franken, die mit einer derben Prügelei endet. Die zweite Szene zeigt uns den Götz auf der Lauer; er hat Fehde mit dem Bamberger Bischof, und da ihm dieser entronnen, will er den Weislingen, seinen Jugendfreund und jetzt „des Bischofs rechte Hand“, abfangen. Als episodische Figuren erscheinen der Reiterknabe und der Mönch Martin aus dem Kloster zu Erfurt, der nicht „Mensch“ sein darf und die religiöse Gährung zu Luthers Zeit darstellt. Seine Gelübde drücken ihn, doch Götz tröstet ihn mit einem an das Gebet Mosis im Koran anklingenden Worte: „Gott wird Euch Raum geben.“ Die

dritte Szene führt uns auf Götzens Burg Jagsthausen, wo Elisabeth waltet, die das gesunde Naturell der Frau Rat besitzt, während wir in Maria eine Sühngestalt der Sesenheimer Friedrike erblicken sollen, wie Goethe selbst bekannte. Sie belehrt den jungen Karl, der dem Götz Veranlassung giebt, die bloße Gedächtniskrämerei im Jugendunterrichte lächerlich zu machen. Hier spricht natürlich Goethe in Rousseaus Geiste gegen die Modeerziehung des 18. Jahrhunderts. Indessen ist der gefangene Weislingen Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller geworden. Die nächste Szene stellt uns den Bambergerhof vor: Bischof, Abt, Rechtsgelehrte. Er bildet das Gegenstück zur schlichten Einfachheit auf Jagsthausen und zeigt die höfische Verderbtheit, welche auch bei den geistlichen Fürsten eingerissen hat. Der geschichtliche Bischof von Bamberg, Georg III. von Limburg, war übrigens ein edler, für die Kunst begeisterter Mann; auf der Mannheimer Bühne hat man 1786 an seiner Statt einfach den „Fürsten von Bamberg", und in Wien den „Herzog von Franken" eingestellt. Der Bischof ist unwissend, der Abt beschränkt und nur dem Wohlleben zugethan, der Jurist mit dem verlateinischten Namen Olearius ein Pedant mit einer Beigabe frankfurtischen Pfahlbürgertums, und Liebetraut ein lockerer Vogel. Zum ersteren hat wohl der Jurist Olenschlager Modell stehen müssen, zum letzteren gab ein Leipziger Student Joh. Gottfried Liebetraut wenigstens den Namen. Der bestürzten Gesellschaft wird Weislingens Gefangennahme gemeldet. Die letzte Szene bringt Weislingens Verlobung mit Maria und die Unterredung des Knappen Franz mit Weislingen.

Der zweite Akt führt uns den Bamberger Bischof mit der schönen Witwe Adelheid von Walldorf im Schachspiele vor, Liebetraut erbietet sich, den „Weisling“ nach Bamberg zu locken. Auf Jagsthausen erfahren wir sodann durch den alten Stelzfuß Selbitz von einer Fehde gegen Nürnberg; Weislingen ist nach Bamberg gegangen, um seine Sachen zu ordnen, wird aber dort in die Netze der Adelheid verstrickt und bleibt darin hängen. Im Spessart hört Götz davon. Die darauffolgende Szene zwischen Adelheid und Weislingen ist wenigstens ein dutzendmal seither von neuern Dramatikern nachgeahmt worden. An sie schließt sich die Hochzeit in der Bauernschenke als drastisches Gegenstück. Die Kontraste verstand Goethe herauszuarbeiten wie kein zweiter deutscher Dramatiker; er hat ja in Shakespeares Schule Tüchtiges gelernt. Der dritte Akt läßt zunächst den Kaiser und Weislingen vorüberziehen, an die sich die beraubten Nürnberger Kaufleute um Beistand wenden. Der Kaiser ist lebensmüde gezeichnet, gegen Götz wird die Reichsexekution beschlossen. Nach einer kurzen Zwischenszene, der Werbung Sickingens auf Jagsthausen, stoßen wir auf die elenden Reichsexekutionstruppen, die im Stile der vom Volksliede verspotteten deutschen Reichsarmee bei Roßbach gehalten sind. Auf Jagsthausen erfährt Götz von der wider ihn verhängten Acht und Exekution. Es folgt nun eine regellose Szenenreihe, teilweise von sehr bewegter Handlung: Götz schlägt die Reichstruppen, die feig auseinanderlaufen, so daß sich von 400 Mann nur noch 150 im Lager sammeln. Auf Jagsthausen findet die Vermählung

Marias mit Sickingen statt, dann erfolgt die Belagerung des Schlosses. Götz erhält freien Abzug zugesichert, wird aber beim Ausritt niedergeworfen und gefangen. Die „Guckkästchenmanier" der Szenerie wird fortgesetzt in der Zwischenszene „Wirtshaus zu Heilbronn," an welche sich der große Massenauftritt im Rathause schließt, womit der vierte Akt beginnt; Götz wird von Sickingen befreit und gegen Urfehde auf sein Schloß entlassen. Adelheid, die sich am Hofe zu Augsburg auf ihrem Zimmer (nicht Schloß!) befindet, knirscht darüber, es beginnt die Umkehr im Doppeldrama. Denn ein solches haben wir trotz der bedeutenden Streichungen an den Adelheidszenen der ersten Bearbeitung noch immer vor uns. Adelheid duldet die Liebeswerbungen des gierigen Franz. Weislingen spielt im ganzen Drama eine traurige Rolle, die aus seiner Schwäche herrührt. Hegel hat ihn und den wackeligen Clavigo deshalb in seiner „Ästhetik" getadelt, der Litterarhistoriker Vilmar ersah in Adelheid das Bild einer deutschen Fürstenmaitresse des 18. Jahrhunderts. Die letzte Szene des vierten Aktes, welche den Götz auf Jagsthausen zeigt, wo ihm „der Müßiggang gar nicht schmecken will," gehörte eigentlich in den fünften Akt, der uns mitten in den deutschen Bauernkrieg von 1525 versetzt. Götz läßt sich bewegen, Anführer der Aufständischen zu werden, allein seine Haufen werden zersprengt, er selbst flieht ins Lager der Zigeuner. Unterdessen denkt Adelheid an die Beseitigung Weislingens, da er sie auf seine Güter schicken will, Franz bringt ihm das Gift bei. Es wirkt peinlich, daß Maria jetzt noch in Weis-

lingens Schloß erscheint und bestätigt, wie sehr sie den Mann geliebt; der Sterbende vernichtet Götzens Todesurteil, um dann selbst das Zeitliche zu segnen, Franz ist in den Main gesprungen. Hierauf folgt das geheime Gericht über Adelheid. Durch die Einführung des Vehmgerichtes wies Goethe auf den unfertigen Rechtszustand Deutschlands hin, als das römische Recht eindrang und das heimische Naturrecht verdrängte. Das Trauerspiel endet mit dem Tode des Götz im Gärtchen am Thurm zu Heilbronn; Lerse hat das letzte Wort: „Wehe der Nachkommenschaft, die Dich verkennt!“ Der geschichtliche Götz ist erst 1562 zu Hornberg gestorben und wurde im Kloster Schönthal beigesetzt. Goethes Sohn August besuchte als Student im Frühling 1809 mit Andacht die Erinnerungsstätten des Götz.

Das Drama hatte eine ganz ungeheuere Wirkung. Es eröffnete die litterarische Revolution und verhalf Shakespeare indirekt zur Herrschaft über die bisherige Regelmäßigkeit. Zunächst folgten zahlreiche Nachahmungen in den Ritterstücken und historischen Dramen der Zeit. „Götz“ und „Wallenstein“ sind die beiden großen Muster der Folge geworden; Heinrich v. Kleist fußt in dem ersteren, und selbst heute noch ist der Einfluß nicht geschwunden, den das gewaltige Charaktergemälde Goethes auf die dramatische Kunst geübt hat. Der Beispiele bedarf es nicht. Die Zeitgenossen nahmen den „Götz“ mit Begeisterung auf, so Goethes Freunde, Herder und Bürger; an verurteilenden Stimmen mangelte er jedoch keineswegs. Lessing

war davon nicht erbaut, der junge David Hartmann schrieb: „Goethe hat ein Trauerspiel drucken lassen, Götz von Berlichingen, das aber nicht besonders viel sagt", und „er will Shakespeare nachgeahmt haben, aber wahrlich sehr unglücklich, wiewohl ihn alle Zeitungen loben. Bald ist die Szene in Heilbronn, bald in Bamberg, bald in Götzens Schloß, bald in Augsburg — und alle Personen reden sehr bäurisch". Friedrich II. nannte das Werk „abscheulich", Wieland sprach von einem „bezaubernden Ungeheuer". Mancher erblickte im zerfahrenen „Götz" das Ende der schönen Litteratur und Kunst. Für jene Zeit bedeutete die Dichtung des „Götz" jedoch eine nationale That, die kräftig zur Befreiung der Geister beitrug und ein besseres Verständnis des ausgehenden Mittelalters anbahnen half. Es wurde dadurch auch die darstellende Kunst angeregt, Schauspieler und selbst Maler und Zeichner fanden hier dankbare Gegenstände. Goethe hat dann zur ersten Gesamtausgabe seiner Werke 1787 einige kleine Änderungen an dem Drama vorgenommen. Als Leiter des Weimarer Theaters stellte er 1804 eine Umarbeitung für die Bühne her, fügte neue Personen ein und im Schlußakte eine (14.) Szene für Adelheid, in welcher bedeutende Schauspielerinnen bis herab zu Charlotte Wolter am Wiener Burgtheater Großes leisteten, während er manches andere strich oder änderte und milderte. Allein er fand sich nicht mehr in den Gegenstand seiner Jugend. Das gefährliche dramaturgische Experiment, das Drama in zwei Stücke zu zerschneiden, preßte ihm den Ausruf ab: „Ein Stück, das nicht ursprünglich mit Absicht

und Geschick des Dichters für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht hinauf." Unsere alten Bühnen sind thatsächlich für ein solches Drama ungünstig genug eingerichtet, besser wird es vielleicht mit den neuen, sogenannten Shakespearebühnen. Am Residenztheater zu München habe ich am 27. Mai 1890 eine ganz befriedigende Aufführung des „Götz" nach dem Texte von Bächtold gesehen[84]).

Wilhelm Scherer hat darauf hingewiesen, daß mit der Dichtung des „Götz" Goethes Streben beginne, sich von Shakespeare unabhängig zu machen; nur im „Faust" und in „Clavigo" sehen wir des Briten Einfluß noch nachwirken. Diese Erscheinung hängt mit seiner inneren Entwicklung zusammen. Auch von dem Stoffe befreite er sich, nachdem er seine „Konfession" in denselben gelegt. Noch weit mehr aber war dies der Fall mit seiner nächsten großen Dichtung, deren Vorgeschichte wir großenteils noch nachzutragen haben. Ich meine die „Leiden des jungen Werthers".

Als Goethe vom Rheine her wieder in Frankfurt eingetroffen, erwachte der Liebesschmerz um Lotte mit erneuter Heftigkeit. In der Trennung fühlte er doppelt, was das Mädchen ihm gewesen und was er darum litt. Er zeichnete zur Zerstreuung und stellte sich aus den Gypsabgüssen berühmter plastischer Werke ein kleines Museum zusammen, begann dann in mächtigem inneren Drange die Umarbeitung des „Götz" und erfuhr wieder die volle Liebe von Mutter und Schwester. Allein das in Wetzlar Erlebte konnte er nicht so bald vergessen. Eine Silhouette Lottens hatte er mit Nadeln an die Wand befestigt, und vor derselben führte er empfindsame

Selbstgespräche, schrieb er Billets und Briefe an die Entfernte und nährte so das Feuer im Busen. Nun sollte er sich im Berufe umthun. Ein Jurist mit ganzer Neigung zur Kunst! Scheffel hat die gleiche Unvereinbarkeit beider Dinge erfahren. Goethes Vater wurde unwillig und unzufrieden, denn der Sohn gefiel ihm nicht, welcher neuerdings dichtete und Ausflüge machte, Freunde besuchte und empfing und zur Juristerei nicht die mindeste Lust verriet. Über die wahre Stimmung Goethes täuschen uns weder die launigen Briefchen, die er ab und zu vom Stapel ließ, noch die poetischen Satiren des Jahres 1773 hinweg. Eine Sammlung war nicht denkbar, er sann sogar auf Selbstmord. Da traf ihn die Nachricht vom Tode des jungen Jerusalem, welche ihn tief erschütterte. Der junge Diplomat hatte widerliche Erlebnisse durchgemacht; als einem Bürgerlichen war ihm schon gleich in Wetzlar beim Grafen Bassenheim der Zutritt in die großen Gesellschaften auf kränkende Weise versagt worden. Nun lebte er zurückgezogen und verschlossen, faßte endlich eine leidenschaftliche Neigung zur Frau des pfälzischen Sekretärs Herdt, die völlig unerwidert blieb. Seine Gemütslage wurde unerträglich, und am 29. Oktober 1772 um Mitternacht erschoß er sich mit der Pistole, welche er von Kestner, seinem vertrauten Freunde, zu einer „vorhabenden Reise“ ausgeborgt hatte. Goethe hat beide Motive — gekränkte Ehre und unglückliche Liebe — im Briefromane verwertet, was Napoleon I. dem Dichter gegenüber als Fehler ausgesetzt nnd dieser zugestanden haben soll. Man

darf wohl behaupten, daß das zweite durch das erste Motiv wirksam gesteigert wird, ohne daß gerade die künstlerische Einheit leidet. Die Gegenwart ist von jener Ansicht nicht bloß im Drama, sondern auch im Epos und im Romane abgekommen. Aus dem unglücklichen Jerusalem und sich schuf Goethe eine einzige Person, den Werther des ersten Teiles. Er begab sich übrigens am 6. November 1772 mit Schlosser an den Schauplatz der That und bekam bei Kestner wieder allerlei „hängerliche und hängenswerte Gedanken". Im neuen Jahre erfuhr er dann von der bevorstehenden Hochzeit Lottens mit Kestner, und das regte ihn neuerdings auf; er ließ es sich nicht nehmen, in Frankfurt die Trauringe zu bestellen und mit einem etwas seltsamen Briefe nach Wetzlar zu schicken. Am Palmsonntage 1773 fand die Vermählung statt. Lotte wurde in den Jahren 1774—79 Mutter von fünf Söhnen; der älteste, Georg, geboren 1. Mai 1774, gestorben 25. Oktober 1867, war Goethes Pathenkind, der zweite Sohn hieß Wilhelm, der dritte Karl. Dieser letztere machte sich zu Thann im Elsaß als Fabrikant ansässig und heiratete die Tochter des französischen Generals Rigault. Der vierte, August, starb als hannöverischer Legationsrat und Ministerresident in Rom; ihm verdanken wir die inhaltreiche Schrift „Goethe und Werther" (1854) mit den meisten Daten zur Vorgeschichte des „Werther" und den Briefen Goethes an seine Eltern, welche die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" ergänzen, so daß wir die Entstehungsbedingungen des ersten Teiles vom „Werther" so genau

und vollständig kennen wie von keinem andern Werke Goethes.

Der Dichter blieb mit Keſtner in weiterer Verbindung; im Juni 1773 ſandte er den gedruckten „Götz“ wie nach Seſenheim auch nach Wetzlar, wohin er am 15. September zuerſt „Das garſtige Geſicht“ folgen ließ. An die Ausführung des „Werther“ ſcheint er damals noch nicht gedacht zu haben. Dafür entfaltete er in den Jahren 1773—74 in anderer Richtung eine bedeutende poetiſche Thätigkeit. Die theologiſchen Aufſätze „Briefe des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***“ und „Zwo wichtige bibliſche Fragen“ gehören noch dem Jahre 1773 an, ſind im übrigen ohne Bedeutung, außer daß Goethe der Toleranz und der Bibelkritik das Wort redet, und beweiſen, wie ferne ihm eigentlich theologiſch-polemiſche Fragen lagen. Bedeutender ſind die Farcen, von denen noch gehandelt werden ſoll, die dramatiſchen Entwürfe des „Prometheus“ und „Mahomet“ und andere Dinge. Am 1. November 1773 wurde ſeine Schweſter, die „Jungfer Cornelia Friederika Chriſtiana Goethe“, die den Sommer noch bei la Roche in Ehrenbreitenſtein zu Beſuch geweilt hatte, zu Frankfurt mit Hofrat J. G. Schloſſer eingeſegnet[35]). Er ſah ſie ſchweren Herzens mit dem Freunde ſcheiden. Am 26. Dezember 1773 erfolgte in Frankfurt das öffentliche Aufgebot des erſt ſiebzehnjährigen „Fräuleins“ Maximiliane Euphroſyna de la Roche mit dem Handelsmanne und kurtrieriſchen Geheimrate Peter Anton Brentano, der am

19. September 1731 zu Tremezzo bei Como geboren und nunmehr Bürger zu Frankfurt am Main war. Die Hochzeit fand am 9. Jänner 1774 zu Ehrenbreitenstein statt. Maxe, ein „schönes, sanftes Kind hat einen Brentano von hier, einen Witwer mit 5 Kinder geheiratet", meldete die Klettenbergerin dem Präsidenten v. Moser. Sie wurde die Mutter von Clemens und Bettina und starb 1793; ihr Mann folgte ihr den 19. März 1797, nachdem er noch eine dritte Ehe geschlossen, die kinderlos blieb. Er hat im ganzen 20 Kinder gezeugt.

Das neuvermählte Paar zog nach Frankfurt. Goethe wurde durch Madame de la Roche den Familienfestlichkeiten beigezogen und geradezu zum Hausfreunde bestimmt. Brentano aber, „eifersüchtig wie ein Italiener", war über das zärtliche Verhältnis seiner jungen Frau zu dem „schönen Doktor" anderer Meinung. Maxe, die aus einer schöngeistigen Familie in das Geschäftshaus trat, fand sich nicht in ihre neue Stellung und begehrte lebhaft den Umgang mit Goethe, welcher der „lieben Mama" gegenüber bekannte, daß er die Tochter ins Herz geschlossen. Sie sollte ihm den Verlust seiner Schwester ersetzen, im übrigen hat er jedoch den gefährlichen Lockungen tapfer widerstanden. Trotzdem gab es noch im Jänner 1774 „schreckliche Szenen" zwischen Brentano und Goethe. Nun hatte dieser auch denjenigen Teil des „Werther" selbst erlebt, den er an Jerusalem nur als Nachricht von zweiter Hand kannte: die Liebe zur Frau eines andern und den eifersüchtigen Ehemann. Erst jetzt durfte der Dichter eigent-

lich sagen: „Das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird.“ Die Familiengeschichte der Brentano lieferte also die letzten Züge zum „Werther“. Im zweiten Teile desselben verwandeln sich Goethes Züge in die Jerusalems, Lotte erhält jene der Maxe, des „Engels“ mit den schwarzen Augen, und Albert wird zum eifersüchtigen Brentano. Als Schluß konnte er fast wörtlich den Bericht über Jerusalems Tod und Bestattung verwenden; statt „Barbiergesellen“ schrieb er: „Handwerker“ trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet. Am Tage nach der Abreise der Madame la Roche von Frankfurt, den 1. Februar 1774, begann Goethe auf Grund des älteren Planes und der jüngsten Erlebnisse die Ausarbeitung des Romans; anfangs Juni war sie beendet und im Herbst erschien das Buch bei Weygand in Leipzig. Die Wirkung desselben war eine ganz außerordentliche und übertraf bei weitem jene des „Götz“. Das begreift sich nur aus der Zeit seines Erscheinens.

Ich muß hier einen in der Einleitung fallen gelassenen Faden wieder aufgreifen. Die Naturschwärmerei des vorigen Jahrhunderts, der Kult mit dem eigenen Herzen und eine erträumte Gefühlswelt, die der rauheren Außenwelt nicht entsprach, hat ganz eigene Menschen hervorgebracht. Ihr Stilleben mit der gesteigerten Sehnsucht nach äußerer Befreiung und innerlicher Reinigung, die Unbefriedigung

des Herzens und das Bewußtsein des Ungenügens gegenüber der Zeit und ihren Schicksalen machte sie melancholisch und weich. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist das Zeitalter der Sentimentalität. Man schloß sich ängstlich aneinander, wie eine Herde vor dem ausbrechenden Gewitter sich zusammendrängt. Freundschaften wurden unter Thränen, Küssen und Umarmungen und gewöhnlich auf ewig geschlossen, wie wir es bereits in Darmstadt gefunden. Man nahm Teil an allen und an allem, suchte durch Liebe zu umfassen, was sich gleich fühlte. Die Empfindelei wirkte ansteckend, sie war in den gebildeten Ständen etwas Allgemeines, was man auch gar nicht zu verbergen suchte, sondern häufig mit einem gewissen Selbstgefallen zur Schau trug. Frauen und Männer, Alt und Jung, waren ihr gleichermaßen unterworfen; bald in Strömen von Thränen, bald wieder in forcierter Heftigkeit pflegte man sich zu begegnen, wenn sich das Herz, der gehätschelte Liebling, etwa gekränkt fühlte. Man war in solchen Dingen ebenso maßlos wie in der Bezeugung der Freude. Ich darf wohl an das viel berührte Beispiel des hannöverischen Leibarztes J. G. Zimmermann erinnern. Derselbe hatte sich 1771 in Berlin von einem Bruchschaden operieren lassen. Bei der Rückkehr wurde er in Hannover von seinem Sohne, seinen Freunden und Freundinnen „mit tausend Freudenthränen empfangen; die einen waren vor Freuden ganz sprachlos, andere wurden ohnmächtig, andere verfielen vollends in Konvulsionen.“ Man wälzte sich auf dem Boden, wenn Lust oder Schmerz das Herz

bedrängte; Goethe berichtet das auch von sich selbst. Diese Genies waren, um mit Egmonts Klärchen zu sprechen, wirklich „himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt.“ Es war eine dem Leben nicht gewachsene Innerlichkeit, die als eine Krankheit des Zeitalters auftrat. Man durfte sich gegenseitig nichts versagen, um nicht Thränen, Krämpfe und Leidenschaften zu erregen. Daher auch in Bezug auf Liebe eine Freigeisterei der Leidenschaft, die weit über die Anschauungen der mittelalterlichen Minnesänger hinausging. Der Verkehr mit des Nächsten Hausfrau und der Geschlechter überhaupt war ein ungezwungener, die Ehe, keineswegs wie heute als Versorgungsinstitut betrachtet, bildete nicht den ersten Zweck eines Liebesverhältnisses. Man lebte auch leichter als in unserer Zeit mit ihren tausendfachen Bedürfnissen einer gesteigerten Kultur, den Damen brauchte wegen des Heiratens bei dem Umstande, daß damals Deutschlands Bevölkerung noch dünn war, kaum bange zu sein. Jener sentimentale Zustand hatte bei den gebildeten Menschen in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts einen hohen Grad erreicht; Goethe machte sich zum Dolmetsch desselben. Die Sache lag in der Luft, und darum könnte Goethe wohl auch ohne Lotte, Maxe und Jerusalem den „Werther“ geschrieben haben. Der Dichter drohte demselben Gefühle zu erliegen, dem K. W. Jerusalem und andere unterlagen, welche die Schranken der menschlichen Gesellschaft gegenüber dem Unendlichkeitsstreben des eigenen Herzens empfinden mußten. Die Grundstimmung im „Werther“ war der Zeit entnommen, sie war durchaus

nicht blos die „willkürliche Geltendmachung individueller schrullenhafter Anschauungen und Ansprüche einer arbeitsscheuen eingebildeten empfindsamen Jugend", wie Friedrich Braitmaier in seiner an innerem Widerspruche leidenden Schmähschrift auf die Goethe-Philologen meint[36]). Goethes Erlebnisse in Wetzlar bildeten nur den Anstoß zum „Werther", die Idee lag bereits vor; der Umstand, daß diese in dem Briefromane so treffend ausgesprochen und behandelt war, erklärt den ungeheueren Erfolg der Dichtung. Sie hatte ein Vorbild und Seitenstück an der „Nouvelle Héloise" des Rousseau, auf die im 12. Buche von „Dichtung und Wahrheit" direkt verwiesen ist. Nur darf man nicht übersehen, daß Goethes Lotte höher organisiert erscheint als Rousseaus Julie[37]) und daß Werther von St. Preux in der poetischen Farbengebung doch deutlicher unterschieden ist, als daß man sie wie Silhouetten aufeinanderlegen könnte, wie Hermann Grimm will. Mit großer Treue zeichnete Goethe seine Lotte, die sich deshalb auch peinlich berührt fühlte, während sich Kestner über den unerträglichen Albert ärgerte. Die beiden wurden indes bald versöhnt und sie blieben Goethe auch ferner gewogen, obwohl sie ihm den „Streich" nie ganz verziehen. „Werthers Leiden" aber fanden Nachahmer, sie wurden parodiert, dramatisiert, in allen Tonarten begutachtet und in die meisten Kultursprachen der Welt übersetzt. Hier möge nur Weniges angeführt werden. Nicolai's Spottwerk „Die Freuden des jungen Werther" gab nur Anlaß zu lustigen Scherzen; in den „Xenien" bekam dann der ab-

geschmackte Geselle noch nachträglich eins ab. Zahlreich waren mehr oder weniger witzige Verse auf Werther; in Wien besorgten dies Ratschky und Alxinger[88]). Die Parodien und Nachdichtungen waren nicht viel wert; von letzteren ist Millers „Siegwart" am bekanntesten. In Italien hat Ugo Foscolo in den „Ultime lettere di Jacopo Ortis" etwas Ähnliches hergestellt. Der Turiner Gaëtano Pugnani schuf eine beschreibende Wertherssymphonie, nach dem Roman Goethes komponierte auch Felix Blangini am Hofe des Königs Jerôme eine Kantate „Schwanengesang Werthers eine halbe Stunde vor seinem Tode", welche Lotte Kestner in Kassel angehört haben soll. In Frankreich, wo übrigens erst „Clavigo" Goethes Namen bekannt machte, ging „Werther" bereits seit 1774 in Übersetzungen um, und Napoleon nahm sich eine solche 1798 nach Ägypten mit, 1776 erschienen zu Maestricht und Utrecht holländische Übersetzungen. In Deutschland schwärmten besonders die Göttinger, des Dichters Freunde und Freundinnen, die Gräfin Guste Stolberg, welche die Menschen eines solchen Werkes gar nicht für würdig hielt, und David Hartmann für diese Tragödie des ungebändigten empfindsamen Herzens, welche die „ganze Welt aufwühlte". Der erwähnte J. G. Zimmermann war von dem ersten Teile des Buches, „das ihm tausend und aber tausendmal Empfundenes aussprach", derart ergriffen, daß er einer Erholung von 14 Tagen bedurfte, bevor er den zweiten Teil lesen konnte. Noch L. Tieck entzückte sich daran und nannte Goethe einen Gott. Eine unerquickliche Wirkung, vor der der Dichter erschrak, war das „Werther-

fieber"; alle Mädchen wollten so geliebt sein wie Lotte, alle Jünglinge so lieben wie Werther, oder den Tod suchen. Vergebens mochte Goethe schon der Ausgabe von 1775 die Warnung voranstellen:

„Sei ein Mann, und folge mir nicht nach,"

vergebens fügte er, um der unseligen Leidenschaft ein Gegengewicht zu geben, bei der neuen Durchsicht seiner Schriften die Episode vom Bauernknecht ein, der den Nebenbuhler und die Geliebte erschlägt, die Krankheit schlich weiter. Madame Staël, die aus der deutschen Litteratur zuerst dieses Werk las, meinte, Werther habe mehr Selbstmorde verursacht als die schönste Frau. Sogar die „Wertherstracht" — gelbe Hose und blauer Rock — wurde Mode wie später die Eulaliahauben. Selbstverständlich sah sich auch die Kunst angeregt; Chodowiecki stach Werther und Lotten in Kupfer und die Chinesen malten sie auf Glas.

Allein trotz alldem hat die Dichtung reinigend gewirkt; die spätere Zeit erkannte den Sinn derselben und ermannte sich. Das Krankhafte wurde abgelegt und ist so allgemein, als es einst gewesen, nie mehr zu Tage getreten. Wohl aber haben zwei Dinge nachhaltig auf unsere Litteratur eingewirkt, nämlich die meisterhafte Schilderung der Natur und ihre Beziehung auf menschliche Empfindungen. Die Natur, deren Bewunderung St. Augustinus verdammt und noch 1644 eine Tübinger Dissertation von Daurer als eines Christenmenschen unwürdig erklärt hat[89]), ist nicht nur als Hilfsmittel der poetischen Darstellung genommen, sondern sie erscheint selbst zur Verehrung ausgesetzt wie

eine Heilige; die Lehren Rouſſeaus erhielten hier zum erſtenmale künſtleriſche Darſtellung auf deutſchem Boden. Die Romane und die Erzählungen in Briefen, ſowie die Novelle, haben bei Werther ihre Anleihe gemacht. Ein zweites betrifft die Behandlung der ſchwärmeriſchen Liebe, die Goethe gewieſen, wenn ſeine Technik auch nicht mehr allgemein angewendet wird. In der Erzeugung der „landſchaftlichen Stimmung“ und in der Verwertung des Erlebniſſes iſt er jedoch noch nie übertroffen worden. Wenn man die Quellen des „Werther“ mit der Dichtung vergleicht, wie er ein Motiv nach dem andern heranzieht und künſtleriſch einflicht, wie den Beſuch im Pfarrhauſe, der uns durch den Namen Friedrike nach Seſenheim weiſt[40]), die Straßburger Tanzmeiſterstochter „Leonore“, den Landprieſter von Wakefield und Klopſtock, ſo finden wir Schritt vor Schritt eigene Erinnerungen verwertet; ich möchte ſagen, er ſättigte litterariſch ſeine Dichtungen ſo mit Kulturgehalt, daß eine jede derſelben die Summe ſeiner bisherigen Geiſteseriſtenz zieht. Die „poetiſche Konfeſſion“ war ihm Bedürfnis. Dieſes vielberufene Schlagwort iſt bei Goethe wohl am einfachſten ſo zu verſtehen, daß ſein inneres Empfinden, ſein Leid durch dichteriſche Arbeit auf das Gedicht übertragen wird, daß die Phantaſie dabei vornehmlich auf die Formgebung gerichtet wird, an der der Künſtler dann Vergnügen findet. So erſcheint das Gemüt beſchwichtigt und befreit, die innerlich gewonnene Ruhe und Harmonie wird identiſch mit der Kunſtform, während der Inhalt der Vergeſſenheit anheimfällt. Das bedeutet der Ausdruck: „ſich das Leid vom Herzen ſingen“.

Des Dichters Jugendwerke fanden genug Feinde und Spötter, denen er entgegnen mußte, um seine Überlegenheit zu zeigen und sich auf dem Parnaß zu behaupten. Goethes Satiren sind solche Proteste gegen einzelne Personen und verkehrte Richtungen der Zeit; er hat sie später unter dem Gesamttitel „Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel" vereinigt und jedem dieser Stücke ein Pendant beigefügt. Vom „Pater Brey" ging schon die Rede. Hieran schloß sich im Mai 1773 das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", eine Verspottung der Rationalisten und Pietisten in Form von zusammengeklebten Epigrammen mit einer guten Dosis politischer Satire. Das eingelegte Marionettenstück ist eine Travestie von Racines „Esther". Es wurde 1778 in der Musik der Herzogin Anna Amalia in Ettersburg gegeben und bereitete vor allen auch Goethes Mutter beim Lesen viel Vergnügen. Korona Schröter spielte die schöne Tirolerin, Goethe selbst den Marktschreier. In den Sommer 1773 fällt „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", höchst wahrscheinlich gegen Basedow, nach Scherer gegen Herder, nach anderen gegen Christoph Kaufmann, nach Düntzer aber gegen die ganze Zeitrichtung gekehrt; es finden sich darin Anklänge an „Faust", an welchem Goethe gleichzeitig arbeitete. Dazu gehört das auf der Reise nach Ems Ende Juni 1774 entstandene „Drama" in zwei Akten „Künstlers Erdenwallen", dem er 1788 „Künstlers Apotheose" beigesellte. Die kecke Satire „Hanswursts Hochzeit" ist Bruchstück; der beißende „Prolog zu den neuesten Offenbarungen

Sophie de la Roche, Maxe und Peter Brentano.

Gottes von Dr. Bahrdt" richtet sich gegen den seichten Rationalismus in der Auslegung der Bibel. Die köstlichste Litteraturkomödie ist jedoch die berühmte Farce „Götter, Helden und Wieland", in den ersten Monaten des Jahres 1774 entstanden, ein „Schand- und Frevelstück", in welchem Wielands „Alceste" und sein Eigenlob im „Teutschen Mercur" boshaft gegeißelt wird. Wieland erscheint in der Nachtmütze, Herkules hat den Mund voll Zoten. Formell setzt das Stück die Kenntnis der „Alkestis" des Euripides voraus. Diese litterarischen Satiren sind aber auch wichtig wegen des Einflusses auf Kotzebue und die Romantiker; die letzterwähnte Farce scheint noch auf Hamerlings „Teut" gewirkt zu haben. Das litterarische Geplänkel erhielt anfangs 1775 noch ein Nachspiel, als H. L. Wagner die Satire „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten" herausgegeben und man ziemlich allgemein Goethe für den Verfasser derselben hielt. Es gab fatale Erörterungen, bis die Sache einschlief. Einer andern Stimmungsreihe entsprang Goethes Sehnsuchtsode „Ganymed", die nach Loeper wahrscheinlich im Frühling 1774 aus empfindsamer Naturbetrachtung herausgedichtet wurde und wie eine prächtige Rhythmisierung des zweiten Briefes Werthers klingt.

Im ersten Halbjahre 1774 schrieb Goethe auch das Trauerspiel „Clavigo", welches zuerst von seinen Werken mit seinem Namen auf dem Titelblatte ging und noch vor dem „Werther" bei Weygand erschien. Als Quelle diente ihm das vierte Memoire des französischen Dichters

Beaumarchais, worin die Geschichte von dem ungetreuen Liebhaber Don José Clavijo y Flaxardo erzählt wird Goethe las es im Frankfurter Freundeskreise vor und erzielte damit große Wirkung; seine schöne Partnerin im beliebten „Mariagespiel", Anna Sibylla Münch, sagte ihm nach der Darstellung im 15. Buche von „Dichtung und Wahrheit" wenn sie seine Gebieterin wäre, so möchte sie ihn um die Dramatisierung dieses interessanten Memoires ersuchen. Goethe versprach es binnen acht Tagen zu vollbringen; am 1. Juni meldete er dem Konsul Schönborn in Algier die Vollendung des Trauerspieles. Die Erzählung wurde ausgiebig, im zweiten Akte sogar ziemlich wörtlich benützt; es mußte nur der Charakter des schurkischen Archivars Clavigo etwas gehoben und seine tragische Schuld auch tragisch bestraft werden. In diesem Punkte scheint ihm das einst für Herder abgeschriebene Volkslied „Vom Herrn und der Magd" zu Hilfe gekommen zu sein und die Erinnerung an „Hamlet" und an „Emilia Galotti", die auch auf die Diktion gewirkt hat. Der Hauptinhalt ist also:

Clavigo bricht der Schwester des Beaumarchais, Marie, das Eheversprechen, als er bei Hofe zu Stellung und Ansehen gelangt. Darüber verfällt das Mädchen in eine schwere Krankheit. Die treue Schwester Sophie schreibt den ganzen Vorfall an den Bruder, dieser eilt mit seinem Freunde St. George aus Frankreich nach Madrid und nötigt den treulosen Clavigo zum schriftlichen Eingeständnis seiner Schuld. Dieser nähert sich aber, „den nagenden Wurm im Herzen", wieder der Verlassenen. Sein

kalt berechnender Freund Carlos beredet ihn jedoch, nochmals sein Wort zu brechen und seinen Einfluß bei Hofe zur Beseitigung des lästigen Schwagers zu benützen. Darüber bricht Marien das Herz. Beim Leichenzuge trifft der Bruder mit dem treulosen Liebhaber — wie Laertes und Hamlet an der Leiche der Ophelia — zusammen und ersticht ihn im Zweikampfe. Der historische Clavigo starb 1806 eines natürlichen Todes. Goethe hat sich den Rohstoff geschickt zurecht gelegt und als einzig möglichen tragischen Helden Clavigo herausgehoben. Das Drama ist eine Charaktertragödie — von diesem Gesichtspunkte ist auch Clavigo zu beurteilen, dieser gedoppelte Weislingen „in der ganzen Rundheit", wie Goethe ironisch an Schönborn schreibt. Wenn sich der Dichter mit Weislingen und Clavigo selbst schuldbewußt identifizierte, so hat er sich zum mindesten nicht überhoben; sein Verhältnis zu Friedrike tritt in beiden Dramen wenig individuell hervor; nur nebensächliche Züge können dafür gefunden werden, z. B. die schwere Krankheit der Marie Beaumarchais; ihr stilles duldsames Wesen, die Untreue des Geliebten sind durch das Drama bereits bedingt. Eine tiefere, reinigende Empfindung tritt im „Clavigo" nicht hervor, wohl aber der Reichtum an Sentenzen neben viel Pathos. Clavigo ist der ungetreue Liebhaber aus Geschäft, sowie Friedrich Paulsen den Weislingen als Typus des Strebers bezeichnet hat. Die Idee, daß Goethes „Clavigo" das Recht der freien Selbstbestimmung verkörpert, ist ein liebenswürdiges Kompliment gegen den Dichter und sein Werk. Die

Bezeichnung als „Quark" von Seiten Mercks ist jedoch zu stark, wenngleich die Windeln diesmal zu zeitig auf die Zäun' kamen. Zu den Vorzügen dieses bürgerlichen Schauspiels gehört vor allem die Bühnenfähigkeit desselben — die auch Schiller nur aus einem ästhetischen Grunde angezweifelt hat —, die Diktion im Stile Lessings mit trefflichen Dialogen, Stichomythie und zahlreichen bildlichen Ausdrücken, deren sich namentlich Carlos bedient, und endlich die Charakteristik als solche. In dem Drama herrscht im Vergleich zum „Götz" edles Maß, obwohl der rasche Wechsel der Szene noch an jenen erinnert; das Wertherische in der Tongebung ist beinahe aufgehoben. Die litterarischen Motive mischen sich; Carlos soll Merck sein, dessen „Weltverstand" angeblich Goethe von Lotten losgerissen, wie der Freund im Drama den Clavigo von Marien. Seine Weltanschauung erinnert an den Oheim in den „Lehrjahren". Sophie soll das Ebenbild Cornelias, Goethes treuer Schwester, sein[41]). Die Urteile der Zeitgenossen lauteten verschieden. Voß, Wieland und Klopstock verhielten sich ablehnend, dagegen fanden Jacobi und die Frau v. Stein daran Gefallen. Auf der Bühne hatte es Glück, mußte sich jedoch einige Änderungen gefallen lassen. Bei der Aufführung im Hof- und Nationaltheater zu Wien den 7. Jänner 1786 wurde des Dichters Name in beredter Weise verschwiegen und der fünfte Akt ähnlich verhunzt wie Lessings „Emilia Galotti". Interessant ist vielleicht die Thatsache, daß „Clavigo" bereits am 24. November 1775 in Salzburg aufgeführt wurde[42]).

Im Sommer 1774 erhielt Goethe interessante Besuche. Am 23. Juni kam Joh. Kaspar Lavater nach Frankfurt, ein Schwärmer, der in den Menschen überall nur Christen suchte und in der aufdringlichen Weise der Fanatiker das ebenso harte als unlogische Dilemma verfocht: „Entweder Christ oder Atheist". Goethe setzt in „Dichtung und

Lavater.

Wahrheit" hinzu: „Mein Verhältnis zu der christlichen Religion lag blos im Sinn und Gemüt, und ich hatte von jener physischen Verwandtschaft, zu welcher Lavater sich hinneigte, nicht den mindesten Begriff." Trotzdem war Goethe geduldig, nahm mit lebhaftem Interesse an den physiognomischen Studien teil und fand an dem seltsamen Manne, welcher damals großen Einfluß besaß, entgegen

seinen späteren Versicherungen, lebhaftes Gefallen. Die einst berühmten „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (4 Quartbände, 1775—78) haben das Verdienst, daß sie vom Menschenkultus zur Menschenwürde leiteten. Sie wurden von Lichtenberg mit viel Witz angegriffen und von dem Märchendichter Musäus 1778 parodiert; heute gehören diese Dinge zu den litterarischen Kuriositäten. Goethe begleitete den „Obermeier der Schwärmerei", der wie ein trockener Schwamm nach dem Erhabenen dürstete und Christus als einen menschlichen Gott auffaßte[48]), am 28. Juni nach Ems und kehrte dann um. Der Maler G. F. Schmoll reiste mit Lavater, um für die Physiognomik zu zeichnen. Er wurde später der Eidam von Heinrich Lips und ist der Schöpfer zweier Goethebildnisse. In Frankfurt erschien in den nächsten Tagen noch ein anderer Apostel, der damals mit seinem Geschrei Deutschland erfüllte, nämlich der von Rousseaus Geist angehauchte Pädagog J. B. Basedow. Derselbe reiste herum, um Gelder und Pränumeranten zur Herausgabe eines philanthropischen Elementarwerkes zu sammeln. Das Geschäft ging ihm schier über die Sache. Wie erzählt wird, konnte er in seinem „Enthusiasmus" nur mit Mühe abgehalten werden, seiner Tochter in der Taufe die Namen Pränumerantia Elementaria Philanthropia zu geben. Noch 1774 berief ihn der Fürst von Dessau zur Einrichtung eines Philanthropins; Herder aber erklärte, dem Basedow würde er nicht einmal ein Kalb, geschweige denn ein Kind, zur Erziehung an-

vertrauen. Auch er reiste nach Ems; am 15. Juli langte Goethe dort an, da es ihn drängte, Lavater zu sehen und zu sprechen. In Ems gab es große Gesellschaft und viel Leben. Goethe erwärmte sich an Lavaters reinlichem heiteren Wesen und verkehrte auch hauptsächlich mit ihm. Basedow gefiel ihm jedoch nicht; dieser diktierte fortwährend einem Schreiber seine Weisheit und disputierte über Alles und noch einiges Andere. Dazu rauchte er ununterbrochen schlechten Tabak, was lästig fiel, „um so mehr als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm nach ausgerauchter Pfeife sogleich wieder aufschlug und jedesmal mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete". Er war auch ein scharfer Trinker mit dem ewig wiederkehrenden Schlusse „Ergo bibamus". In gewissem Sinne war er also ein Original, und das zog damals einzig an. Der einundfünfzigjährige Erziehungskünstler war noch zu allerlei Tollheiten aufgelegt, die Schilderung seines Gebahrens und seines Äußeren in „Dichtung und Wahrheit" läßt wohl den Schluß auf das Modell zum „Satyros" zu, aber Goethe fand auch die trefflichen Züge in Basedow mit Wohlwollen heraus und blieb geduldig in dessen Gesellschaft, nur wußte er nebenher Unterhaltung bei anderen Menschen und ab und zu ein Tänzchen zu finden. Von Ems aus besuchte er in Nassau an der Lahn die Mutter des späteren Ministers v. Stein und lernte dort die Gräfin Werthern kennen, die ihm dann in Weimar näher trat. Am Frühmorgen des 18. Juli fuhren Goethe,

Lavater, Baſedow und Schmoll die Lahn hinab. Im Anblick der Burgruine Lahneck diktierte Goethe in Lavaters Tagebuch den herrlichen Geſang „Geiſtesgruß“:

„Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.“

Lahneck.

Die alte Zeit grüßt die neue, mahnend an die Vergänglichkeit des Daſeins. Die Form des Gedichtes kündet Goethes Meiſterſchaft und die in Weimar beginnende neue lyriſche Stilperiode an. Auf der Rheinfahrt ſchrieb er auch einen Gedenkvers in das Kalenderlein der Frau Hofrätin Kämpf.

In Koblenz stiegen die Reisenden ans Land und hielten wahrscheinlich bei den „Drei Reichskronen“ ihr Mahl. Die dabei geführten tiefsinnigen Gespräche und die grundverschiedenen Anschauungen Lavaters und Basedows regten Goethe zu dem komischen Gedichte „Diné zu Koblenz“ an. Halb im Stile des Hans Sachs, halb in biblisch-apokalyptischen Ausdrücken macht sich Goethe über die beiden Propheten lustig, in deren Mitte er saß und ein „Stück Salmen und einen Hahnen“ verzehrte. Der köstliche Schluß beleuchtet treffend den Charakter der ganzen „Genie-reise“:

„Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerschritten:[44])
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.“

Goethe machte dann einen Abstecher nach Vallendar, wo er vor zwei Jahren die mit la Roche befreundete Familie Oester kennen gelernt und nun Maxe Brentano traf. Einen halbverwelkten Blumenbusch steckte er auf seinen Hut und setzte hierauf die Rheinreise mit seinen Genossen wieder fort. Von Neuwied aus, wo er seinen Tugendbundgenossen Buri besuchte, sandte er einen Gruß an Frau v. la Roche nach Nassau, dann ging es über Andernach und Remagen nach der „herrlichen Stadt“ Bonn und von da nach Köln. Dieser 19. Juli war regnerisch und die „Aussicht benebelt“. Die Reisenden bargen sich unter dem „nassen Decktuch“, wie Lavater berichtet, und ließen sich von Goethe den ersten Teil der Operette „Erwin und Elmire“ vorlesen. In Köln trennte sich die Gesellschaft. Lavater ging nach Mühlheim,

Goethe fuhr am 20. Juli nachmittags (mit Schmoll) nach Düsseldorf, um endlich Friedrich Heinrich Jacobi persönlich kennen zu lernen. Durch Madame v. la Roche war Goethe dem Kreise dieses Mannes näher gerückt; die jüngere Halbschwester Jacobis, Lotte, die wegen ihrer Erziehung in Hannover auch die „hannöverische Lotte" heißt und vermutlich Goethes Gedicht „An Lottchen" anregte, und dessen Gattin Betty, geborne v. Clermont, hatten den Sommer 1773 gleichzeitig mit Jacobis Tante Johanna Fahlmer in Frankfurt geweilt und vielfach mit Goethes Schwester verkehrt. Diese Beziehungen hatten ihm selbst vorgearbeitet. Aus dem mehr als freundschaftlichen Verhältnisse der Tante Fahlmer, genannt „Adelaide," zu Fritz Jacobi und dessen Frau hat man die Veranlassung zu Goethes „Stella" erkennen wollen, wie hier vorläufig bemerkt sein mag. Goethe traf indes Fritz und Georg Jacobi nicht in Pempelfort, sondern erst in Elberfeld, wohin er sich mit Heinse verfügte, um seinen dort als Arzt lebenden Freund Jung-Stilling zu sehen. Dieser wohnte im „Deutschen Hause" an der heutigen Mühlenstraße und erfreute sich einer ausgedehnten Praxis [45]). Seiner frommen Empfindung gemäß führte er auch dies auf das unmittelbare Eingreifen Gottes zurück, wie er ja „den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menschen immer zu seinem köstlichen Geleit hatte." Goethe stieg im Gasthofe ab, legte sich zu Bett und hüllte Kopf und Hals ein; dann ließ er Stilling rufen, damit er ihm den Puls fühle. Der Arzt erklärte ihn für ganz gesund, worauf ihm Goethe

um den Hals fiel und sich zu erkennen gab. Hier traf er nun die Brüder Jacobi, mit denen er dann nach Düsseldorf zurückkehrte, wo die Gemäldegallerie besucht wurde, deren Kunstschätze sich jetzt in der Pinakothek zu München befinden. Im Gartenhause zu Pempelfort lösten sich rasch und leicht die Mißverständnisse der letzten Zeit wegen des Gleim-Jacobischen Briefwechsels, über den sich Goethe lustig gemacht hatte; er genoß im Verkehr mit den Brüdern „Vollkraft" — wie Jung-Stilling sie nennt — mehrere Tage „des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüt." Heinse und beide Jacobi gaben ihm dann in den letzten Julitagen das Geleit nach Köln. Die „Ruine des Doms" erregte in ihm die „von Straßburg her gewohnten Gefühle", die jedoch mehr drückender Art waren, da er nur etwas Unvollendetes vor sich hatte. Dagegen entzückte ihn das Jabach'sche Bild von Lebrun in der Sternengasse, in demselben Hause, wo auch Rubens geboren sein soll[46]). In Köln fand nach Goethes Angabe eine Besprechung über Spinoza statt, die ihn so anzog, daß er, als sich die Freunde schon zur Nachtruhe getrennt, Jacobi nochmal aufsuchte und, während „der Mondschein über dem breiten Rhein zitterte", das Gespräch am Fenster stehend fortsetzte. Aus der Ethik jenes geistig und menschlich großen Philosophen schöpfte Goethe die erste Beruhigung seiner Leidenschaften, indem er durch ihn die seelischen Affekte kennen und vor allem die Notwendigkeit der Dinge einsehen lernte, die aus dem Gottesbegriff hervorgeht und gleichzeitig „die höchste Freiheit" bedeutet. Alles sinnenfällige

und geiſtige partielle Sein muß demnach ſo ſein, wie es iſt, weil es im Sein bedingt iſt durch das wahre Sein, die Gottheit, die wir ſelbſt nicht zu ergründen vermögen. Dieſe metaphyſiſche Lehre Spinozas legte ſich Goethe in einer praktiſchen Ethik zurecht, deren erſte Forderung ihm Reſignation zu ſein ſchien. So weit mag er ſchon vor 1774 gekommen ſein. Als ihn die Rheinreiſe mit Lavater zuſammenführte, der geradezu eine ſinnbildliche Verwirklichung Chriſti ſuchte, erkannte er ſeine gegenſätzliche Anſchauung, wie bereits angedeutet wurde. Jacobi half ihm hinüber zur Idee von den Dingen und zunächſt von der Gottheit im Sinne der Metaphyſik Spinozas[47]). Gott und Natur ſind identiſch, ohne die Gottheit zu negieren, wie der von Goethe verachtete franzöſiſche Naturalismus annahm. Dem perſönlichen, außer der Welt ſtehenden Gott Lavaters, dem ja die Unendlichkeit fehlen müßte, glaubte Goethe mit Spinoza und Herder einen unperſönlichen, der Welt immanenten, alſo nicht transzendenten Gott entgegenſetzen zu dürfen. Gott und Welt hängen innerlich zuſammen:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt."

Allein Spinoza reichte ihm nicht aus, er ergänzte ihn nach der Monadenlehre des Leibnitz durch den Begriff der „Kraft", daß nämlich jeder Weſenheit eine beſtimmte Fähigkeit innewohne zur Wirkung nach außen. Dieſe Kraft iſt

aber kein Ausfluß der Urkraft, sondern die Gottheit selbst. Gott ist also das allerreellste, thätigste Eins. Es braucht wohl nicht eigens betont zu werden, daß Goethe der mechanischen Weltanschauung der Materialisten völlig fern stand. Sein Pantheismus ist ein real-dynamischer im Gegensatze zum ideal-logischen des Spinoza. Im Einzelnen offenbart sich die Gottheit. Daher Goethes Liebe für das einzelne und individuelle Gebilde, das ihm als Ganzes erschien; daher sein Streben, die innere Entwicklung der organischen Wesenheiten — alle Geschöpfe sind Organe der Gottheit, in denen und durch welche sie wirkt — als eine gesetzmäßige zu erkennen und endlich das Gesetz selbst zu finden. Dies führte ihn zu einer objektiv-teleologischen Betrachtungsweise: Alles ist sich selbst Zweck. Die „Nutzbarkeitsidee" wies er mit Kant ab. Aus dem Einzelnen das Ganze zu erkennen und das Gesetz, war der Grundzug in seinen naturwissenschaftlichen Studien. Er näherte sich Leibnitz immer mehr. Das künstliche Pflanzensystem Linnés beschäftigte ihn angelegentlichst, weil es ihn auf eine schließliche Urgattung zu weisen schien. In Padua stieg ihm der Gedanke der Urpflanze auf und in Neapel glaubte er ihr nahe zu sein. Die Gottheit ruht nicht, sondern schafft fort und fort, ihr Ziel ist die Schönheit. Die Wesen sind sterblich, aber die Kraft nicht; die Unsterblichkeit muß aber verdient werden durch Thätigkeit. Wenn ich rastlos arbeite und strebe, muß mir die Natur endlich eine andere Daseinsform anweisen. Wer immer strebend sich bemüht, der kann nach dem „Faust" befreit,

erlöst werden, und im letzten Liede Mignons ist der Werdegedanken schön ausgesprochen. Goethe glaubte an ein aufsteigendes geistiges Leben, an eine Seelenwanderung, aber nicht an die altindische, sondern an eine ewige Veränderung, Umbildung, Fortbildung der Seele, keinen bloßen Wechsel des Standortes. Das Glück ist also in der Thätigkeit zu suchen, deren Ziel die Wohlfahrt der Menschheit sein muß. Das schien ihm bereits bei den Alten ausgedrückt zu sein. Die Gottheit und die Urphänomene kann der Mensch nicht begreifen, nur ahnen; mit Gott verbindet ihn die Liebe, die ihn nicht nur über die andern Geschöpfe, sondern sogar zur Gottheit erhebt. Diese Idee drückt Goethe voll und deutlich aus im Gedichte „Das Göttliche“ [48]). Er hat auch in zahlreichen andern Gedichten und Sprüchen seine Weltanschauung ausgesprochen und damit auf die philosophischen Lyriker der Nachzeit gewirkt, am entschiedensten vielleicht auf die unglückliche Karoline von Günderode [49]). In der Bethätigung ersah also Goethe seine Lebensaufgabe; das Evangelium der That war das Alpha und Omega seiner Weltanschauung, wie es schon in der Übersetzung des johanneischen „Logos“ im „Faust“ angedeutet wird. Soweit vermochte ihn aber Fr. H. Jacobi nicht zu leiten, als sie im Wagen über Deuz nach dem Jagdschlosse Bensberg bei Gladbach fuhren und in der dortigen Laube das berühmte Gespräch über Spinoza führten. Immerhin ist aber diese Rheinreise und der Verkehr mit Jacobi wichtig geworden für Goethes geistige Entwicklung. Er beschäftigte sich auch später noch eifrig mit Spinoza, namentlich 1784—85 unter

reger Teilnahme der Frau von Stein. In Bensberg las Goethe die derbnaturalistische Ballade „Der ungetreue Knabe“ vor:

„Es war ein Knabe[50]) frech genung,
War erst aus Frankreich kommen.“

Wir haben hier eine freie Gestaltung des schon zum Schlusse des „Egmont“ verwendeten Volksliedes mit Benützung des Hauptmotivs in Bürgers „Leonore“ vor uns; es wurde zur Erweckung der Gruselstimmung im Singspiel „Claudine von Villabella“ verwendet und mit diesem auch 1776 gedruckt. Verwandtschaft mit demselben hat die kurz vorher gedichtete, für den „Faust“ bestimmte und ebenfalls in der Laube zu Bensberg vorgelesene Ballade „Der König in Thule.“ Sie ist in Knittelversen gehalten, welche Goethe zuerst in scherzhafter Weise in dem Spottgedicht auf den „Medon“ des Clodius in Leipzig, dann in ernster Absicht im „Faust“ verwendete. Durch die spätere Änderung der zweiten Verszeile der ersten Strophe hat der Dichter uns selbst den Grundgedanken der naturalistischen, im Stile des Volksliedes und des Hans Sachs gehaltenen Ballade angedeutet. Von der außerordentlichen Beliebtheit des Gedichtes zeugt, daß es bereits zehnmal in Musik gesetzt wurde. Auf Uhland und seine Nachfolger haben diese volksmäßigen Balladen Goethes großen Einfluß geübt; wenn man aber behauptet, in den Balladen wie „Der König in Thule“ — „stecken bereits alle Gedichte Uhlands“, so ist das doch wohl ein wenig verwegen[51]).

Goethe war, nachdem er sich in Ems wieder mit Lavater und Basedow zusammengefunden, am 13. August

1774 nach Frankfurt zurückgekehrt. Die poetiſche Produktion nahm ihren ungehinderten Fortgang, „Werther“ wanderte zum Buchdrucker. Es iſt kaum möglich, auch nur die wichtigeren Dichtungen zu berühren, ſoviel brachte ſeine Muſe hervor. Zunächſt möge des Singſpiels „Erwin und Elmire“ gedacht werden, welches im März 1775 in G. Jacobis „Iris“ erſchien und ſpäter in Italien zu klaſſiſcher Vollendung gebracht wurde. In ſeiner älteren Form aus dem Jahre 1774 verrät es den Einfluß Weißes ziemlich deutlich. Die Form Erwin ſtatt Edwin, wie in Goldſmiths Romanze war, ſcheint eine Huldigung für den verehrten Erbauer des Straßburger Münſters zu ſein; übrigens mag ihm auch der ſonore Conſonant r ſtatt des weichen Dentals beſſer geklungen haben. In Elmire ſtecken deutliche Züge von Goethes Schweſter, die etwas gedrückten Weſens war und ſich nie recht in den unbefangenen Genuß des Daſeins finden konnte, keinesfalls aber dürften wir hier eine beabſichtigte Darſtellung des Liebesverhältniſſes zwiſchen Goethe und Lili ſuchen, wenngleich der Dichter ſelbſt darauf verwieſen hat. Das Singſpiel iſt ein Gegenſtück zur „Laune des Verliebten“; dort iſt der Liebhaber, hier das Mädchen ſchuldig. Das Stück wurde im Mai 1775 in Frankfurt, am 17. Juli 1775 bereits in Berlin, am 13. Juli 1776 als erſtes von Goethes Dramen in Wien gegeben. In dasſelbe ſind die beiden Gedichte „Das Veilchen“ und „Wehmut“ eingeſchaltet, die auch geſondert in den Ausgaben erſcheinen[52]). Der Entſtehungszeit nach ſchließt ſich hieran das verwandte Singſpiel „Claudine von

Villabella", welches ebenfalls in Italien verändert und in Verse umgegossen wurde. Es ist derber als „Erwin und Elmire". Die Leistungen Goethes als Librettist sind bisher noch zu wenig beachtet und anerkannt worden.

Während der Arbeiten an den litterarischen Satiren beschäftigte sich Goethe auch mit dem Drama „Prometheus", wovon zwei Akte gedichtet wurden. Gleichsam als ein Niederschlag aus demselben ist das Gedicht zu betrachten, welches den Trotz des Prometheus den Göttern gegenüber ausdrückt und seit Mendelssohn viel angegriffen wurde, weil man es als Goethes eigene Anschauung betrachtete. Der deutsche Dichter hat sich jedoch an den „gefesselten Prometheus" des Aischylos angeschlossen und fremde Empfindung dargestellt, nämlich die des Prometheus. Als Gegenstück für das eigene Empfinden gilt das in gewissem Sinne stilverwandte, allerdings einer späteren Zeit angehörige Gedicht „Grenzen der Menschheit", in welchem sich der Mensch demütig vor den Göttern beugt, weil er sich seiner Schwäche bewußt ist. Antik ist auch die in Pindars Geiste gehaltene Elegie „Adler und Taube", welche wahrscheinlich noch im Sommer 1773 entstand und 1774 im Göttinger Musenalmanach gedruckt wurde; die Idee des Gedichtes ist Resignation, im Adler hat Goethe ein Gleichnis seines eigenen Strebens gegeben. In „Mahomets Gesang", einem aus dem Dialog zwischen Ali und Fatema entstandenen Gedichte, wird im Bilde des Stromes die Entwicklung eines seiner Bestimmung bewußten großen Mannes gezeichnet. Antike Vorstellungen kreuzen sich mit

bibliſchen Bildern; ſo trägt der „Atlas“ auf ſeinen Rieſenſchultern die „Zedernhäuſer“ (Schiffe). Der Geſang war bereits im März 1773 vollendet, wurde ebenfalls im Göttinger Muſenalmanach für 1774 gedruckt, ſpäter jedoch für die erſte Geſamtausgabe der Werke ſeiner dialogiſchen Form entkleidet und mit bedeutenden Änderungen verſehen. Während in dieſen Dichtungen der Einfluß der Alten vorwaltet, ſehen wir im angefangenen Epos vom „Ewigen Juden“ bereits die Einwirkung der „altdeutſchen“ Poeſie, vorwiegend des kräftigen Hans Sachs, den Goethe wieder zu Ehren brachte und nachahmte. Dagegen wurde der Einfluß Klopſtocks zurückgedrängt. Der Dichter des „Meſſias“ beſuchte in den erſten Tagen des Oktobers 1774 Goethe in Frankfurt, der ihn dann ein Stück Weges begleitete. Am 10. Oktober 1774 entſtand auf der Rückkehr in der Poſtchaiſe das Gedicht „An Schwager Kronos“. Die Zeit erſcheint als Kronos perſonifiziert und als die Lenkerin des Lebenswagens des Dichters dargeſtellt. Das Gewand dieſer humoriſtiſch-naiven Allegorie iſt wohl antik, die Form aber entſpricht dem Naturſtile des Hans Sachs. Die Zeit als Poſtmeiſter auszuſtaffieren und vom Dichter antreiben zu laſſen iſt eine dem erfinderiſchen Nürnberger Poeten angemeſſene Idee[58]). Aus antiken Elementen und „altdeutſcher“ Poeſie, dem Volksliede und beſonders aus Hans Sachs ſetzt ſich Goethes neuer Stil zuſammen, den ſein eigenes Genie, den Bedürfniſſen anpaſſend, geſchickt verwendet. Dieſer naturaliſtiſche Stil zieht ſich noch tief in die Weimarer Zeit hinein. Bezeichnend iſt

es, daß Goethe jetzt einen alten Plan, die Tragödie „Cäsar", aufgiebt und durch eine Schrift des Jesuiten Famian Strada über den Abfall der Niederlande („De bello Belgico") angeregt, den „Egmont" aufgreift. Vom „Cäsar" ist nichts übrig; die Spuren desselben verlieren sich im „Egmont".

Unterdessen erhielt Goethe in Frankfurt den Besuch des Majors Karl Ludwig von Knebel, welcher die weimarischen Prinzen Karl August und Constantin nach Paris und ersteren zunächst zur Brautwerbung um die Prinzessin Luise von Hessen nach Darmstadt und an den badischen Hof begleitete. Die beiden Prinzen empfingen den Dichter „frei und freundlich" und unterhielten sich mit ihm mit großem Interesse. Goethe fuhr am 13. Dezember 1774 mit Knebel nach Mainz, wo sie wieder die Prinzen sahen, welche sich von da nach Karlsruhe begaben, während Goethe heimkehrte. Hier traf ihn die Nachricht vom Ableben der Klettenberg, die ihn im Augenblicke tief ergriff. Nachhaltigeren Eindruck aber übte auf den Dichter alsbald ein neues Verhältnis, das sich Ende 1774 oder anfangs 1775 entwickelte. In dem Hause des reichen Bankherrn Schönemann auf dem großen Kornmarkt lernte er die einzige Tochter desselben, Anna Elisabeth, kennen. Sie war schön, aber nicht frei von den Launen und der Prunksucht reicher Mädchen. Goethe verliebte sich in sie, opferte seine Freiheit und ließ sich im glänzenden Salon am „Spieltisch" festhalten. Allein die Weltdame war ihm nur halb und halb zugethan, zog ihn an

und ſtieß ihn wieder ab. Goethe ſelbſt trug Manieren zur Schau, die in dieſen plutokratiſchen Zirkel nicht paßten; mit der jungen Gräfin Guſte Stolberg begann er gleichzeitig einen regen Briefwechſel. Die beiderſeitigen Eltern waren einer ehelichen Verbindung, die Goethe beſtimmt ins Auge gefaßt, abgeneigt und gaben nur widerwillig ihre Einſtimmung. In dieerſte Zeit des Verhältniſſes fallen die beiden Gedichte „Neue Liebe, neues Leben“ und „An Belinden“, welche die ſtark gemiſchten Gefühle des liebenden Dichters ausdrücken. Das Verhältnis blieb immer etwas Halbes, das der tiefern Innerlichkeit wenigſtens von einer Seite entbehrte. Das änderte ſich auch nicht, als die Handelsjungfer Delf am 23. April 1775 eine förmliche Verlobung zuſtande brachte, vielmehr mußte Goethe ſchon anfangs Mai einſehen, daß ſich hier nichts Dauerhaftes binden laſſe. Er liebte wirklich ſeine Lili mit vollem Herzen, und ſpäter empfand wohl auch ſie eine ſtärkere Zuneigung zu ihm, als es ſchon zu ſpät war. Noch am 14. Dezember 1807 antwortete Goethe auf ein Schreiben Lilis, worin ſie ihm ihren Sohn empfahl, Folgendes: „Zum Schluß erlauben Sie mir zu ſagen: daß es mir unendliche Freude machte, nach ſo langer Zeit einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu ſehen, die ich tauſendmal küſſe in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichſten meines Lebens zähle.“ Der Brief ergänzt die bisherigen Zeugniſſe ſeiner Geſinnung auf das beſte[54]). Goethe hat um Lili viele Seelenqual ausgeſtanden. Ab und zu ſuchte er deshalb wieder außer

ihrem Banne Zerstreuung und Erholung, zunächst in der Dichtung und in einer ausgedehnten Korrespondenz, dann auch in einzelnen Ausflügen und endlich in einer größeren Reise in die Schweiz. Mit dem Grafen Spaur soll er nach einer Tradition über seinen Eintritt in den Reichsdienst brieflich verhandelt haben.

Am 12. Mai 1775 kamen die Hainbundgrafen Christian und Fritz Stolberg nach Frankfurt, wo sich Kurt v. Haugwitz, der spätere Minister, zu ihnen gesellte. Sie wurden im Vaterhause Goethes freundlich aufgenommen und bewirtet. Die Stolberge, welche bei dieser Gelegenheit der gutherzigen Rätin den Beinamen „Frau Aja“ gaben, erschöpften sich im kraftgenialistischen Übermute, mit dem sie „Tyrannenblut“ tranken und die geleerten Gläser über sich auf die Straße warfen oder an den Wänden zerschellten, und luden Goethe zu einer Fahrt in die Schweiz ein, in jenes Land, das seit Haller und Bodmer berühmt und durch Natur und republikanische Freiheit besonders auch die „Stürmer und Dränger“ mächtig anzog, um sich dort auszutoben und zu erfrischen. Goethe stimmte gerne zu, da er von seinem Liebesjammer geheilt werden wollte, der ihn sehr bedrängte. Mitte Mai brachen nun die „vier Haimonskinder“ in der Werthertracht von Frankfurt nach Darmstadt auf. Dort besuchte Goethe seinen Freund Merck, der ihm von der Reise mit den tollen Burschen vergebens abrieth; in Karlsruhe sah er die weimarischen Prinzen wieder und wurde der Braut des Herzogs vorgestellt. Klopstock traf er nicht mehr hier. Das Gemälde von

Fr. Pecht über eine Faustvorlesung Goethes am Hofe ist ein reizender Verstoß gegen die Litteraturgeschichte. Der Dichter weilte nur zwei Tage in Karlsruhe, wo er sich „ganz leidlich betragen“ hat. Dann trieb es ihn nach Straßburg, um seinen Freund Lenz wiederzusehen, mit dem er die Umgebung durchstreifte, den Münsterthurm erstieg und gegen Ende des Monats nach Emmendingen zu seiner Lieblingsschwester wanderte, die er kränklich und nicht ganz glücklich fand. Kornelie machte es dem Bruder zur Pflicht, sich von Lili loszusagen. Allein und wohl etwas mißgestimmt zog der Dichter von hier nach Schaffhausen und bewunderte am 7. Juni den Rheinfall bei Laufen, der auf ihn einen gewaltigen Eindruck machte. Dann wandte er sich nach Zürich, wo er wieder mit seinen Reisegenossen zusammentreffen sollte. Sein erster Gang war hier jedoch zu Lavater, an dessen „Physiognomischen Fragmenten“ er thätigen Anteil nahm; diese Studien haben auch seinen Sinn für Plastik merklich gefördert und die Kunst der Charakterschilderung beeinflußt. Das schwärmerische und zuweilen fahrerische Wesen des Pfarrhelfers wirkte auf Goethe neuerdings; in dessen Kreise lernte er den sanften Pfenninger kennen, traf er Lips, Passavant und den Musiker Kayser. Dann besuchte er den alten, längst aus der Mode gekommenen Bodmer, der indessen nichts *mehr* haßte als die Geniedichter und hinter dem Rücken über Goethe und seine Werke hämische Bemerkungen machte. Die Stolberge ergötzten sich nach ihrer Weise und erregten selbst unter Helvetiens freien Bürgern Ärgerniß; Haugwitz

fühlte sich mehr zu Lavater hingezogen. Einer Einladung Passavants folgend, fuhr Goethe mit diesem Landsmanne am 15. Juni morgens den herrlichen Zürichersee hinauf gegen Richterswyl und schrieb in drei Absätzen das schöne Lied „Auf dem See“ nieder, das uns zunächst mitten in die Situation hineinversetzt und durch flexionslose Adjektive und rasche Bewegung gleichsam mit fortführt:

„Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt[55]);
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.“

Der fremdartige Eindruck, die ungewohnte Bewegung aber bringt ihm um so energischer auch die Erinnerung an das fast verlorene Liebesglück mit Lili; in schweren Trochäen setzt der Dichter fort:

„Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.“

Und nun giebt ihm die sternenblinkende Flut, in der sich die reifende Frucht spiegelt, indes die Nebel die Ferne verschleiern, wieder Ruhe und frischen Mut, angedeutet schon in der rhythmischen Form:

„Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt

Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht."

Das Naturbild weckt in dem Dichter die weise Mahnung, nicht dem Fernen, Unerreichbaren nachzujagen, sondern das Nahe fruchtbringend zu genießen. Als die Wanderer von Richterswyl aus den Bergpfad am linken Seeufer gegen Einsiedeln hinaufstiegen, genossen sie einen bezaubernden Rückblick auf den See, und Goethe schrieb in das Gedenkheftchen der Schweizerreise vier Verse, welche in zwei inhaltlich einander gegenüberstehenden Satzperioden die Erinnerung an Lili erneuern, die ihn selbst in der Schatzkammer von Maria Einsiedeln noch beschäftigte. Am 16. Juni stiegen die Pilger über die Höhen nach Schwyz, fuhren den Tag darauf über den Lowerzersee und klommen zum Rigi Klösterli empor, wo sie am herrlichen Sommerabende des 18. Juni Glockengebimmel, Wasserfallsrauschen, Brunnenröhregeplätscher und Waldhorn vernahmen. Von da zogen sie nach Vitznau und Gersau am Vierwaldstättersee, berührten die wichtigsten Punkte der Tellsage und waren recht aufgeräumt. In Altdorf widmete Goethe der Wetzlarer Lotte eine kurze Erinnerung. Dann zogen sie im Thale der Reuß aufwärts nach Amsteg, nächtigten in Wasen und setzten andern Tages zeitlich den Weg durch die düstere Schlucht von Schöllenen fort, welche beklemmend wirkte. Erst als sie durch das Urnerloch in das liebliche Urserenthal gekommen, heiterte sich ihr Gemüt wieder auf; Goethe notierte kurzweg im Geniestile: „Sauwohl." Nach den Erörterungen von Herzfelder zog Goethe am 21. Juni

von Andermatt durch das oberste Reußthal, welches er irrig Livinер-, auch Drachenthal nennt, zum Hospiz auf den St. Gotthard. Dort nahm er bei den Kapuzinern Herberge, zeichnete am 22. Juni früh den „Scheideblick nach Italien“ und kehrte noch denselben Tag nach Andermatt zurück[56]). Am Gotthard schöpfte er das später im Mignonliede verwertete Motiv vom Berge und seinem Wolkensteg. Wenn Goethe am St. Gotthardpasse unschlüssig war, ob er nicht in die sonnigen Gefilde Italiens hinabsteigen sollte, und schließlich doch nach Norden umkehrte, so mögen ihn dazu drei Gründe bewogen haben: 1) Das Gefühl, daß er für die italienische Kunstreise noch nicht genügend vorbereitet, 2) daß seine soziale Stellung in der Heimat nicht begründet war, und endlich 3) die Sehnsucht nach Lili, die mit der Entfernung augenscheinlich zunahm, so unfruchtbar sie auch scheinen mochte. Im Hospiz soll er das goldne Herzchen hervorgezogen haben, das er wie einen Talisman als Angedenken verklungener Freude, als ein Geschenk Lilis am Halse trug, und, es küssend, in eine Trennungsklage ausgebrochen sein, die in dem bekannten Gedichte so wehmütig mit einem der orientalischen Poesie angehörigen Gleichnisse ausklingt:

„Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt, —
Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon Jemand angehört.“

Überzeugende Gründe für die gedachte Art der Entstehung des Gedichtes in der Schweiz sind nicht auf-

zubringen, es paßt im Gegenteile für eine spätere Zeit, als der Bruch mit Lili vollzogen war. Goethe begab sich über Küßnacht und den Zugersee wieder nach Zürich, wo er gegen Ende Juni einlangte, bei Lavater wohnte, Bodmer besuchte und mit einer Frau bekannt wurde, deren Bedeutung für Goethes Lebensgeschichte nun allmählich steigt: Bäbe Schultheß, geborne Wolf, die „Herzliche", wie sie unser Dichter, die „Immergleiche", wie sie Lavater nannte. Sie war schlicht und herzlich, zwar durchaus nicht redselig wie andere Litteraturdamen der Zeit, aber offen und stetig, mit feinem Urteile begabt und eine in jeder Hinsicht redliche Seele. In der Zeit der italienischen Reise Goethes legte sie ein Heft an, in welchem 64 Gedichte Goethes verzeichnet sind. Der Dichter stand mit ihr bis 1797 in brieflichem Verkehre, dessen letzte Zeugnisse B. Suphan im 13. Bande des Goethe-Jahrbuchs niederlegte. Ihre Silhouette ziert auch das Titelblatt des Bandes. Die von Goethe empfangenen Briefe hat sie leider kurz vor ihrem Tode vernichtet, um profanen Blicken ein theures Geheimnis zu entziehen.

In Zürich trennte sich Goethe neuerdings von den Brüdern Stolberg und von Haugwitz und wandte sich, während diese in Ulm Schubart einen Besuch machten, nach Basel und von dort nach Straßburg, wo er zu Erwins Grabe pilgerte und der Arzt Zimmermann aus Hannover ihm einen Schattenriß der Frau von Stein zeigte, welcher den leidenschaftlichen Dichter drei Tage lang beunruhigte, weil ihn der Gedanke erfaßt hatte, wie sich etwa in dieser

herrlichen Frau die Welt abspiegeln möchte. Auffallend ist es, daß Goethe beidemale einen Besuch in dem nahen Sesenheim vermied, allein es läßt sich leicht erklären. Er wollte nicht durch sein unerwartetes Erscheinen Friedrikens Wunden von neuem aufreißen, da er wußte, was sie um ihn gelitten. Übrigens war seine gesellschaftliche Stellung in den letzten vier Jahren kaum besser geworden, die Liebe zu Lili brannte noch, und endlich vernahm er wohl von den argen Streichen, die Lenz in Sesenheim begangen. Da ihn Friedrike nicht erhörte, wollte er sich einmal in ihrer Gegenwart mit einem großen Messer erstechen, so daß das erschrockene Mädchen ohnmächtig zusammenbrach. Goethe fühlte sich als die indirekte Ursache dieser peinlichen Vorfälle und blieb daher dem Pfarrhause fern, wozu es gar keines besondern Zartsinns bedurfte. Am 24. Juli war er wieder in Frankfurt und fühlte sich „so beschränkt als ein Papagei auf der Stange". Ursache davon war sein Verhältnis zu Lili.

Die erste Schweizerreise galt vorzugsweise dem Naturgenuß; den Gegenständen der Kunst ging er aus dem Wege und die Naturgeschichte zog ihn noch nicht an. Er findet in den steinichten und felsigen Hochthälern der Schweiz nur der Drachen alte Brut. Seine Briefe aus der Schweiz, die unter der Schutzmarke Werthers gingen, sind lose Blätter, welche Gefühle verewigen und das Historisch-Wirkliche in lauter subjektive Empfindungen auflösen. Als Ergebnisse dieser Geniefahrt gelten die vielfachen Anregungen, welche Goethe in der großartigen Gebirgswelt

der Schweiz empfing, und die zahlreichen Bekanntschaften mit neuen bedeutenden Menschen, die ihn ebenfalls anregten und seinen Ruhm im Lande verbreiteten, den er zuerst mit „Werthers Leiden“ gewonnen und jetzt persönlich befestigt hatte. Er selbst drückte dies in einem Briefe an die Karschin vom 17. August 1775 aus: „Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Zirkulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen.“ Goethes Beispiel hat viel nachdrücklicher als Ebels Handbücher die Schweizerreisen der folgenden Zeit angeregt; was er dem Lande verdankte, hat er reichlich durch den Ruhm vergolten, den seine Wanderungen und Schriften über dasselbe verbreitet haben.

Im Juli 1775 hatte sich Lili mit einem entfernten Verwandten Namens Bernard versprochen, nach dessen Tode sie den Bankier Bernhard Friedrich v. Türckheim in Straßburg heiratete. Aus dieser zweimaligen Verlobung glaubte man auf das Vorbild der Dorothea in Goethes bürgerlichem Epos schließen zu dürfen, nicht mit Unrecht, da den Dichter Lilis Bild noch lange umschwebte, als er bereits in den höfischen Kreis zu Weimar getreten, und ihn eigentlich auch nie verließ. Er hat ihr ein Exemplar von „Erwin und Elmire“ und später von „Stella“ gewidmet.

Dieses Drama fällt in die letzte Zeit seines Frankfurter Aufenthalts. Während im „Werther“ das Erlebte, im „Clavigo“ das Erlernte (Angeeignete) überwiegt, steht es mit der Veranlassung zu „Stella“ etwas windig; die angeblichen Beziehungen zum Kreise Jacobis wurden bereits

angedeutet. Einiges Gewicht erhält die Ansicht durch Goethes Worte an Fr. H. Jacobi, der an dem Stück genörgelt zu haben scheint: „Gieb mir Stella zurück! Wenn Du wüßtest, wie ich sie liebe, und um Deinetwillen liebe!“ Mehr scheint nicht auszumachen zu sein, denn auch der Brief Goethes an Jacobi vom 14. August 1774 ist eigentlich sehr dunkel. Daneben bestätigt der Dichter selbst wieder, daß „Stella“ von seinem eigenen Fleisch und Blut sei, wie „Werther“, zu dem das „Schauspiel für Liebende“ eine Art Gegenstück bedeutet mit versteckter Ironie auf die Zeit, welche Ehe und freie Liebe so durchaus unbefangen auffaßte. In der „Stella“ hat Goethe ein psychologisches Experiment in dramatischer Gestalt geliefert, wie das Verhältnis eines Mannes zu zwei Frauen eine ausgleichende Lösung finden könnte. In die Titelfigur wollte er einmal die volle weibliche Liebesglut hineinlegen, wie er sie etwa an Lili gewünscht hätte. In der ersten Gestalt des Schauspiels schwebte ihm einerseits die Sage vom Grafen von Gleichen vor, anderseits das Verhältnis Swifts zu Stella — woher Goethe den Titel nahm — und Vaneſſa. Für den Ausgleich ergaben sich dann Züge aus dem Verhältnisse der Fahlmer zum Ehepaar Jacobi. Eigene Erinnerungen an Lili und Guste Stolberg mögen dazugekommen sein; spezielle Anklänge an bestimmte Vorfälle und Reden lassen sich jedoch nicht mehr herausfinden, Goethes vertrautesten Freunden und Freundinnen wird manches klar gewesen ein. Die Handlung des Stückes ist einfach. Fernando ein schöner, aber wankelmütiger Frauenheld, verläßt seine

tugendhafte Gattin Cäcilie und seine Tochter Lucie, um mit der reizenden Stella, die er leidenschaftlich liebt, in aller Stille zu leben. Er zieht dann in den Krieg, kehrt glücklich heim und findet Stella und Cäcilie beisammen diese willigen ein, ihm beide angehören zu wollen, und zwar auf den Vorschlag Cäciliens hin. Ende März 1775 war das Schauspiel fertig, doch erschien es nach längeren Unterhandlungen, die Merck mit dem Verleger führte, erst anfangs 1776 bei Mylius in Berlin, der dem Dichter 20 Thaler Honorar zahlte. Das Stück fand eine sehr getheilte Aufnahme; Wieland und Herder gefiel es, doch Merck bemängelte die „Moral" desselben, Bodmer spöttelte, und Nicolai, der „Orang-Utang von Berlin", stieß sich an dem Ausgange desselben. Der Text unterlag im Laufe der Zeit wie „Werther" zahlreichen Schwankungen, besonders durch die Himburg'schen Raubnachdrucke. Goethe hat dann 1805 ohne viele Änderungen das Stück zum traurigen Ausgang gewandt, um „unserer Sitte, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sei", zu genügen. Fernando erschießt sich, Stella nimmt Gift. So wurde es am 15. Jänner 1806 in Weimar gegeben. An dem Urteile wurde seither wenig geändert; selbst Friedrich Hebbel nannte in seinen Tagebüchern „Stella" kurzweg ein unsittliches Produkt, und die Goethe-Verketzerer haben sich hier die schärfsten Waffen geholt, um den „unsittlichen Heiden Goethe" zu bekämpfen. Daß er der Unsittlichkeit habe das Wort reden wollen, ist eine gemeine Beschuldigung, der einzige dritte Akt widerlegt sie durch die darin enthaltenen Ideen auf das

ſchlagendſte. Aber Tugend als ſolche zu predigen, lag nicht in Goethes Abſicht, und iſt auch gar nicht die Aufgabe des Dramas. Dagegen gehört „Stella“ techniſch zu den beſten Stücken der neueren dramatiſchen Poeſie und weiſt auch in der Sprache gegen „Clavigo“ einen merklichen Fortſchritt auf.

Den Herbſt des Jahres 1775 verbrachte Goethe auf Ausflügen und ſuchte ſich auf mannigfache Art zu zerſtreuen. In Offenbach dichtete er zur Vermählung des Pfarrers Ludwig Ewald ein „Bundeslied“ (10. September 1775), in welchem mit den Worten:

„Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.“

auf eine baldige Veränderung angeſpielt wird. In zwei bemerkenswerten Liedern iſt noch an das Verhältnis mit Lili erinnert: „Herbſtgefühl“ und „Wonne der Wehmuth“. Sie haben etwas Bedeutendes an ſich. Das Erlebnis iſt zur Allgemeinheit erhoben, die eigene Liebe als ein Teil der ewigen, alles umfaſſenden Liebe dargeſtellt und ſo idealiſiert. Dadurch erhält ſeine Liebeslyrik den Charakter des Großen, Unermeßlichen und Unvergänglichen, wie es dann in Weimar ſo entſcheidend zur Geltung gelangte.

Unterdeſſen hatte Karl Auguſt, welcher am 3. September 1775 die Regierung angetreten und am 3. Oktober zu Darmſtadt ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Luiſe gefeiert, den Dichter nach Weimar eingeladen. Der

Kammerjunker v. Kalb ſollte ihn in ſeinem Wagen dahin bringen. Goethe ſchlug mit Freuden ein. Allein Kalb weilte in Karlsruhe und kam nicht; Goethe empfand den Umſtand läſtig, da er ſich in Frankfurt ſchon überall verabſchiedet hatte. Er mochte befürchten, daß am Ende aus der Reiſe nichts werden könnte. In ärgerlicher Stimmung fuhr er deshalb nach Heidelberg, um ſich nach dem Rate ſeines Vaters nach Italien zu begeben. Bei Mademoiſelle Delf traf ihn jedoch die Eſtaffete zur Rückkehr — und wenige Tage ſpäter rollte der Wagen nach Thüringen.

§ 5. Das erste Jahrzehnt in Weimar. — Zweite Schweizerreise. 1775—86.

Am Frühmorgen des 7. November 1775 traf Goethe in Weimar ein und stieg bei Herrn v. Kalb ab. Damit beginnt für ihn ein ganz neues Leben. In dichterischer Hinsicht ist die erste Zeit seines dortigen Aufenthaltes allerdings nur eine Fortsetzung des Frankfurter Schaffens, indem er seine begonnenen Dichtungen abschloß, oder ausfeilte und zum Drucke beförderte, bevor auch da eine neue Epoche begann. Zunächst mußte er sich jedoch bemühen, die veränderte Umgebung kennen zu lernen, später raubten ihm die Unterhaltungen und Beschäftigungen bei Hofe die kostbare Zeit, so daß viel Großes nicht entstehen konnte. Auf die erstaunliche Fruchtbarkeit der letzten drei Jahre mußte übrigens wohl eine Ruhepause folgen. Aus Frankfurt hatte er jene 20 Szenen des „Faust" mitgebracht, die in einer Abschrift des Hoffräuleins Luise von Göchhausen 1887 in Dresden von Erich Schmidt aufgefunden wurden und den sogenannten „Urfaust" bilden. Seinen Freunden war diese Dichtung, aus welcher er noch in Frankfurt und dann in Weimar vorlas, bekannt. Am 7. April 1776 schrieb Zimmermann an den Leipziger Buchhändler Reich, er möge Goethe den „Faust" herausheyen,

Kammerjunker v. Kalb ſollte ihn in ſeinem Wagen dahin bringen. Goethe ſchlug mit Freuden ein. Allein Kalb weilte in Karlsruhe und kam nicht; Goethe empfand den Umſtand läſtig, da er ſich in Frankfurt ſchon überall verabſchiedet hatte. Er mochte befürchten, daß am Ende aus der Reiſe nichts werden könnte. In ärgerlicher Stimmung fuhr er deshalb nach Heidelberg, um ſich nach dem Rate ſeines Vaters nach Italien zu begeben. Bei Mademoiſelle Delf traf ihn jedoch die Eſtaffete zur Rückkehr — und wenige Tage ſpäter rollte der Wagen nach Thüringen.

§ 5. Das erste Jahrzehnt in Weimar. — Zweite Schweizerreise. 1775—86.

Am Frühmorgen des 7. November 1775 traf Goethe in Weimar ein und stieg bei Herrn v. Kalb ab. Damit beginnt für ihn ein ganz neues Leben. In dichterischer Hinsicht ist die erste Zeit seines dortigen Aufenthaltes allerdings nur eine Fortsetzung des Frankfurter Schaffens, indem er seine begonnenen Dichtungen abschloß, oder ausfeilte und zum Drucke beförderte, bevor auch da eine neue Epoche begann. Zunächst mußte er sich jedoch bemühen, die veränderte Umgebung kennen zu lernen, später raubten ihm die Unterhaltungen und Beschäftigungen bei Hofe die kostbare Zeit, so daß viel Großes nicht entstehen konnte. Auf die erstaunliche Fruchtbarkeit der letzten drei Jahre mußte übrigens wohl eine Ruhepause folgen. Aus Frankfurt hatte er jene 20 Szenen des „Faust" mitgebracht, die in einer Abschrift des Hoffräuleins Luise von Göchhausen 1887 in Dresden von Erich Schmidt aufgefunden wurden und den sogenannten „Urfaust" bilden. Seinen Freunden war diese Dichtung, aus welcher er noch in Frankfurt und dann in Weimar vorlas, bekannt. Am 7. April 1776 schrieb Zimmermann an den Leipziger Buchhändler Reich, er möge Goethe den „Faust" herausherxen,

denn noch habe Deutschland kein solches Werk gesehen. In Weimar fand Goethe einen ausgezeichneten Empfang, wie er durch des Ankömmlings Eigenschaften und die dortigen Verhältnisse bedingt schien. Die Residenz war damals noch ein stilles, winkeliges Landstädtchen von etwa 6000 Einwohnern und lag abseits von der großen Heerstraße. Aber am Hofe herrschte bereits viel geistiges Leben. Wieland war eine berühmte Persönlichkeit und durch die Herausgabe des „Teutschen Merkur" in Verbindung mit den Größen der Litteratur. Der Kammerherr von Einsiedel und Baron von Seckendorf beschäftigten sich mit Poesie und Musik, Luise von Göchhausen, genannt Thusnelda, Charlotte von Stein und Charlotte von Kalb nahmen an Allem regen Anteil; nur Musäus hielt sich mehr abseits. Die schöngeistigen Bestrebungen hatten ihren Mittelpunkt am Hofe selbst in dem Kreise der trefflichen Herzogin-Mutter Anna Amalia. Am 24. Oktober 1739 geboren, war sie bereits nach zweijähriger Ehe seit 1758 Witwe und führte unter schwierigen Verhältnissen die Regentschaft. Die Vorliebe für geistige Bestrebungen hatte sie schon vom braunschweigischen Hofe mitgebracht, und nach dem siebenjährigen Kriege suchte sie ebenso die Wohlfahrt ihres Ländchens zu heben als für sich eine Unterhaltung zu gewinnen. Sie lockerte die unsinnige Hofetikette und führte einen natürlicheren Verkehr ein, zog bedeutende Männer an ihren Hof, zuerst Joh. K. Aug. Musäus, dann Wieland, und that viel für Musik und Theater. Als das Schauspielhaus am 6. Mai 1774 einem Brande zum Opfer gefallen

war, wurden namentlich musikalische Vorführungen und die Leseabende gepflegt. Die Herzogin besaß eine für die damalige Zeit seltene litterarische und musikalische Bildung[57]). Von ihren beiden Söhnen war Prinz Konstantin gut, aber verschlossen und ohne höhere Talente, starb auch schon 1793, dagegen ragte der ältere, der eben zur Regierung gelangte Herzog Karl August, durch Geist und Körper hervor. Er war wohlgestaltet, abgehärtet, einfach in der Lebensweise, offen und gerade im Verkehr, manchmal auch satirisch und derb, feurig, lebenslustig, rasch in der That und ungestüm, doch nicht unbesonnen. Er war kurzum ein tüchtiger, einsichtiger Mann und Herrscher, der das Edle liebte und achtete, aber aller Etikette und allem Zwange im Sinne der Zeit abhold war. Mit ihm schien der „Sturm und Drang" auf den Thron gestiegen zu sein. Goethe war der Mann nach seinem Herzen; wenn man behauptet, er habe diesen Geist nicht verstanden, so muß man hinzusetzen, daß der Herzog edel, treu und ohne Vorurteil gegen den Bürgerlichen sich gezeigt hat; die einzige Kränkung hat er ihm 1817 in einer Herrscherlaune angethan. Daß er Goethe und andere Männer von Bedeutung in Weimar zu halten wußte, ist schon ein unsterbliches Verdienst. Unter ihm erstand der thüringische Musenhof der mittelalterlichen Sänger wieder. Goethe wußte auch, was er an ihm besaß, und setzte ihm später besonders im 35. venetianischen Epigramm einen hochragenden Denkstein. Karl August hat in dem kleinen Herzogthum mit beschränkten Mitteln mehr für die Kunst und für die Wohlfahrt seines Landes gethan als mancher

große Fürst, welcher Maitressen hielt, adelige und geistlose Höflinge fütterte und durch die Jagd des Landmanns Feldung verwüstete, seine Unterthanen in die Kerker warf oder als Soldaten ans Ausland verkaufte. Wie edel und opferfreudig benahm sich Karl August nicht auch gegen Schiller, als dieser 1804 Aussicht nach Berlin hatte und dafür eine Erhöhung seines Gehaltes erzielen wollte! Mit Goethe stellte sich der Herzog alsbald auf freundschaftlichen Fuß; er bot ihm das trauliche „Du" an und änderte hierin auch später nichts, während Goethe förmlich wurde. Als dieser einmal Serenissimum um einen Urlaub nach Ilmenau mit amtlichem Gesuche anging, schrieb der wohlgelaunte Herzog als Erledigung auf den Rand: „Kneif ex!" Er räumte ihm alsbald das Häuschen des Sekretärs Bertuch ein, später ein geräumigeres Gebäude am Frauenplan; am 11. Juni 1776 ernannte er ihn zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Ministerrat, zum größten Entsetzen der Hofschranzen, namentlich des Ministers von Fritsch, welchen die Herzogin Amalia nur mit Mühe beschwichtigen konnte. Von diesem Zeitpunkt an war Goethe dauernd an Weimar gekettet. Weniger zugethan war ihm anfänglich die Herzogin Luise, welche in Goethe den Veranstalter der „wilden Wirtschaft" erblickte, später aber gewann er ihre gnädige Zuneigung. Luisens stilles, strenges Wesen gab manchmal Anlaß zu Konflikten und erklärt das Verhältnis des Herzogs zur Gräfin Werthern und später zur Frau von Heygendorf — entschuldigt es jedoch nicht. Jene ersten Jahre am Hofe

galten dem Lebensgenusse; Goethe hat sie in dem Gedichte „Die Lustigen von Weimar“ selbst abgeschildert. Klopstock sandte sogar ein Mahnschreiben, allein es wurde flott zurückgewiesen. Goethe galt als unübertrefflich und

Goethes Lili.

unersetzlich, alles war über ihn entzückt, sogar Wieland, dessen Stern doch durch den jüngeren Genossen erheblich verdunkelt wurde. Goethe war eben körperlich und geistig ein „singularer Mensch“; nach seinem Äußern glich er in der Jugend einem Apollo, im Alter einem Jupiter. W. Heinse

sagte 1774, Goethe sei vom Wirbel bis zur Sohle Genie und Kraft und Stärke. In Weimar hieß er ein Gott; noch 1806 schrieb Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen: „Es ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Äußern.“ Selbst im Alter wich die wohlwollende Majestät nicht von ihm, nur in der Haltung wurde sein früher elastischer Körper steifer; E. M. Arndt, der ihn 1815 im Kölner Dom sah, glaubte, die steife Haltung rühre davon her, daß Goethes Beine im Verhältnis zum Oberkörper etwas zu kurz gewesen seien. Er war übrigens schon in der Kindheit zur geraden Haltung gewöhnt worden. Von dem ersten Tage an standen ihm alle Häuser Weimars offen; die nächste Bekanntschaft machte er mit Wieland, dessen glückliche Häuslichkeit mit einer braven Frau und vier kleinen Mädchen ihn sehr ansprach, um so mehr als die Liebe zu Lili noch nicht aus seinem Herzen geschwunden war, wie „Jägers Abendlied“ bezeugt. Bald tauchte jedoch am Weimarer Himmel ein großes Liebesgestirn auf, die Frau von Stein. Als älteste Tochter des Hofmarschalls von Schardt 1742 geboren, lebte sie seit 1764 mit dem Oberstallmeister von Stein in einer nicht unglücklichen, aber etwas öden Ehe und war bereits Mutter von sieben Kindern, als sie Goethe kennen lernte. Schön konnte sie nach Schillers Urteil nie gewesen sein, aber ihre Erscheinung besaß etwas Graziöses, ungemein Einnehmendes. Schlank und zierlich gewachsen in vollem Ebenmaß aller Körperteile, nach einem gleichzeitigen Stiche vollhaarig, mit einem Gesichte von

faſt griechiſchem Schnitte, kleinem Munde, um den ein Zug veredelter Sinnlichkeit ſpielte, und dunklem, aber gewinnenden und offenen Auge. Dem Körper entſprach die

Charlotte von Stein

Seele. Charlotte hatte ein zartbeſaitetes Gemüt mit dem lebhafteſten Bedürfniſſe für geiſtige Anregung und ſteten Gedankenaustauſch, war ſelbſt dichteriſch veranlagt und beſaß ein

tiefes Verständnis für Musik und Poesie. Für alles, was Menschenherzen berührt, empfand sie eine edle, lebhafte Teilnahme. Sie kam darum den Huldigungen des Dichters freudig entgegen und zog ihn rasch in ihren Bannkreis. Bald hielt sie ihn enger, bald loser, bald riß sie ihn mit Zaubergewalt in ihre Nähe, bald verbat sie sich seine Zärtlichkeiten und stellte seinem Ungestüm ihre Frauenwürde als Damm entgegen. Goethe nannte sie sein liebstes Geschöpf, seine Beichtigerin, seinen Engel, sein Gold, die Einzige, den Talisman seines Lebens. In seinen im Goethe-Archive erhaltenen Tagebüchern gilt ihr das Sonnenzeichen ☉, in seiner Lyrik heißt sie meist die liebe Lida. Von 1776—1826 laufen seine Briefe und Billets an die seltene Frau, voll Hingabe und Leidenschaft in den ersten elf Jahren, ausführlich während der italienischen Reise, worauf der Bruch eintritt; als sie 1793 Witwe geworden, nahm Goethe den Briefwechsel im Gesellschaftstone wieder auf. Diese Briefe, Zettelchen und vertraulichen Billets sind wichtig; sie wurden zuerst von A. Schöll, dann von W. Fielitz herausgegeben, nunmehr bringt sie die große Weimarer Ausgabe, während die Originale von den Erben der Frau von Stein jüngst um 140 000 Reichsmark zum Verkaufe ausgeboten wurden. Frau von Stein hat ihre Briefe an Goethe zurückgefordert und vernichtet. Aus seinen Briefen aus Italien an Lida hat Goethe großenteils die Beschreibung der italienischen Reise geschnitten.

Das Verhältnis Goethes zu Frau von Stein ist, trotz aller Leidenschaftlichkeit von des Dichters Seite, doch ein echter

Seelenbund gewesen, begründet auf wahrem Vertrauen und treuherziger Offenheit. Charlotte hat durch kluges Maß und eigene Beherrschung die volle Gewalt über Goethes Herz erlangt. Wurde er ungestüm, so wehrte sie ihm und wies ihn in die richtigen Schranken, klagte er über des Herzens glühenden Brand, so beschwichtigte sie ihn, wollte er verzweifeln, so rief sie ihm seine poetische Bestimmung ins Gedächtnis. Seinem Drängen nach Scheidung von ihrem Gemahl, der so harmlos war, selbst Billets zwischen den Liebenden hin und herzutragen, wiederstand sie, aber sie wollte mit Goethe nicht brechen und hielt ihn in ihren Banden, weil sie ohne ihn der geistigen Verödung anheimzufallen fürchtete. Nach und nach übte sie im Gefühle ihrer schon welkenden „Schönheit" und Jugend immer mehr eine geistige Herrschaft aus, die für den Dichter von reinigendem, wohlthätigem Einflusse war. In der Heilung des Orest liegt Goethes symbolisches Bekenntnis von diesem Einflusse Charlottens verborgen, wie überhaupt sowohl in der „Iphigenie" als auch im „Tasso" noch besonders ihre Wahrheitsliebe verherrlicht ist. Seiner Seelenwanderungstheorie gemäß nennt er sie häufig mit verwandtschaftlichen Namen, da sie beide wegen ihrer Seelenähnlichkeit wohl einmal Geschwister oder Mann und Frau gewesen sein könnten. Frau v. Stein war das einzige Wesen, dem sich Goethe ganz mitteilen konnte, von dem er sich auch ganz verstanden wußte. Daß sich auch irdische Liebe in den Seelenbund schlich, liegt in der zwiefachen Natur des Menschen begründet. In der ersten Zeit hatte die Liebe zur Frau

eines andern etwas Beunruhigendes; Goethe dachte an Flucht, aber im nächsten Augenblicke wiederrief er sich selbst, denn er konnte sich nicht losmachen. Als er im Dezember 1775 in den Waldgegenden um Jena herumstreifte, dichtete er vielleicht das erwähnte Jägerlied noch in der Erinnerung an Lili, aber bald bemächtigte sich seines ganzen Gefühles die Frau von Stein, die er nirgends mehr missen wollte. War sie ferne, trauerte er um sie, war er ihr nahe, so fühlte er sich neben allem Glück oft hoffnungslos. Das Spiel des Lebens schien ihm ohne Zweck zu sein, und manchmal drängte sich deshalb in sein Herz die tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Die „Lilalieder" zeugen davon. Am 12. Februar 1776 entstand in solcher Stimmung am Hange des Ettersbergs „Wanderers Nachtlied", welches er an Frau von Stein richtete:

„Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen[58]) stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm', ach, komm' in meine Brust!"

Das Persönliche ist hier so zum Allgemeinen erhoben, daß es keiner breiten Voraussetzung bedarf. Über dem Wanderer ist es Nacht geworden, der geschäftige Tag schweigt, die Gegenstände der Natur entschwinden; dafür öffnet sich sein Herz in voller Sehnsucht nach dem Frieden in des Lebens Noth und Drang. Der Dichter ruft den Frieden vom Himmel herab in seine Brust, die von Leidenschaft

durchwühlt und umgetrieben ist. Das Gedicht klingt wie ein Stoßgebet und hatte ursprünglich auch eine diesbezügliche Aufschrift. In dem Gedankengange sind nur die wesentlichsten Punkte berührt, die trochäischen Verse, der Gedankenabsprung nach dem 4. und die große Taktpause im 7. Verse erhöhen den Ernst der subjektiven Empfindung. Das Lied zählt zu den herrlichsten Schöpfungen Goethes in der neuen Stilart seiner Lyrik, die nach der Rückkehr von Straßburg begann und in Weimar zur Vollendung gelangte. Es ist ganz Goethe: klar und einfach in Conception und Sprache, tief in der Empfindung. Im Gebirge bei Ilmenau dichtete er dann am 6. Mai 1776 „Rastlose Liebe"; es hat zum Grundgedanken Glück und Qual in der Liebe zu Charlotte und endigt mit der Pointe:

„Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh',
Liebe, bist Du!"

Der wunderbare Rhythmus des Liedes brachte den Komponisten Franz Schubert in Ekstase und ließ ihm keine Ruhe, bis er es in Musik gesetzt hatte.

Auf einer Reise nach Leipzig beschäftigte er sich mit „Hans Sachsens poetischer Sendung", während des Aufenthalts im Thüringerwalde entstand am 3. August 1776 zu Ilmenau das Gedicht „Einschränkung", welches er mit der Aufschrift „Dem Schicksal" an Lavater schickte. Es drückt seine Lebenshoffnung aus und läßt in dem „holden Zauberband" sein Verhältnis zu Frau v. Stein deutlich durchblicken. Dieses muß sich in der nächsten Zeit gesteigert und ihm vorübergehend die Aussicht geboten haben, trotz aller

Stürme den Hafen der Wünsche zu erreichen. Dafür läßt sich das allegorische Gedicht „Seefahrt" vom 11. September 1776 anführen, in welchem er in prächtigen serbischen Trochäen sein eigenes Leben mit einer Schiffahrt vergleicht und der Absage an Klopstock poetische Gestalt verleiht, indem er schließlich die Versicherung beifügt: „Doch er stehet männlich an dem Steuer". Noch deutlicher spricht die Ode „An den Geist des Johannes Secundus", welche an den holländischen Neulateiner Jan Everard anschließt, dem auch das sinnliche Motiv vom Mädchen, das dem Liebsten in die Lippen gebissen, frei entnommen ist[59]). Später wurden die Beziehungen zu Secundus gestrichen und das Gedicht mit der Aufschrift „Liebebedürfnis" in die Werke aufgenommen. In ursprünglicher Form erhielt es Frau v. Stein am 2. November 1776. Die heitere Sinnlichkeit des Secundus, in antiker Form gegeben, zog Goethe zum Studium der Werke desselben an; mit feinem Gefühle erkannte er, daß es bei diesen Neulateinern auf die nationale Verschiedenheit der Auffassung ankomme, und durch das Medium dieses germanischen Poeten ließ er dann noch seine „Römischen Elegien" gehen. In das Jahr 1776 gehören ferner das Monodrama „Proserpina", welches selbständig und daher nicht in den „Triumph der Empfindsamkeit" zu verschachteln ist, und das in 3 Tagen „hingewühlte" Schauspiel „Die Geschwister", in welchem er mit seiner Meisterschaft den Widerstreit der Gefühle zwischen Wilhelm und Marianne darstellte und ein Bild seiner damaligen Gemütslage entwarf — eine harmlose

Wertherei. Im Wilhelm zeichnete er sich selbst, die Besänftigerin wird wohl Frau v. Stein sein müssen. Der hübsche Einakter wurde bereits am 21. November 1776 auf dem Weimarer Liebhabertheater gegeben; Goethe spielte den Kaufmann (Wilhelm), der Dichter Kotzebue den Briefträger, und dessen Schwester Amalie die Marianne. Um jene Zeit spielte sich in Weimar eine klägliche Szene mit dem Dichter Lenz ab. Derselbe hatte Ende März 1776, von Schulden gedrängt, Straßburg verlassen, wo er sich mit seinen närrischen „Selbstunterhaltungen", die nach Lavaters Art konstruirt erscheinen, an Cornelia Schlosser herangewagt, zu Kleophe Fibich und Henriette v. Waldner in eingebildeten Beziehungen gestanden, und kam im April nach Weimar. Die Bekanntschaft mit Goethe, der bei seiner Ankunft eben in Leipzig weilte, um Korona Schröter für Weimar zu gewinnen, und dem Lenz dann bei der Rückkunft gleich jene tagebuchartigen Bekenntnisse „Der Poet" anvertraute, verschaffte ihm einen freundlichen Empfang. Im Herbste verweilte er bei Frau v. Stein, die damals mit Goethe schmollte, in Kochberg. Als sich das Verhältnis zwischen diesen beiden wieder besserte, schwatzte Lenz allerlei Zeug darüber in Weimar, muthete auch Herders Frau eine „Unschicklichkeit" zu und wurde deshalb sehr lästig; endlich soll er in tollem Übermut ein Spottgedicht auf die Herzogin Amalia gemacht haben, welches ihm das Genick brach. Goethe empfand wenig Vergnügen an dem Jugendgenossen, der sich als „hundischen Anbeter" seiner Schwester gab und in Weimar und Kochberg wieder seiner „Lida" zu

Stürme den Hafen der Wünsche zu erreichen. Dafür läßt sich das allegorische Gedicht „Seefahrt" vom 11. September 1776 anführen, in welchem er in prächtigen serbischen Trochäen sein eigenes Leben mit einer Schiffahrt vergleicht und der Absage an Klopstock poetische Gestalt verleiht, indem er schließlich die Versicherung beifügt: „Doch er stehet männlich an dem Steuer". Noch deutlicher spricht die Ode „An den Geist des Johannes Secundus", welche an den holländischen Neulateiner Jan Everard anschließt, dem auch das sinnliche Motiv vom Mädchen, das dem Liebsten in die Lippen gebissen, frei entnommen ist[59]). Später wurden die Beziehungen zu Secundus gestrichen und das Gedicht mit der Aufschrift „Liebebedürfnis" in die Werke aufgenommen. In ursprünglicher Form erhielt es Frau v. Stein am 2. November 1776. Die heitere Sinnlichkeit des Secundus, in antiker Form gegeben, zog Goethe zum Studium der Werke desselben an; mit feinem Gefühle erkannte er, daß es bei diesen Neulateinern auf die nationale Verschiedenheit der Auffassung ankomme, und durch das Medium dieses germanischen Poeten ließ er dann noch seine „Römischen Elegien" gehen. In das Jahr 1776 gehören ferner das Monodrama „Proserpina", welches selbständig und daher nicht in den „Triumph der Empfindsamkeit" zu verschachteln ist, und das in 3 Tagen „hingewühlte" Schauspiel „Die Geschwister", in welchem er mit seiner Meisterschaft den Widerstreit der Gefühle zwischen Wilhelm und Marianne darstellte und ein Bild seiner damaligen Gemütslage entwarf — eine harmlose

Wertherei. Im Wilhelm zeichnete er sich selbst, die Besänftigerin wird wohl Frau v. Stein sein müssen. Der hübsche Einakter wurde bereits am 21. November 1776 auf dem Weimarer Liebhabertheater gegeben; Goethe spielte den Kaufmann (Wilhelm), der Dichter Kotzebue den Briefträger, und dessen Schwester Amalie die Marianne. Um jene Zeit spielte sich in Weimar eine klägliche Szene mit dem Dichter Lenz ab. Derselbe hatte Ende März 1776, von Schulden gedrängt, Straßburg verlassen, wo er sich mit seinen närrischen „Selbstunterhaltungen", die nach Lavaters Art konstruirt erscheinen, an Cornelia Schlosser herangewagt, zu Kleophe Fibich und Henriette v. Waldner in eingebildeten Beziehungen gestanden, und kam im April nach Weimar. Die Bekanntschaft mit Goethe, der bei seiner Ankunft eben in Leipzig weilte, um Korona Schröter für Weimar zu gewinnen, und dem Lenz dann bei der Rückkunft gleich jene tagebuchartigen Bekenntnisse „Der Poet" anvertraute, verschaffte ihm einen freundlichen Empfang. Im Herbste verweilte er bei Frau v. Stein, die damals mit Goethe schmollte, in Kochberg. Als sich das Verhältnis zwischen diesen beiden wieder besserte, schwatzte Lenz allerlei Zeug darüber in Weimar, muthete auch Herders Frau eine „Unschicklichkeit" zu und wurde deshalb sehr lästig; endlich soll er in tollem Übermut ein Spottgedicht auf die Herzogin Amalia gemacht haben, welches ihm das Genick brach. Goethe empfand wenig Vergnügen an dem Jugendgenossen, der sich als „hundischen Anbeter" seiner Schwester gab und in Weimar und Kochberg wieder seiner „Lida" zu

nahe trat. Ende November wurde er aus Weimar verwiesen, wobei Goethe die Rolle des Antonio im „Tasso“ gespielt haben soll[60]). Mehr erfreute ihn der Besuch Klingers. Doch fand er auch nicht viel Zeit, sich mit ihm abzugeben, und zuletzt setzte es, vermutlich durch den schweizerischen „Gottsucher“ Christoph Kaufmann veranlaßt, einen Zwist, der mit Klingers Abzug endigte. Von großer Wichtigkeit war es, daß Goethe beim Herzog die Berufung Herders als Generalsuperintendenten nach Weimar durchsetzte. Am 1. Oktober 1776 trat dieser sein Amt an. Goethe und Herder erfreuten sich übrigens der ganz besonderen Fürsprache des geistlichen Statthalters Karl v. Dalberg in Erfurt beim Herzoge Karl August[61]). Ende Dezember ging Goethe an das Festspiel „Lila“, ein Schauspiel mit Gesang, in welchem Beziehungen des Hofes dargestellt wurden; der Dichter war dabei bestrebt, ein besseres Einvernehmen des herzoglichen Paares zu vermitteln. Der gemütskranke Baron Sternthal wird durch Anregung zur Zerstreuung geheilt; später wurde dies an Lila, der Gemahlin Sternthals, mit deutlicherer Absicht auf die Herzogin Luise dargestellt. In das Stück verwob Goethe das Gedicht „Feiger Gedanken bängliches Schwanken“, worin nach antikem Muster der Satz verfochten ist, daß nur unbeugsame Kraft der Götter Hilfe herbeirufe. Es gefiel bei der Aufführung in Weimar lebhaft (1777). Goethes Hofstücke erinnern uns an die allegorisch-lyrischen Maskenspiele am Hofe der englischen Stuarts, nur waren sie keine Schmeicheleien, wie jene, sondern trugen oft mit großem Freimute

Wahrheit und Zurechtweisung vor. Einem anderen Zwecke galt die tolle dramatische Grille „Die geflickte Braut", bekannter unter der späteren Bezeichnung „Der Triumph der Empfindsamkeit", worin sich Goethe eigentlich in wenig geschmackvoller Weise selbst parodierte. Der in die Gemahlin des Königs verliebte Prinz Oronaro bringt den ganzen Apparat der Empfindsamkeit mit: nachgemachte Natur mit Wald, Quellen, Vogelgesang und Mondschein, endlich eine Puppe, welche sich in einer Laube befindet und der Geliebten genau nachgebildet ist. Die Hofdamen öffnen die Puppe und finden darin einen leinenen Sack mit lauter empfindsamen Romanen: Siegwart, die neue Heloise und Werthers Leiden. Die Puppe wird geflickt. die Königin setzt sich an ihre Stelle, aber Oronaro fühlt sich nicht von ihr, sondern von der Nachbildung, der geflickten Braut, angezogen. Hier ist die Wielandfarce weit überboten, die Schnurre wird jedoch durch den antiken Aufputz und flotte Behandlung veredelt. In die vier letzten Monate des Jahres 1777 fällt das Entstehen der Komödie, am 30. Januar 1778 wurde sie zum höchlichen Entzücken der Hofkreise aufgeführt. Ein trauriges Vorspiel war es nur, daß sich vierzehn Tage früher ein wirklich empfindsames Frauenzimmer, Christel von Laßberg, die hätte mitspielen sollen, wegen unglücklicher Liebe, angeblich den „Werther" in der Tasche, in die Ilm gestürzt hatte. Goethes Dichtungen aus der Weimarer Zeit bieten namentlich biographischen Reiz, wie denn überhaupt seine Poesie nur aus seinem Leben zu erklären ist Im Übrigen vollendete er 1777

nichts von Bedeutung, doch arbeitete er an einem „Prinzen Radegiki“, zu welchem sich im Goethe-Archive Einiges vorfand, an „Egmont“ und begann den großen Lebensroman „Wilhelm Meister“. In die Zeit seiner Beschäftigung mit dem „Triumph der Empfindsamkeit“ fällt die Harzreise vom 29. November bis 15. Dezember 1777. Zweck derselben war, in Ilmenau Studien zur Wiederaufnahme des halbverfallenen Bergwerkes zu machen und bei dieser Gelegenheit auch einen gemütskranken Mann namens Plessing zu besuchen, der dringend sein begehrt hatte. Bei ungastlichem Wetter ritt Goethe nordwärts, fand sich am 3. Dezember bei dem armen Plessing zu Wernigerode am Harz ein, etliche Tage später in den Hüttenwerken an der Ocker, dann in Klausthal und am 10. Dezember mittags auf dem Brocken. In seiner eigenen Erklärung des Gedichtes „Harzreise im Winter“ nimmt Goethe auf die ihn begleitenden Umstände des abenteuerlichen Ausflugs Bezug, der vielleicht auf die Walpurgisnachtszene im „Faust“ von großem Einflusse war. Am 15. Dezember traf er in Eisenach wieder mit dem Herzog zusammen, der dortselbst jagte.

In das beginnende Frühjahr 1778 fällt das lyrische Gedicht „An den Mond“, welches in der ersten Gestalt eine Beziehung auf den Selbstmord der Christel (v. Laßberg) aufwies, der den Dichter trotz der dürren Tagebuchnotizen mächtig ergriffen haben muß. Später wurde das Besondere zurückgedrängt und dem Gedichte dadurch mehr der Stempel des allgemein Menschlichen aufgedrückt. Diese selbstbessernde

Herzogin Anna Amalie.

Methode Goethes tritt immer deutlicher hervor. Das tief empfundene Naturbild „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz“ löst seine Seele und lindert seinen Schmerz in traulicher Einsamkeit. Frau v. Stein liebte dieses Gedicht am meisten; es wurde für sie zu einem prophetischen Liede, denn es enthielt den Vergleich der flüchtigen Treue mit dem verrauschenden Flusse. Die Farbe des Gedichtes ist

Sanssouci bei Potsdam.

übrigens anakreontisch und bietet ältere Motive, die noch an die Leipziger Zeit erinnern. Inzwischen mußte Goethe den Herzog in politischen Angelegenheiten nach Berlin begleiten; es betraf den bayerischen Erbfolgestreit. Die Reise ging über Dessau und Wörlitz, wo Behrisch besucht wurde, dorthin. Am Hofe des großen Fritz gefiel es Goethe nicht sonderlich; er bemerkte zerrissene Vorhänge und Tapeten und hörte des Königs „eigene Lumpenhunde über ihn raisonieren“. Friedrichs Urteil über den „Götz“ hatte

Goethe noch nicht vergessen. In Berlin besuchte er Chodowiecki und die Karschin. Herabgestimmt verließ er am 21. Mai Potsdam und den „Philosophen von Sanssouci", der eben zum Kriege rüstete, ging mit dem Herzog wieder nach Dessau, wo er Basedow sah, und dann nach Weimar zurück. Im Sommer brach zwischen Österreich und Preußen der sogenannte „Kartoffelkrieg" aus, der im folgenden Frühling durch den Frieden von Teschen ein vernünftiges Ende fand. Goethe vollendete im März 1779, unbekümmert um die Politik seine „Iphigenie" in Prosa; am 6. April wurde sie gespielt. Es war die beste Probe seines poetischen Könnens und gleichzeitig der reichste Niederschlag aus seinen klassischen Studien der letzten acht Jahre. Eine prächtige Darstellung dieses Schauspieles fand am 12. Juli in Gegenwart des Kriegsrats Merck in Ettersburg statt. Goethe spielte den Orest, der Herzog den Pylades und die durch Goethe nach Weimar gebrachte Schauspielerin Korona Schröter die Titelrolle. Goethe und Korona rissen durch Spiel und körperliche Schönheit zur Begeisterung hin. Das Drama erhielt aber erst in Italien seine klassische Gestalt. Die zahlreichen dramatischen Vorführungen in Weimar und in Ettersburg verursachten Goethe viel Mühe und raubten ihm oft die kostbarste Zeit, allein er nahm sich stets mit Eifer und Ernst der Sache an, verteilte die Rollen und leitete die Proben. Durch die häufige Teilnahme der Fürstlichkeiten an den Spielen wurde auf der Bühne ein Ausgleich der Stände vollzogen, wie er sonst nirgends Platz griff. Für den Dichter gab es aber auch

sonst zu thun genug. Er war Minister, leitete eine Zeit lang sogar die Verwaltung der Finanzen, stand an der Spitze der Wegbaukommission, kümmerte sich um die Anlagen in der Umgebung der kleinen Residenz, um die Bergwerke und mußte sogar Rekruten ausheben. Die „Menschenklauberei" verdroß ihn am meisten, er war in Gesellschaften häufig wortkarg und ernst und vielleicht schon 1778 gewillt, seine Entlassung zu nehmen. Wieland schrieb zu dieser Vielbeschäftigung Goethes: „Goethe ist das Faktotum und trägt die Sünden der Welt." Von allen Seiten war er in Anspruch genommen. Im Juli 1779 mußte er sich für die Herzogin von Württemberg von G. O. May in Öl malen lassen, während ihm Wieland aus dem „Oberon" vorlas. Das Bild ziert das Titelblatt dieses Buches; ein neu entdecktes Goethebild möge hingegen hier seinen Platz finden[62]). Es war kein Wunder, daß in jenen Jahren von „Iphigenie" abgesehen nichts Großes entstand. Der Herzog wollte ihn stets um sich haben, bei Staatsgeschäften ebenso wie auf der Sauhatz. Er fand ohne ihn die Gesellschaft und das Hofleben tödtlich „ennuyant". Am 6. September 1779 ernannte er den Freund zum wirklichen Geheimrate und erregte damit noch mehr die stille Wut der Neider. Eine Abwechslung und Zerstreuung war für beide nötig. Da schlug Goethe, der noch eine edlere Absicht im Schilde führte, eine Reise in die helvetischen Berge vor. Der Herzog war einverstanden; von dem Plane erfuhr niemand etwas Bestimmtes. — Zuvor gab Goethe noch seine reizende Ballade „Der Fischer" in Druck, in welcher so wunder-

bar der dämonische Einfluß des Elements auf den einfältigen Fischer dargestellt und Empfindung und Sprache in eins verfließen; wir wiegen uns auf den Tonwellen der Worte, die in ihrer Vokalisierung das Rauschen des Wassers uns vernehmen lassen, sagt Carrière. Den äußern Anstoß zu dieser Dichtung könnte gleichfalls der Selbstmord des Fräuleins von Laßberg gegeben haben.

Die zweite Schweizerreise hat einen andern Charakter als die erste; nicht mehr sich wie ein spät entwöhnter Knabe ungeberdig an den Busen der Mutter Natur zu werfen, wie vor 4 Jahren, war der Zweck, sondern innere und äußere Sammlung zu gewinnen nach den tollen ersten Weimarer Jahren und seinen fürstlichen Freund für den Ernst seiner Herrscheraufgabe zu erziehen. „Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung unserer geselligen Irrfahrt ließen wenig Produktivität aufkommen", sagt Goethe in den „Tag- und Jahresheften"; allein der Gewinn war dennoch ein bedeutender. Der Dichter schaut die Gegenstände mit dem Auge des Naturforschers und schildert in den „Briefen aus der Schweiz (Zweite Abteilung)" objektiv und mit anschaulicher Pracht die Fahrt von Münster an der Birs auf den St. Gotthard; der ganze Reiz der poetischen Prosa tritt hervor, während der Inhalt überall das zielbewußte Abwägen seiner Kräfte der Natur gegenüber darstellt. Von der Reise erhielt nur Frau v. Stein eine Andeutung, sonst wußte niemand, wohin es gehe. Der edle Herzog fügte sich mit Liebe, gutem Willen und Vertrauen den Absichten Goethes. Am

12. September 1779 zogen sie von Ettersburg weg nach Erfurt, Gotha, wo ihnen Gotter Gesellschaft leistete, und Eisenach. In des Herzogs Begleitung reiste der „schöne" Oberforstmeister von Wedel, der da und dort galante Abenteuer bestand und nicht wenig zur Heiterkeit der kleinen Gesellschaft beitrug. In Kassel wurde die Gemäldegallerie besichtigt und der Weltumsegler Georg Forster empfangen, dann ging es nach Frankfurt zum Besuche der Eltern Goethes, die sich darüber vor Freude kaum zu fassen wußten, wie Frau Aja am 24. September 1779 in übersprudelnder Glückseligkeit an die Herzogin Anna Amalia berichtete; sie fand ihren „Häschelhanß" auch sehr zu seinem Vorteil geändert. Am 22. September ging es der Bergstraße zu; Merck, der sich diesmal „so ziemlich gut" aufgeführt hatte, begleitete die Reisenden bis Eberstadt zu Pferde. Am 24. besichtigten sie in Speier den Dom und die Gemäldesammlung des Domherrn v. Beroldingen und fuhren dann bei herrlichem Mondenscheine, da sie ihre Reitpferde vorausgeschickt, im Wagen nach Rheinzabern. Selz an der Sauer, eine glückliche Gegend, zeigte seine volle Herbstpracht und reichen Fruchtbestand und gab Goethe ein langentbehrtes Behagen. Während die übrigen Herren auf Straßburg zogen, ritt er selbst auf einem Seitenwege nach Sesenheim, um die Familie Brion zu besuchen, was er jetzt mit viel freierem Bewußtsein thun konnte, als es vor 4 Jahren möglich gewesen wäre. Er fand Friedrike nach einer Notiz in den „Biographischen Einzelheiten" wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selb-

ständig. Das Gespräch drehte sich vorzüglich um den unglücklichen Lenz, welcher nach der Kochberger „Eselei“ ziellos herumirrend, dem Wahnsinn verfallen und im Juli 1779 endlich von seinem Bruder nach Riga geschafft worden war. Am 24. Mai 1792 früh fand man ihn, in einen zerrissenen Mantel gehüllt, todt in einer Gasse zu Moskau — das schreiendste Gegenstück zu Goethe. Friedrikens Liebe hatte sich in den 8 Jahren seit der Trennung von Goethe in Freundschaft aufgelöst; sie führte den einstigen Geliebten in die Laube im Hollunderbusch des Pfarrhofgartens und an andere Plätzchen süßer Erinnerung, vermied es jedoch in echt weiblicher Zartheit, ihm einen Vorwurf zu machen, oder auch nur in die Saiten alter Empfindungen zu greifen. Den andern Tag nahm er herzlichen Abschied, so daß er nun auch wieder mit Zufriedenheit an dieses Eckchen der Welt hindenken und mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in Frieden leben konnte. Er sah Friedrike nicht wieder; sie verschloß ihre Gefühle im Herzen und starb unvermält bei ihrem Enkel Pfarrer Marx in Meissenheim bei Lahr in Baden am 3. April 1813. Auf ihrem Grabsteine stehen die schönen Verse von Ludwig Eckardt:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Am 26. September gelangte Goethe mit seiner Reisegesellschaft nach Straßburg, wo er Lili Türckheim als junge Mutter in glücklichem Wohlstande traf. Daran empfand er wahre Herzensfreude, wie er denn überhaupt „in dem Gefühl von durchgehendem, reinem Wohlwollen eine echt

ätherische Wohllust" genoß. Von da rief ihn die treue Erinnerung an das Grab seiner Schwester in Emmendingen. Kornelia war am 8. Juni 1777 verstorben, an ihre Stelle trat ihre Freundin Johanna Fahlmer, das „Täntgen", als Schlossers Frau. In dem wohlbekannten, von Freunden bewohnten Hause war es ihm wie vor einer Tafel, worauf einst eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht war. Von Sehnsucht getrieben, eilte er mit den Reisegenossen der Schweiz zu. In Basel wurden die vorhandenen Kunstsammlungen besichtigt. Am 3. Oktober ging es an der Birs aufwärts durch das Münsterthal nach Biel, von wo aus der Petersinsel ein Besuch gemacht wurde, die durch Rousseaus Aufenthalt berühmt geworden. Dann gelangten die Reisenden nach Bern, das ihnen lebhaft zusagte, und am 9. Oktober nach Thun im Oberlande. Ein Schiffer namens Peter Kocher führte sie über den See und geleitete sie auch in die Gebirgswelt, zunächst nach Lauterbrunnen im Lütschinenthal. Hier vernahm Goethe vor dem prächtigen Schleierfall den „Gesang der Geister über den Wassern", den er am 14. Oktober fixierte und an Frau von Stein sandte. In dem Staubbache sieht der Dichter ein Bild des menschlichen Lebens, in dem von Winden bewegten Wasser ein Gleichnis für die Menschenseele:

„Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,

Wallt er verschleiernd,
Leis rauschend,
Zur Tiefe nieder. —
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund. —
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne."

In der Form geben die ersten zehn Verse in reizender Lautmalerei die erhabene Schönheit des Staubbachfalles bei Lauterbrunnen wieder.

Die Reisenden stiegen sodann hinüber nach Grindelwald und ins obere Aarthal, das bekannte Haslithal, machten gefährliche Stiege und kehrten dann über den Brienzersee und Unterlaken (Interlaken) am 14. Oktober nach Thun zurück. Über die Wanderung im Berner Oberlande schrieb Goethe nun an Charlotte von Stein: „Kein Gedanke, keine Beschreibung, noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände, und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten". Am 15. waren die Herren wieder in dem „wohlhabenden, reinlichen" Bern, wo Goethe verschiedene Kunstsammlungen besichtigte; einige gute Sachen kamen auch daraus nach Weimar. Zwei kleine Ausflüge, darunter einen zu dem Wasserdoktor Michael Schuppach im Emmenthale, dessen Goethe noch in den Unterhaltungen mit dem Kanzler von

Müller gedenkt, abgerechnet, thaten sich die Reisenden ausschließlich in Bern um, welches sie am 20. Oktober verließen, um nach Lausanne zu gelangen. Hier entzückte Goethen Madame v. Branconi, die schöne, freie, in Lavaters

Staubbach bei Lauterbrunnen.

Gottähnlichkeit gebadete Geliebte des Herzogs Karl von Braunschweig, des Bruders der Herzogin Anna Amalia. Einige Züge von ihr mögen immerhin an der hübschen Lydie in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" haften geblieben sein, obgleich dafür kein Beweis vorliegt. Goethe meinte,

von dieser „Sirene“ sei das zu sagen, was Ulysses von den Felsen der Scylla erzählt, daß an ihr kein Vogel mit unverletzten Flügeln vorbeistreiche. Von Lausanne ging es am Jura hin und unter beständiger Bewunderung der Eisgebirge, an die sich die lebhaftesten Empfindungen für Rousseau schlossen, nach Genf. Auch hier nahm Goethe überall der Besten wahr; so besuchte er den Naturforscher Bonnet, G. Chr. Tobler und andere berühmte Männer. Dann wurde der kühne Plan entworfen, die savoyische Gletscherwelt zu besuchen, nach welcher sich besonders auch der Herzog sehnte. Man nannte das Unternehmen ein fatales Wagnis; da wurde Saussure um Auskunft angegangen, die günstig ausfiel. Am 3. November brach daher Goethe mit dem Herzog nach Chamounix auf. Durch das Thal der Arve fuhren sie nach Cluse, gingen dann bei herrlichem Wetter nach Balme und gelangten am 4. November ans Ziel. Auf dem Wege beobachtete Goethe die Wolkenbildung, welche in späterer Zeit seine naturgeschichtlichen Studien eingehend beschäftigte. Es schien ihm, als wenn „die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft wie eine Schaumwolle durch die Atmosphäre gekämmt würden“. Nach Ersteigung des Mer de glace kehrten sie um, stiegen den andern Tag, am 6. November, über den Col de Balme nach Martigny hinüber. „Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streif-

weis ins Thal bringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde." Dann ging es an die Rhone und diesen Fluß aufwärts nach Siders; die Wasser waren ausgetreten und hatten die Brücken weggerissen, die Walliser Kröpfe verdarben Goethes Humor, der aber im Leukerbad doch soweit gebessert war, daß er eine Szene des Egmont ausarbeiten konnte. Hierauf ritt er mit dem Herzog nach Brieg, zog über Münster unter „Hoffnung und Vertrauen" zur Furka, von dort nach Realp und über das freundliche Hospenthal wieder zum St. Gotthard, dessen Gipfel er am 13. November glücklich erreichte. Es war kalt; nach dem gelobten Lande Italien niederzusteigen, empfand Goethe auch jetzt keine Lust, obwohl er die feste Hoffnung ausspricht, nicht zu sterben, bevor er es gesehen. Die Beschreibung der zentralen Lage des St. Gotthard, welche die zweite Abteilung der Schweizerbriefe schließt, hat Schiller das Motiv zum „Berglied" geliefert. Vom Gotthard weg zogen die Reisenden durch das Reußthal auf demselben Wege, den Goethe 1775 gemacht, nach Zürich, wo sie nach einem kurzen Besuche in Schwyz und Luzern am 20. November einlangten. Die Sehnsucht, Lavater wiederzusehen und ihn dem Herzog näher zu wissen, hatte Goethe hierher getrieben, allein Karl August fand an der Häuslichkeit Lavaters nicht jenen Geschmack, wie Goethe gewünscht, und dieser selbst wandte sich allmählich von dem sonderbaren Schwärmer ab. Nächst Bäbe Schultheß wurden Bodmer, Salomon Geßner und andere Persönlichkeiten besucht, ohne daß es gelungen wäre, Bodmers Mißgunst gegen Goethe und seine Werke

zu beheben. Des armen Musikers Philipp Chr. Kayser nahm sich Goethe mit großem Eifer an; um ihn zu beschäftigen, begann er vielleicht noch in Zürich das Singspiel „Jery und Bätely", zu welchem er die Örtlichkeit und den Vorwurf aus der schweizerischen Gebirgswelt nahm. Der unbedeutende Stoff in seiner dünnen, fast flüchtigen Ausspinnung entsprach nicht den gehegten Erwartungen, obwohl Goethe meinte, die Gebirgsluft, die darinnen wehe, empfinde er noch, wenn ihm die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegenträten. Am 29. Dezember 1779 sandte er von Frankfurt aus das Werk an den genannten Komponisten, der mit seiner Arbeit jedoch sehr lange verzog. Für spätere Tonsetzer hat dann Goethe bekanntlich manches an dem Stücke geändert, welches im Grunde Weimarer Personen in helvetischen Masken, so in Bätely Frau v. Stein behandeln soll. Das kann ich leider in dem leichten Getändel dieser Naturleute nicht finden. Muß sich denn Alles auf Frau von Stein beziehen und auf ihr Verhältnis zu Goethe? Diese anfangs spröde, dann im Mehlthau der Liebe recht mild gewordene Bätely ist so wenig Frau von Stein, als Jery-Thomas Goethe gleicht. Welche Ironie bildeten dann die Verse „An Lida":

„Den einzigen, Lida, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich, und mit Recht,"

welche nicht viel älter sind, als das leichte Schweizer Singspiel? Höchstens wird man sagen dürfen, daß dem Dichter auch auf der Reise der Gedanken der Liebe lebendig

geblieben ist. Die aus Dankbarkeit abgeleitete Zuneigung entspricht so recht dem Bergvolke, das Goethe kennen gelernt, und beleuchtet den Satz, daß „ein wackrer Mann ein guter Beistand ist", welchen der tolle Thomas im Munde führt. Die allgemeinere Moral des Stückes aber: Übereile dich nicht, wenn du freiest, denn Zeit bringt Gelegenheit, befestigt ihn nur. In dem niedlichen Singspiel ist einfach das Erwachen der Liebe bei naiven Leuten der Berge in einem leichten psychologischen Probleme behandelt. Das Stück ist echt schweizerisch und hat darum gerade im Lande am meisten gefallen, es ist noch jetzt unentwertet, wie der Beifall bei der Aufführung desselben im Pfauentheater zu Zürich am 14. März 1891 neuerdings deutlich bewies. Übrigens hat Goethe auch die Landschaft in ausgiebiger Weise mitspielen lassen, wie es später Schiller im großen Maßstabe am „Tell" versuchte.

Anfangs Dezember trennten sich die Reisenden von Zürich und wandten sich nach Schaffhausen, nachdem sie unterwegs Lips aufgesucht hatten. Am Rheinfall trafen sie dann nochmals Lavater. Auf dem Wege nach Konstanz soll Goethe an die Hausthüre des frömmelnden Kraftapostels Christoph Kaufmann die derben Verse geschrieben haben:

„Ich hab als Gottesspürhund frei
Mein Schelmenwesen stets getrieben:
Die Gottesspur ist nun vorbei
Und nur der Hund ist übrig blieben."

Sie passen jedoch für Goethes damalige Stimmung, die noch ganz Lavater zugewandt war, durchaus nicht und

sind eine spätere Erfindung, wie sie auch erst fünfzehn Jahre nachher David Veit zum besten gab. Goethe und der Herzog langweilten sich dann an verschiedenen süddeutschen Höfen herum. Am 15. Dezember 1779 wohnten sie der feierlichen Preisverteilung in der Akademie zu Stuttgart bei, wo sich Schiller und Goethe zum erstenmale sahen. Hierauf ging es nach Ludwigsburg und auf den Hohenasperg zum unglücklichen Schubart, für welchen Goethe umsonst ein Wort beim Herzog Karl Eugen einlegte. Der Staatsgefangene mußte es noch als eine Gnade ansehen, daß er seine Werke herausgeben und den Erlös davon, 2000 fl., in des Herzogs Kasse fließen lassen durfte. In Mannheim belobte Goethe den Schauspieler Iffland für die gute Darstellung des Carlos im „Clavigo", so daß sich der Beglückte vor Freude am liebsten einen Rausch hätte antrinken mögen. Auf dieser Reise sah und hörte Goethe manches; die Erbärmlichkeit der Höfe, die „schlecht eingerichtet" sind und „meist Schöpse und Lumpen" unter ihren Dächern hegen, reizte ihn zu einem satirischen Drama. Dasselbe kam nicht zustande, einige Dinge blieben aber jedenfalls dem „Faust" und den Revolutionspossen aufbehalten. Die geistige Sammlung, welche Goethe in der Schweiz wiedergewann, die mannigfachen Eindrücke, Erfahrungen und Anregungen, die frische Arbeitslust und die Teilnahme für bildende Kunst sind reiche Früchte dieser Reise. Es reifte endlich seine Selbsterkenntnis, die innere und äußere Fassung nahm zu und teilte sich in gewissem Maße auch dem Herzog mit. Energisch ging Goethe nach

seiner Ankunft in Weimar den 13. Jänner 1780 an die Erledigung der Amtsgeschäfte, diktierte die Reisebeschreibung und fand die Stimmung zu neuer poetischer Thätigkeit. Am 30. März begann er den „Tasso", welchen er im folgenden Jahre in Prosa vollendete, aber in einer ihm selbst nicht zusagenden Form. Die vielfachen Geschäfte und eine neue Hofdichtung „Die Vögel", welche am 28. Juli 1780 fertig wurde, fiel dazwischen. Die „artige Plattitude" ist nach Aristophanes behandelt, dem er schon für den „Triumph der Empfindsamkeit" ein Motiv entnommen und seinen Zwecken geschickt angepaßt hatte. Der Herzog und Goethe werden darin als Hoffegut und Treufreund von dem mürrischen Schuhu Klopstock abgekanzelt. Am 23. Juni wurde Goethe in die Loge „Anna Amalia" aufgenommen, denn in damaliger Zeit konnte der Umstand, Freimaurer zu sein, unter den Gebildeten außerordentlich fördern. Im Juli 1780 überraschte ihn Behrisch mit seinem Besuche, dann kamen Schröder aus Hamburg, Oeser, Leisewitz, Gotter und die „schöne" Frau von Branconi, außerdem noch andere Leute, die seine moralische und materielle Unterstützung suchten. Ich will sie so wenig aufzählen, als Goethe davon sprach, nur anführen muß man den Umstand, um Goethe gegen den Vorwurf der Hartherzigkeit zu schützen, den man manchmal auftischt. Zu größerer Thätigkeit fand er auch jetzt keine Muße. Im September unternahm er wieder eine Reise in die Berge. Am 6. September 1780 schrieb er an das Jagdhäuschen auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, wo er übernachtete, die

wie es das Gedicht „Der Dichter im Staatswagen“ humoristisch und doch so wahr zum Ausdrucke bringt:

„O Pegase! O, nimm ihn mit
In der Begeistrung Weiten;
Er giebt gewiß für einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden“.

Im Juni 1782 wurde Goethe, besonders auf Drängen der Herzogin Anna Amalia, durch Kaiser Josef II. in den erblichen Adelsstand erhoben; sein Wappen zeigt einen goldenen Stern im blauen Felde. Die unmittelbar folgende Zeit brachte ihm noch eine letzte Verstimmung im Verhältnisse zu Frau v. Stein; dann aber gab es eine so vollkommene Versöhnung, daß Goethe den Sohn der Freundin in sein Haus nahm. Fritz v. Stein bewahrte dem Dichter deshalb zeitlebens vollste Dankbarkeit[68]). Die Stimmung Goethes zittert in dem Singspiel Die Fischerin“ nach[69]). Dieses war wie „Jery und Bätely“ mehr auf Dekoration als auf großen Inhalt berechnet und erzielte bei der ersten Aufführung in Tiefurt am 17. Juli 1782 vielen Beifall; von schöner Wirkung war namentlich das Auftauchen der das vermutlich ertrunkene Dortchen mit Fackeln Suchenden im Park an der Ilm. Eine Quelle für das Stück wurde bisher nicht nachgewiesen; die Handlung ist frei erfunden und der Örtlichkeit angepaßt. Die Idee dürfte ähnlich wie in dem schweizerischen Singspiel der Satz sein: Was sich liebt, findet sich, und was zusammengehört, fügt sich durchaus — mit deutlicher Beziehung auf Frau v. Stein, die der Aufführung fern geblieben war. Korona spielte das Dortchen, welches die nach einer doppelten Vorlage

gedichtete, prächtige Ballade „Erlkönig“ (=Elbenkönig) singt, die jetzt besonders in Schuberts Komposition beliebt geworden. Für seine Einlagen benützte er ausgiebig Herders Volksliedersammlung. Die vollständige Versöhnung mit den Weimarer Verhältnissen war endlich im Jahre 1783 erfolgt; Goethe fügte sich denselben, aber mit dem festen Vorsatze zu innerer Einkehr. Zum Geburtstage des Herzogs Karl August schrieb er in Weimar das edle, seelenvolle Gedicht: „Ilmenau, am 3. September 1783“, das den Freundschaftsbund der beiden in prächtiger Sprache und den Fürsten insbesondere als Menschen feiert. Von den beiden in der Vision gezeichneten Männern (V. 59—76) ist die „markige Gestalt aus altem Heldenstamme“ jedenfalls Wedel, nicht der damals übrigens in Braunschweig weilende Seckendorf, und der andre mit den „feingestalten Gliedern“ Knebel[70]). Durch dieses litterarische Denkmal für seinen Fürsten ehrte sich Goethe selbst. Hierauf unternahm er mit seinem Zöglinge Fritz einen Ausflug in den Harz. Es ging von Weimar nordostwärts. In Langenstein weilte er bei Frau v. Branconi, dann zog er dem Gebirge zu und bestieg mit Fritz den 11. September die Roßtrappe, speiste dann unten im Thal auf einem großen, in der Bode liegenden Granitblock zu Mittag, um hernach nach Blankenburg und Halberstadt zu gelangen, wo er die Herzogin-Mutter begrüßte und Gleim besuchte. Er fühlte sich frei und behaglich unter fremdem Himmel und anderen Leuten, denn „die Existenzen fremder Menschen sind die besten Spiegel, worin wir die unsrige erkennen können“.

In Clausthal besuchte er den ihm schon seit 1777 bekannten Berghauptmann v. Trebra, welcher sich mit ihm und Fritz auf den Brocken begab. Am 28. September gelangte er nach Göttingen, dann nach Kassel und am 6. Oktober über Eisenach nach Weimar zurück. Im Winter 1783 kam der Herzog von Württemberg hierher; das Jahr 1784 brachte ihm den Besuch der beiden Stolberg, von Fritz Jacobi, M. Claudius und Elisa v. d. Recke, die nach ihrer Ehescheidung auf der Suche nach berühmten Männern unterwegs war. Im Herbst stand er abermals auf dem Brocken. Bei der Eröffnung des Bergwerkes zu Ilmenau hielt er die Festrede. Diese Angelegenheit ward übrigens für ihn noch in anderer Hinsicht bedeutend, indem er sich dem Studium der Mineralogie und Geologie ergab und eine Sammlung anlegte. Damals betrieb er auch Anatomie und verfaßte den Aufsatz über den von ihm entdeckten Zwischenknochen (Os intermaxillare), welchen er noch 1819 durch einen Zusatz vervollständigte. Die erste Weimarer Zeit ist für Goethe eine Periode der Läuterung und Vertiefung gewesen; in der Lyrik erreichte er seine Vollendung. Großes schuf er, nach dem Umfange besehen, außer „Iphigenie" nicht, doch gedieh der Roman „Wilhelm Meister" bis zum sechsten Buche, das er 1785 abschloß[71]). In dieses Jahr fällt auch die Ausarbeitung des hart an die Posse streifenden Singspiels „Scherz, List und Rache", welches die Prellerei eines Geizhalses durch ein leichtfertiges Ehepaar darstellt, aber nicht viel Anklang fand. Goethe sah es von Jahr zu Jahr deutlicher ein, daß ihm die bisherigen

Verhältnisse und dichterischen Formen, die er erschöpft hatte, nicht mehr genügten. Die Reise nach Italien wurde ihm jetzt Bedürfnis und Pflicht. In dem rein lyrischen Gedichte „Mignon“ (1784?), welches das dritte Buch der „Lehrjahre“ einleitet, drückt er seine eigne Sehnsucht nach dem Lande aus, „wo die Citronen blühn.“ Ida Hahn-Hahn glaubte, es sei auf der Terrasse der Kirche St. Gregorio in Messina entstanden, allein es gehört sicher in die letzten Jahre vor der italienischen Reise. Das wunderbare Lied ist mehrfach komponiert worden, vielleicht am stimmungsvollsten von M. Nagiller. Am 23. Juni 1785 trat Goethe von Jena aus mit Knebel eine Reise nach dem Fichtelgebirge an und kam am 5. Juli zum erstenmale nach Karlsbad, wo er mit Herder zusammentraf und mit verschiedenen Personen verkehre; die Gräfin Werthern fertigte von ihm eine Bleistiftzeichnung. Schon damals war er zur Reise entschlossen, allein er kam noch nicht ab. Im folgenden Frühjahre traf er Anstalt zur ersten Gesamtausgabe seiner Werke bei Göschen in Leipzig, wofür er die „Zueignung“ dichtete, und zog damit die Summe seiner bisherigen geistigen Existenz.

In Clausthal besuchte er den ihm schon seit 1777 bekannten Berghauptmann v. Trebra, welcher sich mit ihm und Fritz auf den Brocken begab. Am 28. September gelangte er nach Göttingen, dann nach Kassel und am 6. Oktober über Eisenach nach Weimar zurück. Im Winter 1783 kam der Herzog von Württemberg hierher; das Jahr 1784 brachte ihm den Besuch der beiden Stolberg, von Fritz Jacobi, M. Claudius und Elisa v. d. Recke, die nach ihrer Ehescheidung auf der Suche nach berühmten Männern unterwegs war. Im Herbst stand er abermals auf dem Brocken. Bei der Eröffnung des Bergwerkes zu Ilmenau hielt er die Festrede. Diese Angelegenheit ward übrigens für ihn noch in anderer Hinsicht bedeutend, indem er sich dem Studium der Mineralogie und Geologie ergab und eine Sammlung anlegte. Damals betrieb er auch Anatomie und verfaßte den Aufsatz über den von ihm entdeckten Zwischenknochen (Os intermaxillare), welchen er noch 1819 durch einen Zusatz vervollständigte. Die erste Weimarer Zeit ist für Goethe eine Periode der Läuterung und Vertiefung gewesen; in der Lyrik erreichte er seine Vollendung. Großes schuf er, nach dem Umfange besehen, außer „Iphigenie" nicht, doch gedieh der Roman „Wilhelm Meister" bis zum sechsten Buche, das er 1785 abschloß[71]). In dieses Jahr fällt auch die Ausarbeitung des hart an die Posse streifenden Singspiels „Scherz, List und Rache", welches die Prellerei eines Geizhalses durch ein leichtfertiges Ehepaar darstellt, aber nicht viel Anklang fand. Goethe sah es von Jahr zu Jahr deutlicher ein, daß ihm die bisherigen

Verhältnisse und dichterischen Formen, die er erschöpft hatte, nicht mehr genügten. Die Reise nach Italien wurde ihm jetzt Bedürfnis und Pflicht. In dem rein lyrischen Gedichte „Mignon" (1784?), welches das dritte Buch der „Lehrjahre" einleitet, drückt er seine eigne Sehnsucht nach dem Lande aus, „wo die Citronen blühn." Ida Hahn-Hahn glaubte, es sei auf der Terrasse der Kirche St. Gregorio in Messina entstanden, allein es gehört sicher in die letzten Jahre vor der italienischen Reise. Das wunderbare Lied ist mehrfach komponiert worden, vielleicht am stimmungsvollsten von M. Nagiller. Am 23. Juni 1785 trat Goethe von Jena aus mit Knebel eine Reise nach dem Fichtelgebirge an und kam am 5. Juli zum erstenmale nach Karlsbad, wo er mit Herder zusammentraf und mit verschiedenen Personen verkehre; die Gräfin Werthern fertigte von ihm eine Bleistiftzeichnung. Schon damals war er zur Reise entschlossen, allein er kam noch nicht ab. Im folgenden Frühjahre traf er Anstalt zur ersten Gesammtausgabe seiner Werke bei Göschen in Leipzig, wofür er die „Zueignung" dichtete, und zog damit die Summe seiner bisherigen geistigen Existenz.

II. Goethe und die Antike.

§ 6. Goethe in Italien. — Iphigenie, Egmont, Taſſo, die römiſchen Elegien und venetianiſchen Epigramme. 1786—90.

Ende Juni 1786 reiſte Goethe nach Karlsbad, wo ſich nach und nach viele ſeiner Weimarer Freunde einfanden, wie Frau von Stein und Herder mit ſeiner Gattin. Am 4. Auguſt kam auch der Herzog, um die Kur durchzumachen. Zur Beendigung derſelben widmete ihm Goethe „gar närriſche Verſe", nämlich den „Abſchied der Engelhäuſer Bäuerinnen". Im geſelligen Kreiſe las er mit „unſäglichem Glück" ſeine „Vögel", Szenen aus „Fauſt" und „Iphigenie" vor. Die ſchöne Gräfin Lanthieri aus Graz gehörte zu ſeinen eifrigſten Zuhörern. Nach der Lektüre der „Elektra" des Sophokles begann er das letztgenannte Drama nun in regelmäßige jambiſche Fünffüßler umzuſetzen, nachdem er, mit der Form kämpfend, aus der Proſabearbeitung von 1779 das folgende Jahr eine Umgießung in freie Jamben und 1781 nochmals eine Herſtellung in poetiſcher Proſa ausgeführt hatte. Fünffüßige Jamben hatte Goethe zuerſt im „Belſazar" verſucht. Er kam damit vorläufig nicht weit. Am 14. Auguſt begleitete

er die Frau von Stein nach Schneeberg, fuhr dort in das Bergwerk ein und befaßte sich mehrere Tage mit Gesteinkunde und Zeichnen, dann kehrte er nach Karlsbad zurück, wo man seinen 37. Geburtstag festlich beging. Er wohnte im Gasthof „Zu den drei Rosen", der jetzt Mozarts Namen trägt, und bereitete sich im Stillen zur „Hegire" vor. Am 3. September früh stahl er sich aus Karlsbad weg, was Fräulein von Asseburg „recht häßlich" fand, und wandte sich Italien zu. Die Fahrt ging mit innerlichem und äußerlichem Behagen über Zwotau, Eger und Waldsassen nach Türschenreut und das Thal der Naab abwärts nach Regensburg. Für die Dauer der Reise nahm er den Namen Joh. Philipp Möller, Kaufmann aus Leipzig, an. Am 6. September war er in München, besah sich einige Merkwürdigkeiten und blickte nach dem Wetter aus. Den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tiroler Gebirg. Am andern Morgen war es sehr schön; Goethe fuhr, beständig auf Pflanzen und Gesteine achtend, über Benediktbeuern an den Kochelsee. Vor dem Walchensee hatte er eine „artige" Begegnung mit dem Harfnermädchen, das zur Messe nach Bozen zog und ihn auf einen schönen großen Ahorn aufmerksam machte, den ersten, der ihm auf der Reise zu Gesichte kam. In Mittenwald am Fuße des Karwendelgebirges nächtigte er im jetzigen Zuhause zur Post, welches 1889 mit einer Erinnerungstafel versehen wurde. Am frühen Morgen des 8. September fuhr er über Scharnitz nach Tirol ab[72]). Die Sonne stand hoch und schien sehr heiß. Goethes Schilderung dieser Fahrt erinnert

an die Stelle im zweiten Briefe Werthers: „Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht“. Von Seefeld an wurde der Weg immer interessanter, vor dem Dorfe Reith, welches am 17. August 1892 ein

Goethe-Haus in Mittenwald.

großer Brand zerstörte, sah er über den Bergrücken in das Innthal bei Inzing und zeichnete den Anblick. Von Zirl aus fuhr er dann an der Martinswand vorüber nach Innsbruck, wo er um 11 Uhr anlangte und in dem Sohne des Wirtes zum goldenen Adler den Söller seiner „Mitschuldigen“ fand. Es war dies Alois Niederkircher,

geboren 1757, derselbe, mit welchem Heine 1828 das Gespräch über Immermanns „Trauerspiel in Tirol" führte. Die Lage von Innsbruck gefiel dem Dichter außerordentlich und er wünschte sich hier einen Monat mit Frau v. Stein zu verleben. Um 2 Uhr teilte sein dem Süden zurollender Wagen das muntere, bunte Gedränge der Wallfahrer zur Madonna unter den Säulen in Wilten am Fuße des Berges Isel. Dann ging es auf die Höhe und die Sill-

Goldener Adler in Innsbruck.

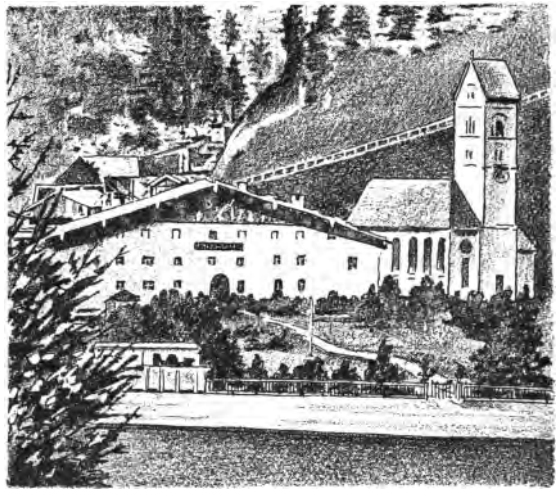
schluchten aufwärts zum Schönberg, wo er den ersten Zirbel bemerkte. Dann trat die Nacht ein, er sah die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet und vor ihm bewegte „sich nun Alles wie ein tiefes, geheimes Bild." Gletscher erwähnt er nicht, wohl aber berichtet er ausführlich über Meteorologie und die geologische Beschaffenheit der Gegend. Sein scharfes Auge nötigt uns hohe Bewunderung ab, denn seine Beobachtungen sind vielfach zutreffend und die darin ausgesprochenen Ideen galten bis vor wenigen

II. Goethe und die Antike.

§ 6. Goethe in Italien. — Iphigenie, Egmont, Taſſo, die römiſchen Elegien und venetianiſchen Epigramme. 1786—90.

Ende Juni 1786 reiſte Goethe nach Karlsbad, wo ſich nach und nach viele ſeiner Weimarer Freunde einfanden, wie Frau von Stein und Herder mit ſeiner Gattin. Am 4. Auguſt kam auch der Herzog, um die Kur durchzumachen. Zur Beendigung derſelben widmete ihm Goethe „gar närriſche Verſe", nämlich den „Abſchied der Engelhäuſer Bäuerinnen". Im geſelligen Kreiſe las er mit „unſäglichem Glück" ſeine „Vögel", Szenen aus „Fauſt" und „Iphigenie" vor. Die ſchöne Gräfin Lanthieri aus Graz gehörte zu ſeinen eifrigſten Zuhörern. Nach der Lektüre der „Elektra" des Sophokles begann er das letztgenannte Drama nun in regelmäßige jambiſche Fünffüßler umzuſetzen, nachdem er, mit der Form kämpfend, aus der Proſabearbeitung von 1779 das folgende Jahr eine Umgießung in freie Jamben und 1781 nochmals eine Herſtellung in poetiſcher Proſa ausgeführt hatte. Fünffüßige Jamben hatte Goethe zuerſt im „Belſazar" verſucht. Er kam damit vorläufig nicht weit. Am 14. Auguſt begleitete

eilen ließ, beherrschte ihn in dieser wichtigen Epoche seines Lebens. Gegen Abend trieb der Postillon die Pferde hinab an den Eisak, welchen er für die Etsch hält. Der kleine Irrtum gab Anlaß zu mancher spöttischen Bemerkung über Goethes Oberflächlichkeit. Nun pflegen die Grödner z. B. jeden größeren Fluß, besonders aber den alten



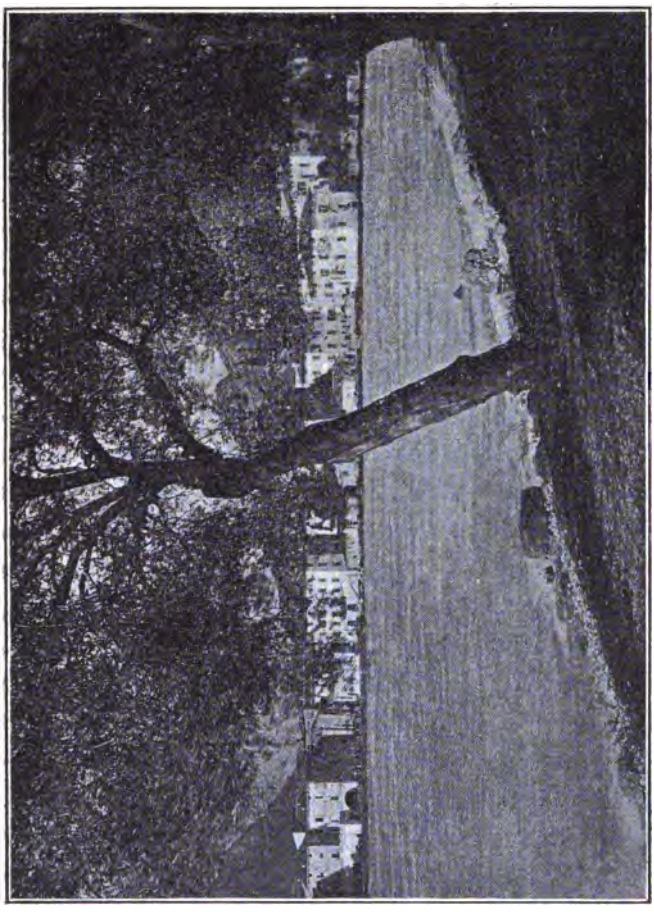
Posthaus am Brenner.

Isarcus als „Adisch", richtiger „Ladisch" zu bezeichnen[78]). Die Verwechslung des Eisak mit der Etsch (Adige) findet sich selbst auf alten Karten. Wahrscheinlich nannte ihm der damalige Postmeister am Brenner, Joh. Nep. Lener, hinter dessen hier abgebildetem Hause der Eisak über den Felsen fällt, den Fluß so, wie ihn das Volk weiter südlich noch jetzt bezeichnet. Goethe lebte ganz in den Gegenständen,

die ihn umgaben. Der Anblick der Mühlen über dem reißenden Gebirgsfluſſe und der nachhauſe ziehenden Viehherden macht ihm Bilder der Dresdener Gemäldegallerie lebendig. In Bozen gefallen ihm wie einſt Winckelmann die hübſchen Mädchengeſichter, auf der Fahrt gegen Trient umgiebt ihn das ſchrille „Schellengeläute“ der „lieben Kleinen“ Anakreons, der Cicaden. In Trient ſelbſt, wo er die Seminarkirche mit der Concilienkirche verwechſelt, muß er zuerſt ſeine italieniſchen Sprachkünſte verſuchen. In Rovereto, deſſen Umgebung durch Dante und Petrarca eine faſt mythiſche Berühmtheit erlangt hat, blieb er über Nacht, um am 12. September nach Torbole am Gardaſee zu fahren. Schon auf dem Wege fand er Feigenbäume und Oliven, zum erſtenmal auch die weißen kleinen Feigen, welche ihm die Gräfin Lanthieri in Karlsbad verheißen. In dem reizenden Torbole überſah er von der Altane des Gaſthauſes alla Stella, jetzt Hôtel l'Olivo, aus den prächtigen Gardaſee, der kühlende Wind wehte ihm entgegen und regte den See auf. Da ſetzte er in die „Iphigenie“, welche er ſchon am Brenner hervorgeſucht hatte, die frei benützten Verſe aus Virgils Georgicon II. 159/160 ein, welche ihm das Reiſehandbuch von Volkmann vermittelte:

„Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.“

Die Plattform des Gaſthofes iſt auf unſerem Bilde vom Beſchauer aus links über dem großen Thorbogen ſichtbar. Der Wirt Giuſeppe Alberti bediente ihn mit der „köſtlichſten“ Lachsforelle aus der Sarca. Goethe fühlte



Torbole am Gardasee.

sich recht behaglich trotz dem Mangel an aller Bequemlichkeit im Gasthofe und dem lästigen Geschwätz und Geschrei der welschen Weiber. Am andern Tage fuhr er über den

See und betrat das Gebiet der venetianischen Republik, am 14. bewunderte er das Amphitheater zu Verona und schrieb in höchster Befriedigung an Philipp Seidel[74]): „Es ist mir alles nach Wunsch geglückt"; in Vicenza zogen ihn die Bauten des Palladio an, deren Wert er übrigens anfänglich überschätzte, am 26. September war er in Padua, das ganz in der flachen Ebene am Bacchiglione liegt, dann fuhr er auf der Brenta hinaus in die Lagunen von Venedig. In dieser Stadt weilte er vom 28. September bis 14. Oktober, arbeitete an der „Iphigenie", bewunderte die Bauten am Canal grande, den Markusplatz, dem er nichts an die Seite zu setzen weiß, und genoß vom Glockenturm aus den überwältigenden Anblick der „Königin des Meeres". In dem innigen Glücke, das er an den reizenden Gegenständen empfand, erinnerte er sich dankbar seines „guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen". In Ferrara, wo Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich wohnte, empfand er selbst eine Art von Unlust, doch heiterte sich sein Sinn in Cento wieder auf. Auf der Reise nach Bologna geriet er auf den Gedanken, eine „Iphigenie in Delphi" zu schreiben, doch ließ er den Gedanken zu Gunsten des ursprünglichen Stückes bald fallen. Nach dem Briefe an Frau v. Stein vom 18. Oktober 1786 scheint er in der delphischen Iphigenie eine noch vollständigere Versöhnung des Schicksals durch rein menschliche Mittel beabsichtigt zu haben, als in der tauriſchen. In der letztgenannten Stadt zogen ihn neuerdings die Kunstschätze, namentlich ein Bild der „iphigenienhaften" heiligen Agatha an;

am 15. Oktober war er in Perugia, dann eilte er über Assisi nach Rom, das er am 29. bei der Porta del populo erreichte. Er war glücklich und gab sich sogleich den Eindrücken hin, die von allen Seiten gleichsam auf ihn einstürmten. Im Mittelpunkte der alten Kunst gingen ihm die Augen auf; was er bisher gesehen, war Stückwerk oder Nachbildung, hier trat ihm die Antike in ihrer Fülle und Vollständigkeit, durch tausend Beispiele erläutert, vor die Seele. Er sah sie in ihrer geschichtlichen Entwicklung auf eigenem Boden abgeschlossen vor sich. Da ließ sich nun studieren. Als Führer diente ihm der Maler Wilhelm Tischbein, der die römische Kunstwelt genau kannte und das Talent besaß, die Ideen der Kunst, ihre Formen und Unterschiede auseinanderzusetzen. Er war es auch, welcher Goethe im weißen Mantel auf einer umgestürzten Säule ruhend malte und ihn auf zahlreichen Rundgängen und Ausflügen begleitete. So sammelte Goethe die einzelnen Eindrücke, die ihn dann allmählig zur Erkenntnis des Ganzen leiteten. Die antike Kunst hatte Zeit genug, um sich unter günstigen Verhältnissen zu entfalten und voll auszuleben. Sie stellt sich uns als eine gewaltige Erscheinungsmasse von Ideen dar, die auf das Ideal der Schönheit zielen. Die vergeistigte „Ruhe" in den Formen schließt eine gewisse Versöhnung in sich, die sich dem einen weniger, dem andern mehr aufdrängt. Diese abgeklärte, schönheitvolle Ruhe der Form, in die auch der entsprechende Inhalt gelegt ist, trat dem deutschen Dichter mit seinen Anlagen für Kunst überzeugend entgegen. Das All=

gemeine in so verschiedenen Formen entzückte sein Auge und gab nun auch seiner Kunstübung in der Poesie die Richtung. In einigen anderen Dingen förderte ihn der Verkehr mit der Malerin Angelika Kauffmann; dieselbe

Angelika Kauffmann.

stammte aus Schwarzenberg im Bregenzerwalde, war aber zufällig zu Chur in der Schweiz am 30. Oktober 1741 geboren und lebte schon längere Zeit in Rom[75]). Sie hat sich namentlich um Goethes „Iphigenie" künstlerisch verdient gemacht, aber des Dichters eigenes Bild gelang ihr

zum größten Leidwesen nicht. Goethe meinte: „Es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir". Um „Iphigenie" bemühte sich in anderer Beziehung Karl Philipp Moritz aus Berlin, der Verfasser des autobiographischen Romans „Anton Reiser", welcher ein tiefes Verständnis für darstellende Kunst und Poesie besaß; er führte Goethe näher in die alte Götterwelt ein und klärte ihn, während er an einem gebrochenen Arm krankte, über unsere Prosodie auf; seine Silbenschätzung wurde für Goethe nun maßgebend bei der Umsetzung des Prosastücks in Quinare, die jetzt rasch von statten ging, umsomehr als der Rhythmus überall schon durchklang. Bei seiner außerordentlichen Feinfühligkeit brauchte er bei der Arbeit nur mehr Zeile um Zeile und Periode vor Periode erklingen zu lassen. Mit dem Steigen der poetischen Stimmung ergab sich fast unbewußt und beschleunigend der Rhythmus. Bereits den 6. Jänner 1787 konnte er nach Weimar die Vollendung dieses ersten Werkes seiner neugewonnenen Kunstanschauung melden; am 13. Jänner ging es für Herder an Ph. Seidel ab. Es wurde zwar anfangs nicht recht verstanden, da man etwas anderes erwartet hatte und diese Gelassenheit Goethes nicht begreifen wollte, aber nach und nach drang es durch. In Weimar empfand man das Weihevolle und Befreiende dieses klassischen Schauspiels vollends erst, als es am 15. März 1802 in der Bühnenbearbeitung Schillers in Szene ging. Seither ist der „Bildungswert" der Dichtung zu allgemeiner Anerkennung gelangt — bis auf einen Punkt, den ich noch berühren werde.

Als Hauptquelle benützte Goethe die „Iphigenie“ des Euripides, aber er mußte die gebotenen Charaktere vertiefen und auch den Thoas erheben, die Maschinenlösung durch den Auftrag der Athene war ebenfalls nicht brauchbar, denn die Auflösung der Verwicklung muß im modernen Drama natürlich und aus der Handlung selbst motiviert sein[76]). Die Gestalt der Iphigenie wurde eine andere, rein menschliche, und in den antiken Rahmen goß der Dichter wesentlich einen modern germanischen Ideengehalt. Deshalb konnte Schiller die Iphigenie „erstaunlich ungriechisch und modern“ nennen, sie ist in der That das Ideal der deutschen Jungfrau in griechischem Gewande, keine Griechin. Wir vermögen ja die antike Anschauung nicht mehr ganz zu begreifen und denken thatsächlich als Deutsche über Griechenland und Griechheit, wie es wohl in der Ordnung ist. So that es auch Goethe sicher in gutem Bewußtsein; wo ihm dieses unbeachtet entschwand, wurde der sprachliche Ausdruck manierirt. Diese einzige Stelle ist in dem stark gesuchten Urteile B. Auerbachs über „Iphigenie“ annähernd richtig, das Übrige erscheint mir einfach lächerlich, wenn er in den jüngst aus dem Nachlasse erschienenen „Dramatischen Eindrücken“ schreibt: „Und warum macht Iphigenie doch nicht den reinen Eindruck, den uns die eigentliche Antike hinterläßt? Es steckt etwas Canovaartiges darin, etwas von Entkleidung, statt natürlicher Nacktheit, wir sehen noch Spuren der abgelegten Schnürbrust und nicht die volle, in der Nacktheit ausgeturnte Erscheinung.“ Ein wenig mag auch auf Rechnung des

Umstandes fallen, daß Goethe in seinem hellenischen Drama mehr als Plastiker denn als Dichter zu Werke geht. Wenden wir uns kurz zum Inhalte. — Während in ihrem Elternhause zu Mykenä Verbrechen und Fluch wüten, ist die Priesterin der Diana am tauriſchen Gestade rein geblieben und hat ihre sittigende Macht zur Beförderung der Menschlichkeit benützt und die barbarischen Skythen von dem blutigen Brauche der Fremdenopfer abgebracht. Ihr edles, reines Wesen hat es auch dem rauhen Könige Thoas angethan; er wirbt um sie, doch sie weist ihn ab, zuerst, weil sie aus dem fluchbeladenen Hause Tantals stamme, dann, weil ihr Dienst allein der Göttin gehöre. Der Verschmähte befiehlt ihr nun, der Göttin die lange entbehrten Opfer nicht weiter vorzuenthalten und die zwei Fremden zu schlachten, die man am Gestade versteckt gefunden. Sie werden ihr gebracht. Es sind ihr Bruder Oreſt, den die Furien wegen Muttermordes verfolgen und Apollo zur Sühne beauftragt hat, von Tauris die Schwester heimzuholen, und sein Freund Pylades. Beide glauben, es handle sich um Dianens Bild im dortigen Tempel. Iphigenie erfährt von ihnen die schrecklichen Schicksale ihres Hauses. Während Pylades einen angenommenen Namen vorgibt, bekennt Oreſt offen, wer er sei und welche Schuld ihn drücke. Nun endeckt sich ihm auch Iphigenie. Der Schmerz, durch das Opfermesser der eigenen Schwester fallen zu müssen, zerreißt ihm das gefolterte Herz. Die Wahrhaftigkeit und Reue aber bahnt seine Rettung und Befreiung an. Er bittet die Schwester um den Tod. Da

Als Hauptquelle benützte Goethe die „Iphigenie“ des Euripides, aber er mußte die gebotenen Charaktere vertiefen und auch den Thoas erheben, die Maschinenlösung durch den Auftrag der Athene war ebenfalls nicht brauchbar, denn die Auflösung der Verwicklung muß im modernen Drama natürlich und aus der Handlung selbst motiviert sein[76]). Die Gestalt der Iphigenie wurde eine andere, rein menschliche, und in den antiken Rahmen goß der Dichter wesentlich einen modern germanischen Ideengehalt. Deshalb konnte Schiller die Iphigenie „erstaunlich ungriechisch und modern“ nennen, sie ist in der That das Ideal der deutschen Jungfrau in griechischem Gewande, keine Griechin. Wir vermögen ja die antike Anschauung nicht mehr ganz zu begreifen und denken thatsächlich als Deutsche über Griechenland und Griechheit, wie es wohl in der Ordnung ist. So that es auch Goethe sicher in gutem Bewußtsein; wo ihm dieses unbeachtet entschwand, wurde der sprachliche Ausdruck manierirt. Diese einzige Stelle ist in dem stark gesuchten Urteile B. Auerbachs über „Iphigenie“ annähernd richtig, das Übrige erscheint mir einfach lächerlich, wenn er in den jüngst aus dem Nachlasse erschienenen „Dramatischen Eindrücken“ schreibt: „Und warum macht Iphigenie doch nicht den reinen Eindruck, den uns die eigentliche Antike hinterläßt? Es steckt etwas Canovaartiges darin, etwas von Entkleidung, statt natürlicher Nacktheit, wir sehen noch Spuren der abgelegten Schnürbrust und nicht die volle, in der Nacktheit ausgeturnte Erscheinung.“ Ein wenig mag auch auf Rechnung des

Umstandes fallen, daß Goethe in seinem hellenischen Drama mehr als Plastiker denn als Dichter zu Werke geht. Wenden wir uns kurz zum Inhalte. — Während in ihrem Elternhause zu Mykenä Verbrechen und Fluch wüten, ist die Priesterin der Diana am taurischen Gestade rein geblieben und hat ihre sittigende Macht zur Beförderung der Menschlichkeit benützt und die barbarischen Skythen von dem blutigen Brauche der Fremdenopfer abgebracht. Ihr edles, reines Wesen hat es auch dem rauhen Könige Thoas angethan; er wirbt um sie, doch sie weist ihn ab, zuerst, weil sie aus dem fluchbeladenen Hause Tantals stamme, dann, weil ihr Dienst allein der Göttin gehöre. Der Verschmähte befiehlt ihr nun, der Göttin die lange entbehrten Opfer nicht weiter vorzuenthalten und die zwei Fremden zu schlachten, die man am Gestade versteckt gefunden. Sie werden ihr gebracht. Es sind ihr Bruder Orest, den die Furien wegen Muttermordes verfolgen und Apollo zur Sühne beauftragt hat, von Tauris die Schwester heimzuholen, und sein Freund Pylades. Beide glauben, es handle sich um Dianens Bild im dortigen Tempel. Iphigenie erfährt von ihnen die schrecklichen Schicksale ihres Hauses. Während Pylades einen angenommenen Namen vorgibt, bekennt Orest offen, wer er sei und welche Schuld ihn drücke. Nun endeckt sich ihm auch Iphigenie. Der Schmerz, durch das Opfermesser der eigenen Schwester fallen zu müssen, zerreißt ihm das gefolterte Herz. Die Wahrhaftigkeit und Reue aber bahnt seine Rettung und Befreiung an. Er bittet die Schwester um den Tod. Da

sinkt er vor Ermattung in Schlummer. Im Traume gewinnt er eine andere, freundliche Vorstellung, daß die Toten ohne irdischen Haß im Hades wandeln, welche ihm „Vergessenheit" bringt. So wird er in der Idee frei. Nun folgt jene herrliche Szene des 3. Aktes, welche Angelika Kauffmann im Bilde festgehalten hat: Iphigenie erscheint und bringt den Bruder durch Berührung wieder zu sich. In die Wirklichkeit versetzt, fühlt er sich auch wirklich frei, weil er daran glaubt. Er deutet seine innere Befreiung in einem schönen Naturbilde an. Nun wird auch die äußere Befreiung möglich durch Wahrheit und Liebe, denn „alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit". Die Aufforderung des Pylades, jetzt das Bild mit Iphigeniens Hilfe zu entführen, lehnt er ab, denn es ist ihm klar geworden, daß unter der Schwester, die ihm der Gott zu befreien befohlen, nur seine eigene Schwester gemeint sei. Diese aber muß sich die Freiheit verdienen durch Selbstüberwindung; sie fühlt, daß die Lüge nicht befreit, sondern belastend auf die Brust zurückfällt, und bekennt nun die volle Wahrheit, die endlich auch den König versöhnt und überwältigt. Die Macht der Wahrheit ist also der Grundgedanke des Schauspiels. Fast widerstrebt es mir, auf die Controverse einzugehen, was hier „Erlebtes" zugrunde liege. Als das Vorbild der Iphigenie haben die einen Korona Schröter, die andern Frau v. Stein betrachtet; der „Korona-Roman" ist aber nach Herausgabe des italienischen Reisetagebuchs (1886) zerflossen. In der Entsühnungsszene insbesondere glaubte

man den beschwichtigenden Einfluß Charlottens auf Goethe poetisch dargestellt zu sehen. Die Heilung des Oreſt hat der Dichter auch als die „Achse des Stücks" bezeichnet, und eine gewisse Beziehung auf sein eigenes Leben läßt sich nicht wegleugnen. Sein stürmisches, unstetes Wesen in den Jahren 1776—78 bedurfte der Besänftigung durch die „Schwester" Frau v. Stein, die im Drama also symbolisch verwertet ward. Weiter wird man nicht gehen dürfen, ohne dem Dichter und seinem Werke Unrecht zu thun. In der Sprache lehnte sich Goethe möglichst an die Antike, dem klassisch Gebildeten werden daher die Schönheiten des Dramas zu vollstem Bewußtsein kommen, was wohl niemand in Abrede stellen dürfte. Vielfach bestritten wird heute nur noch der „ethisch-christliche" Wert der ‚Iphigenie", weil man die hohe sittliche Kraft des Goethe'schen Stückes gegenüber dem zwar religiösen, aber blutigen Heidentum nicht begreift, oder nicht begreifen will. Um diesem „Mangel" in etwas abzuhelfen, suchte man Orests Heilung als einen Akt der göttlichen Gnade darzustellen, was verfehlt ist, denn bei Goethe spricht die reine Menschlichkeit ausschließlich — und darum ist seine „Iphigenie" so groß. Die Erlösung durch rein menschliche Mittel ist schon durch die Worte der Titelheldin ausgedrückt:

„Ruf' ich die Göttin um ein Wunder an?
Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen?"

Der Eindruck der Dichtung bleibt ein erhabener und nachhaltiger; „Iphigenie" ist ein ewiges Werk, dessen sich auch andere Culturvölker bemächtigt haben, voran natürlich die Italiener, besonders durch die Übersetzung

von Andrea Maffei. Selbst den Russen hat es Alexander Jachontow in einer guten Übertragung mundgerecht gemacht.

Goethe füllte die Zeit seines ersten römischen Aufenthalts wohl aus. Die Gemälde, die plastischen Figuren und die Bauwerke bildeten die wichtigsten Gegenstände seines Studiums. In Weimar hatte er vornehmlich plastische Kunstwerke gesehen und er traute ihnen eine größere Wirkung zu als der Poesie. Er ging nach Italien, um zwischen beiden Künsten zu entscheiden: geheilt wie Orest kehrte er nachhause, während im „Tasso" ganz ungesucht der schmerzliche Verzicht auf den Gedanken, ein ausübender Künstler zu werden, gleichsam als tragische Ironie durchklingt. Die geschichtliche Vergangenheit wurde ihm in den antiken Kunstwerken lebendig, der Geschichte selbst aber schenkte er keine Aufmerksamkeit, was Niebuhr sehr beklagte; Goethe sah in der Geschichte nur die ewige Wiederholung von Zuständen, die schließlich an jedem Volke die gleichen seien. Darum benützte er das Historische auch mit Willkür und formte es beliebig nach seiner jeweiligen Gemütsverfassung um. Der Mangel an historischer Bildung ist übrigens ja auch ein Merkmal des 18. Jahrhunderts. Das Einzelne hatte Wert, wenn es charakteristisch war oder seiner Empfindung zusprach, wie das Grab der Metella, die Pyramide des Cestius, die ihn mit unerklärlicher Wehmut erfüllte. Dagegen hatte er für kirchliche Zeremonien keinen Sinn, ja bei der Papstmesse im Quirinal befiel ihn die protestantische Erbsünde des Zweifels an dem Statthalter

Christi: „Was würde der sagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin- und wiederwankend anträfe? Das Venio iterum crucifigi fiel mir ein," heißt es in der italienischen Reisebeschreibung mit der leisen Erinnerung an seinen liegen gebliebenen Ahasver. Dafür schien ihm aus den Loggien von Rafael und den großen Gemälden der Schule von Athen Homer entgegenzusprechen, und am 10. November nachts empfand er im Überschauen des Gewonnenen bereits eine „Klarheit und Ruhe, von der er lange kein Gefühl hatte". Er nahm Winckelmanns Geschichte der Kunst zur Hand und bekam nun theoretisch eine Vorstellung von dem ungeheuern Gebiete, das er erfassen wollte. Durch die deutschen Maler ward ihm manche Anregung und an geschäftigem Umthun ließ er es nicht fehlen; Fürst Lichtenstein führte ihn in die arkadische Versammlung ein, wobei Goethe sein Inkognito ablegte. Der Kardinal Herzan wurde nun auf ihn aufmerksam uud ließ durch seinen deutschen Sekretär geheime Erkundigungen einziehen, was Goethe treibe. Da es hieß, der weimarische Geheimrat suche nur Stoff für eine Reisebeschreibung, so beruhigte sich der Gesandte Josefs II. Ein Brief der Mutter vom 17. November 1786 wurde indes vorsichtshalber dem Sohne entwendet und mit einem begleitenden Berichte nach Wien an den Fürsten Kaunitz geschickt, um zu zeigen, daß Goethe in Italien weder Sachen des Fürstenbundes noch sonst irgendwie Politik treibe[77]). Er ging ausschließlich mit Künstlern, Freunden und Dichtern um; gelegentlich lernte er auch den italienischen

Dichter Monti kennen. Zu seinen näheren römischen Vertrauten gehörten ferner Hofrat Reiffenstein, der Komponist Kayser, der hier Goethes letzterwähntes Singspiel vertonte, und der Kunsthistoriker Johann Heinrich Meyer aus Stäfa in der Schweiz, der „Kunschtmeyer", den Goethe dann 1791 nach Weimar brachte. Durch die Erklärung des Bildes „St. Georg" von Pordenone gewann er Goethes Interesse. Als ausübender Künstler war er indes nicht bedeutend. Auf der Reise und in Italien selbst zeichnete Goethe viel; die Blätter sind im Nationalmuseum zu Weimar aufbewahrt. Der ganz besonderen Güte der Verwaltung desselben verdanke ich die noch unbekannte aquarellierte Handzeichnung Goethes aus der Gegend von Rom, die als Beilage gegeben ist.

Unterdessen ging der Druck der ersten vier Bände seiner Werke bei Göschen erfreulich fort; Herder besorgte teilweise die Korrektur, Goethes vertrauter Diener Philipp Seidel, seine „vidimierte Kopie", das Geschäftliche. Der „italienische Wanderer" aber ließ sich so wenig als möglich in seinem Kunstgenusse stören, nur umfassende „Berichte" sandte er als wahres Herzensbedürfnis von Zeit zu Zeit nach Weimar; dazu dienten auch die „ostensiblen" Briefe an Frau von Stein. Nachdem er in Rom noch den Karneval mit angesehen, reiste er mit Tischbein nach Neapel ab, wo er am 25. Februar wohlbehalten eintraf. Von seinen poetischen Arbeiten nahm er nur den „Tasso" mit, welchen er jetzt nach der glücklichen Umformung der „Iphigenie" am leichtesten auszuführen hoffte. Allein dem war nicht so. Der Gegenstand, den er zuerst aus Battista Manso's Vita di Torquato Tasso (1634)

Monte Pellegrino bei Palermo.

gelernt, dann wohl nach dem Erscheinen der Lebensgeschichte des Tasso von W. Heinse in der „Iris" (1774) aufgegriffen[78]) und der ihm in Ferrara wieder in Erinnerung gekommen, war spröde; das Vorhandene genügte ihm nicht mehr und erforderte eine viel umständlichere Kleinarbeit als das griechische Stück. Vorerst zogen ihn aber auch in Neapel Kunst und Natur am meisten an. So gesteht er denn: „Wenn man in Rom gern studieren mag, so will man hier nur leben" und „Neapel ist ein Paradies, Jedermann lebt in einer Art trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso; ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch. Gestern dacht' ich: Entweder du warst sonst toll, oder du bist es jetzt". Vor Neapels Kunstschätzen erinnerte er sich auch wieder „mit Rührung seines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck von den Gegenständen erhalten hatte" und „nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte". Der Vorwurf der Gefühllosigkeit Goethes gegen den Vater wird damit wohl zerstört sein. Am 28. Februar besuchte er den Landschaftsmaler Philipp Hackert, dann ging er ans Meer, wo ihm „Iphigenie" wieder vor die Seele trat. Am 6. März stieg er mit Tischbein auf den Vesuv, der ihm zu Ehren kräftig auswarf, dann wurde Pompeji, und in Caserta neuerdings Hackert besucht. Das Leben unter lauter genießenden Menschen zog ihn an; es ist bezeichnend, daß er doch allen Leuten auch eine Thätigkeit absieht und selbst die 40000 Lazzaroni nicht ganz müßig findet. Überall beobachtete er, frischte an Ort und Stelle auf, was er

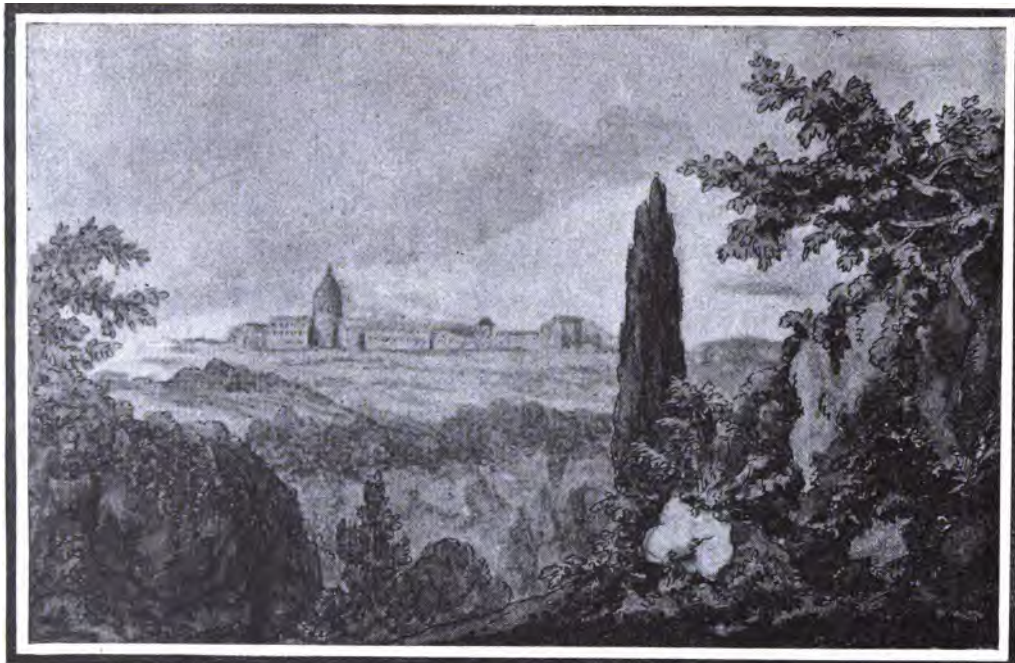
früher gelernt, und erweiterte seine Anschauungen. Er gönnte sich wenig Rast. Am 29. März reiste er mit dem Maler Kniep nach Sicilien ab. Während der stürmischen Seefahrt arbeitete er am „Tasso". Am 2. April erreichte er Palermo und betrachtete mit Entzücken die Aussicht auf die unvergleichliche Bucht und die Stadt, sowie auf den Monte Pellegrino, das schönste aller Vorgebirge der Welt. Die Schilderungen in der italienischen Reisebeschreibung quellen über von Lob über die Herrlichkeiten und die Farbenpracht dieses südlichsten Landstrichs, und er faßt sein Urteil in die Sätze zusammen: „Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist der Schlüssel zu Allem." Was es Schönes und Seltsames gab, besuchte und genoß er. Auch die verarmte Familie des Zauberkünstlers Cagliostro machte er ausfindig und ließ ihr später eine Unterstützung zukommen, ohne seinen Namen zu nennen [79]). Die reizende Insel erinnerte ihn an das Eiland der Phäaken und an Homer, den er hier mit gesteigerter Empfindung las. Auf der Rhede von Palermo kam ihm der Plan zu einer Tragödie „Nausikaa". Er schrieb sich ein Schema auf und entwarf einzelne kleine Szenen. Weiter kam er nicht; die „Urpflanze" lenkte ihn zunächst völlig davon ab, der er schon in Neapel nahe zu sein geglaubt. Er wähnte mit dem Modell und dem Schlüssel dazu Pflanzen bis ins Unendliche zu erfinden und die Idee überhaupt auf die ganze organische Natur ausdehnen zu können. Es war vergeblich. Auch mit seiner „dramatisch konzentrierten Odyssee", die ihn noch am 7. Mai bei Taormina kennen

am Meere nachdenkend beschäftigte, that er einen Fehlgriff. Nach seiner späteren Erläuterung sollte der „Hauptsinn" der sein, daß die vielumworbene Jungfrau, die aber alle Freier verschmäht, durch einen seltsamen Fremdling (Odysseus) gerührt, aus ihrem Zustande heraustritt und durch voreilige Äußerung ihrer Neigung sich „kompromittiert". Im dritten Akte sollte der „vielgeplagte" Odysseus seine Abenteuer erzählen und dadurch den Anteil Nausikaas steigern, im vierten sich tapfer zeigen und die Jungfrau völlig begeistern, dann aber im Bewußtsein der Schuld, dies Alles verursacht zu haben, mit dem guten Morgen scheiden, worauf das Mädchen den Tod im Meere sucht. Die heroische Landschaft sollte das Ganze charakterisieren und heben. Das war fein gedacht, hätte aber kaum die beabsichtigte Wirkung erzielt, denn der Stoff ist episch, keinesfalls tragisch. In der homerischen Darstellung der Nausikaa als eines heiteren, glücklich den Schmerz überwindenden und gar nicht aufgeregten Geschöpfes steckt keine Dido oder Phädra; der Selbstmord ist ohne völlige Änderung ihres Charakters durch den Dichter nicht zu motivieren. Goethe ließ den Plan auch bald fallen; die Gärten des vielschmausenden Phäakenkönigs Alkinous benützte er später nur noch zu einer Invektive gegen Kotzebue. Die drei ersten Auftritte der „Nausikaa" bieten schöne Einzelheiten und prächtiges Kolorit, doch keine Größe. Wilhelm Scherer aber versicherte, sie wäre die herrlichste Schöpfung Goethes geworden, und wollte das Fragment in den Ferien einmal vornehmen und vollenden. Dies hat

unterdessen Hermann Schreyer versucht, während Geibel eine Ballade „Nausikaa“ schrieb, die nicht zu seinen besten Leistungen gehört. Um vollständig zu sein, möge noch bemerkt werden, daß Goethes Schema im vierten Akte, dem der „Umkehr“, der Talentprobe des Dramatikers, unausgeführt ist; hier lag die Klippe. Dagegen verrät der fünfte Akt poetische Größe im Stile der „Iphigenie“ und Hero, aber durch die Einführung der „Stellvertretung“ des Odysseus durch seinen Sohn erleidet er eine Zerstreuung, die dieses in den drei ersten Akten wenig bewegte Drama noch mehr schwächen würde. Der Dichter empfand sehr wohl, warum er den Gegenstand fallen ließ.

Goethe reiste mit Kniep, der fleißig zeichnete, nach Segesta mit seinen Tempelruinen, von dort nach Girgenti und auf elenden Bergpfaden zu Pferde am 2. Mai nach Catania, wo sie auf den Lavaströmen des Ätna wanderten und einen aussichtreichen Berg bestiegen. Sodann ging es am Meere hin an dem genannten Taormina vorüber nach Messina, welches den 9. Mai erreicht wurde und seit dem großen Erdbeben im Februar 1783 in Trümmern lag. Die außerhalb der Stadt errichteten Bretterwohnungen erinnerten ihn an das Marktgetriebe von Frankfurt und Leipzig. Von Messina aus fuhr er zu Wasser nach Neapel zurück; hier schrieb er am 17. Mai 1787 an Herder und dankte ihm für die Teilnahme an der Herausgabe seiner Schriften. Da finden sich auch die an der Hand des Homer gemachten Beobachtungen auf der sicilischen Fahrt. Über die Darstellungsweise der Alten heißt es: „Sie stellten die

Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt. sie schilderten das fürchterliche, wir schildern fürchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm. Daher kommt alles Übertriebene, alles Manierierte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort." Diese Grundsätze haben Goethes Stil nach der italienischen Reise und vorzüglich in „Hermann und Dorothea" beherrscht; in Italien reifte sein Idealstil. In Hinsicht auf den Sprachgebrauch war bereits in der Weimarer Zeit ein Fortschreiten zu maßvoller Reinheit zu beobachten, wie er auch seine Schreibweise verbesserte, die der ersten Gesamtausgabe seiner Werke zu nutze kam. Goethe blieb den Rest des Mai noch in Neapel, erlebte einen neuen prächtigen Ausbruch des Vesuv, gedachte seines „humoristischen Heiligen Philipp Neri", dem er dann 1810 einen Aufsatz widmete, und nahm am 3. Juni herzlichen Abschied von Kniep, der ihm noch vor den Zollschranken Neapels eine rührende Aufmerksamkeit erwies. Am 6. Juni war er wieder in Rom. Hier galt es zunächst, die in letzter Zeit etwas vernachlässigten Verbindungen mit Deutschland wieder aufzunehmen, zugleich war er entschlossen, noch weiter zu seiner Ausbildung in Italien zu bleiben, selbst wenn er in der Folge die Stellung eines Privatmannes hätte einnehmen müssen. In Weimar war auch das Gerücht verbreitet, Goethe habe seine Entlassung aus dem weimarischen Staatsdienste genommen. Allein der offene, dankerfüllte Briefwechsel Goethes mit dem edeldenkenden und großmütigen Herzoge zerstreute bald die müßigen Gerüchte, und Goethe konnte nach Belieben in



Italienische Landschaft von Goethe.

Italien weilen und sich neuen Aufgaben zuwenden. Karl August machte indessen den militärischen Spaziergang der Preußen nach Holland mit.

Goethe wandte sich zunächst während des heißen Sommers in Castell Gandolfo rasch der Vollendung des Trauerspiels „Egmont“ zu, welches ihn seit 1775 beschäftigt und 1782 nur ein Notdach erhalten hatte. „Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüts nie zu Stande gebracht hätte,“ bekennt der Dichter selbst. Doch schon am 11. August 1787 konnte er dem Herzog den Abschluß melden, und nach einigen nebensächlichen Änderungen ging das Stück am 6. September nach Weimar ab. Die Prosasprache war beibehalten und damit auch vorwiegend noch der Genieſtil. In dieser Neubearbeitung war der Geschichte mancher Zwang angethan. Goethe stellt nicht den geschichtlichen Egmont, den Kriegshelden und glücklichen Familienvater, sondern einen lebensfreudigen, sorglosen und vertrauensseligen Volksmann dar, der blind in sein Verderben läuft, als Alba nach dem niederländischen Bilderſturme zur Niederwerfung der Bewegung nach Brüssel kommt (1567). Über Egmonts Charakter ruht Goethes ganze Lebensfreudigkeit des neapolitanischen Aufenthalts, der Held geht mit verbundenen Augen einher und sonnt sich in der allgemeinen Gunst des „beidlebigen“ Volkes; während Alba das Netz über seinem Kopfe zusammenzieht, verbringt er schöne Stunden bei Klärchen, dem Bürgersmädchen, das den armen Brackenburg nur so als Füllsel leerer Stunden

und als Laufburschen betrachtet. Die Episode ist vom Dichter frei erfunden; Klärchen ist ein schwaches Gretchen und trägt von Friedrike Brion wohl keinen nennenswerten Zug. Egmont wird gefangen und hingerichtet (5. Juni 1568); vor dem Tode erscheint ihm im Kerker sein Klärchen, das Gift genommen, auf einer Wolke schwebend als Göttin der Freiheit und verkündet dem Träumenden den schließlichen Sieg des Vaterlandes. Mit einer opernhaften Siegessymphonie schließt das Stück. Es fand nur geteilte Aufnahme und 1791 auf der Bühne zu Weimar wenig Beifall. Der Herzog, die Frau von Stein und Schiller in seiner strengen, den Standpunkt Goethes verkennenden Rezension hatten manches auszustellen, Karl August unter anderem auch die lose Szenenreihe. Mehr Glück hatte das Trauerspiel in der Bühnenbearbeitung Schillers von 1796, wo manches zusammengezogen, gestrichen und der Schluß geändert wurde[80]), aber diese fand wieder nicht Goethes Gefallen, so daß 1812 Riemer und der Schauspieler Wolff im wesentlichen den Urtext herstellten. In der Gegenwart, wo sich das Urteil über das lebensvolle, handlungreiche Stück mit dem besseren Verständnisse Goethes modifiziert hat, ist es ein Lieblingsstück der deutschen Bühne geworden. Kayfers Musik dazu ist durch jene von Beethoven ersetzt.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Goethe in Italien mehrere Singspiele umarbeitete, vor allen „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villabella“. Neben der angestrengtesten Beschäftigung mit der Kunst fand er noch Zeit zu verschiedenen Dichtungen; an „Wilhelm Meister“

ward gleichfalls etwas gearbeitet, wozu ihn gerade das Leben in Italien anreizte. Die Berichterstattung nach Weimar wurde eifrig fortgesetzt, Herder hie und da um Auskunft angegangen. Viel verkehrte er auch wieder mit Reiffenstein und anderen Künstlern und Kunstkennern; was er noch zu besichtigen hatte, das suchte er eifrig auf. Er bedauerte, daß er von den Kopien der Loggien Rafaels für die Kaiserin Katharina von Rußland, an denen unter Reiffensteins Leitung Unterberger mehrere Jahre gearbeitet, mit Ausnahme geringer Reste nichts mehr sah. Den Herbst verbrachte er teilweise außerhalb Roms in den Albanerbergen. In stiller und reiner Stimmung erwuchs endlich seine Erkenntnis, daß ihm zum ausübenden Künstler beinahe Alles fehle, Schule, Muße, Geduld und Planmäßigkeit, daß er doch eigentlich zum Dichter geboren sei. Dort in der Kunst war spielend nichts zu lernen, hier in der Dichtung mußte er sich wiederfinden. Jetzt konnte er abermals an den „Tasso" gehen. Für die beiden ersten, 1780—81 entstandenen Akte kannte er nach Kuno Fischers scharfsinnigen Untersuchungen[81]) nur das Leben Tassos aus Manso und die Sage von seiner Liebe zur Prinzessin von Este aus Muratori und wahrscheinlich auch den Aufsatz Heinses. Unsicher ist jedoch seine Bekanntschaft mit der Tasso-Komödie von Goldoni[82]). In Rom las er erst die umfassende Lebensgeschichte des Torquato Tasso von Serassi, welche ihm Tassos Gegner am Hofe zu Ferrara, besonders den Antonio Montecatino, überlieferte und die ursprüngliche Figur des Battista Pigna ergänzte. Den 28. März 1788

schrieb er nun an den Herzog: „Meine Absicht ist, meinen Geist mit dem Charakter und Schicksalen dieses Dichters zu füllen, um auf der Reise etwas zu haben, was mich beschäftigt.“ Die Dichtung trat nunmehr in eine neue Phase der Entwicklung. Auch zur Aufnahme des „Faust“ fand er im März 1788 wieder die Stimmung; im Garten der Villa Borgheſe schrieb er die noch dem Fragment einzuverleibende „Hexenküche“. Seiner Bekanntschaft mit der „schönen Mailänderin“ Maddalena Riggi verdanken die Gedichte „Amor als Landschaftsmaler“ und „Amor als Gast“ ihren Ursprung. Indessen ging Goethes Aufenthalt in Rom zu Ende. Am 22. April riß er sich mit dem Versprechen wiederzukommen und schweren Herzens los; es geschah ihm wie Ovid und Tasso. Auch die Freunde mißten ihn schwer, vor allen Angelika Kauffmann, die ihm am 10. Mai 1788 schrieb: „Ihr abschid von uns durchdrang mier Herz und Seele, der tag Ihrer abreis war einer der traurigen tagen meines lebens“[88]). Er zog nach Florenz und von dort nach Mailand; von hier aus schrieb er am 23. Mai 1788 dem Herzoge, der Weg werde ihn über Chiavenna und Chur und dann etwas seitwärts an den Bodensee führen. In Constanz traf er mit Bäbe Schultheß, dem sehnenden „Weibchen“ zusammen, wohl den 4. Juni, dann ging's dem „kimmerischen Himmel“ Thüringens zu. Am 18. Juni 1788, als der Vollmond am Himmel stand, kam er in Weimar an — ein anderer als er vor fast zwei Jahren fortgezogen. Dies äußerte sich schon in zwei einschneidenden Veränderungen

der nächsten Zeit. Bereits von Italien aus hatte Goethe seine Zukunftsstellung in Weimar angeregt; er übernahm keine politischen Staatsgeschäfte mehr, nur den Bergbau behielt er noch für sich. Der Herzog empfahl die Anstalten für Kunst und Wissenschaft seiner Fürsorge, im übrigen war er nur dessen Freund. Wollte er am Staatsrate teilnehmen, so räumte ihm der Herzog seinen eigenen Stuhl ein. Das Verhältnis zu Frau von Stein lockerte sich und zerriß bald ganz. Goethe konnte den unnatürlichen Zustand nicht mehr ertragen, weil er seiner jetzigen Anschauung und Stimmung widersprach. Nach der Rückkunft aus Italien lebte er noch ganz in den Ideen jenes Landes und fühlte, daß man ihn in Weimar nicht mehr recht verstand. Er zog sich deshalb mehr und mehr zurück und stellte sich mit Frau von Stein auf den rein gesellschaftlichen Standpunkt. Dafür knüpfte sich ein anderes Band. Auf einem Spaziergange im Park trat ihm eines Tages Christiane Vulpius mit einer Bittschrift um Holzunterstützung entgegen. Daraus entspann sich alsbald eine Bekanntschaft, sie zog später in sein Haus, und vom 13. Juli 1788 datierte Goethe die Gewissensehe mit seiner „Kleinen". Von einer rechtsverbindlichen Ehe hielt ihn sein klarer Verstand zurück, der ihm die unseligen Folgen eines verfehlten Schrittes zu erwägen gab. Christiane, die Schwester des Romanschreibers, zählte 24 Jahre, war klein, aber untersetzt, brünett, mit offenem Auge und voller Gesundheit, rundem Gesichte, schwellenden Lippen, kleinem Näschen und frischer Hautfarbe. Ihr naiv-freundliches Wesen mit dem Triebe

zur Beſchäftigung und Sinn für Ordnung und Reinlichkeit gefiel dem Dichter, der ſich nach einer ſtillen Häuslichkeit ſehnte, um ungeſtörter zu leben und zu ſchaffen. Sie verſtand es, ihm das Leben behaglich zu machen und alles Unangenehme von ihm fern zu halten. Goethe fühlte ſich alsbald recht vergnüglich, und dankbar anerkannte er ihr treuſorgliches Walten, das ihm bei wenig Aufwand ein ſchönes

Chriſtiane Vulpius.

Heim ſchuf. In dem volksmäßigen Gedichtchen vom 26. Auguſt 1813 „Gefunden“ ſchildert er in dichteriſcher Form die Entſtehung dieſes Liebesbundes, in der Elegie „Die Metamorphoſe der Pflanzen“ (1798) iſt auf das Wachſen inniger Zuneigung angeſpielt, und die ſpäter zu beſprechenden römiſchen Elegien ſind zum guten Teil aus dem Verhältniſſe zu Chriſtiane, dem „Bettſchatz“, wie die Frau Rat

meinte, entsprungen. In den Hofkreisen war man freilich entsetzt über diese ganz unstandesgemäße Verbindung; Goethe aber fand sich in der Einsamkeit behaglicher als früher im gesellschaftlichen Getriebe. Im März 1789 hatte Frau von Stein endlich Gewißheit über Goethes „wilde Ehe". Sie geriet außer sich, beklagte erst in einer Umdichtung von „Füllest wieder Busch und Thal" den großen Verlust und verurteilte dann in einem Drama „Dido" die Ränke des Ungetreuen. Goethe aber spann sich völlig ein. Am Geburtstage der Frau von Stein, 25. Dezember 1789, schenkte ihm Christiane einen Sohn, welchen Herder auf die bezeichnenden Namen Julius August Werther taufte. Der Herzog stand Pate und erleichterte damit auch Goethes sonst wenig behagliche Stellung in der Gesellschaft, denn die kirchliche Weihe des Bündnisses mit der „Mamsell" erfolgte erst viel später in den Wirren des Krieges. In der wohlhäbigen Einsamkeit, die Christiane ihm bot, ergab sich Goethe ganz der Poesie und naturwissenschaftlichen Studien; im Winter 1788—89 ordnete er die Zeichnungen der italienischen Reise von Zwotau bis an die sicilische Küste in ein Album ein. Unter den Kunstschätzen Italiens vergaß er einigermaßen den „Verlust" des Landes. Dann beschäftigte ihn wieder „Tasso". Die Einfügung des Antonio bereitete Schwierigkeiten, die sich aber minderten, sobald er die Schlußszene des ersten Aktes gefertigt und ihr die für die Verwicklung notwendige Färbung gegeben. Bei einem Aufenthalte in Belvedere vom 20. Mai bis 7. Juni 1789 wurde das Schauspiel vollendet. Während im „Egmont"

der idealistische Stil den charakteristischen des Stoffes wegen nicht zu verdrängen vermocht, konnte er hier wieder ganz den ersteren anschlagen, Stoff und Lokal der Handlung begünstigten ihn. Im „Tasso" ist nicht die Handlung Hauptsache, sondern der Ausspruch von „Gesinnungen", Ideen; in ihm finden sich mehr allgemeine Wahrheitssätze als in der „Iphigenie". Die harmonische Stimmung, welche Goethe in Italien erlangt, geht insbesonders durch die sorgfältige Ausmalung der Seelenzustände im „Tasso", Selbstbekenntnisse ganz persönlicher Art sind überall eingelegt und füllen das Gerüste der dürftigen Handlung aus.

Der Schauplatz derselben ist das Lustschloß von Belriguardo. Der Dichter Torquato Tasso hat eben sein religiöses Epos „Das befreite Jerusalem" vollendet und überreicht es im Parke seinem Schützer, dem Herzog Alfons II. von Ferrara, an dessen Hofe er lebt. Die Schwester des Herzogs, die Prinzessin Leonore von Este, setzt ihm zum Danke den Lorbeerkranz auf das Haupt. Da kommt Antonio, der soeben nach glücklich beendeten Staatsgeschäften aus Rom zurückgekehrt ist, und hält sich darüber auf, daß der Dichter mehr anerkannt und ausgezeichnet werde als der Minister. Den Tasso zeiht er der Unbescheidenheit, sich neben Virgil und Ariosto zu stellen. Die Beziehungen Goethes zum Weimarer Hofe treten deutlich genug hervor. In dem edelmütigen Fürsten ist Karl August, im Tasso Goethe gezeichnet. Als Muster zum Antonio hätte man sich etwa den Minister v. Fritsch, weniger den Grafen Goertz, vorzustellen. In der Prinzessin

pflegt man sich die zarte, fromme Herzogin Luise zu denken, die später Goethes wohlwollende Freundin geworden ist. Ihr Briefwechsel mit Goethe soll sogar im Drama verwertet sein. Zur Ergänzung sind ihr einige Züge der Frau von Stein geliehen. Das Vorbild der Gräfin Leonore von Sanvitale ganbt man bald in der Gräfin Werthern, bald in der schönen Freundin Branconi zu finden, doch ist darüber nichts Sicheres zu ermitteln. Die Figur, der eigentlich nur eine Sprechrolle zufällt, ist um des Gegensatzes und der Belebung des Kreises willen da. Tasso sucht sich auf den Rat der Prinzessin dem gemessenen Staatssekretär zu nähern, aber der Versuch scheitert an der Sprödigkeit desselben. Das Mißverhältnis zwischen den Männern, die darum Feinde sind, weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen geformt, steigert sich soweit, daß Tasso im Palaste des Fürsten den Degen zieht und Antonio zum Zweikampfe fordert. Das leidenschaftliche, empfindliche und stürmische Wesen Tassos entspricht jenem Goethes in den ersten Weimarer Jahren; in dem Monologe Tassos (2. Akt, 2. Szene), der jenem Auftritte vorangeht, tritt es zu Tage, und in dem Wechsel des Metrums im Verse „— Schwelle Brust! — O Witterung des Glücks“ ist vielleicht die Diskrepanz versinnlicht. In der besänftigenden Rede der Prinzessin: „Nicht weiter Tasso!“ wird Frau v. Stein kenntlicher gemacht, die jedoch bald wieder mehr Luise wird. Alfons straft den Dichter wegen des Burgfriedensbruches mit Zimmerhaft, doch tadelt er auch Antonio und heißt ihn, dem Dichter den Degen

wieder zu bringen. Antonio ſucht Taſſos Vertrauen zu gewinnen, doch dieſer verlangt zum Zeichen der Aufrichtigkeit, daß er ihm beim Herzoge die Erlaubnis erwirke, nach Rom zu gehen. Dieſer ſtimmt bei, in der Erwartung, die gereizte Stimmung des Dichters zu heilen. Allein in dem Abſchiedsſchmerze ſteigert ſich Taſſos Aufregung bis zur Beſinnungsloſigkeit; er geſteht der Prinzeſſin ſeine Liebe und umarmt ſie. Sie ſtößt ihn zurück, und nun iſt er von allen verlaſſen. Antonio bezeugt ihm jedoch ſeine aufrichtige Freundſchaft und richtet ſeinen geſunkenen Mut wieder auf. Mit dieſem Troſte ſcheidet Taſſo. Gegen den Schluß des Dramas wird Antonio mehr Goethe, der es verſtanden, ſich ſelbſt zu finden und den Dichter mit dem Hofmanne zu verbinden, während Taſſo, dem deutliche Züge von Lenz anhaften, dies nicht vermochte. Die hier verſuchte Auflöſung des Konfliktes genügt kaum und läßt vermuten, daß Goethe urſprünglich einen tragiſchen Ausgang plante, welcher ihm jedoch nach der italieniſchen Reiſe mit der Vertiefung des Gegenſpiels (Antonio) nicht mehr zuſagte. Aber in vollſter Reſignation ſcheidet der gedemütigte Taſſo, der nur Dichter und nicht auch Bürger ſein wollte, und darum kann man das Schauſpiel wohl auch ein Trauerſpiel nennen; der Held des Stückes unterliegt ja thatſächlich, wenn er gleich verſöhnt erſcheint, der Konflikt wird eigentlich nicht gelöſt, nur der Urheber „wohlwollend beſeitigt“. Goethe und Lenz ſchieden nach den oben angedeuteten Vorfällen gleichfalls nicht als Feinde. So gehört alſo auch dieſer „geſteigerte Werther“ zu den Selbſtbekenntniſſen Goethes;

das Stück, welches nur ganz allgemein die Züge des geschichtlichen Tasso trägt, ist eine poetische Beichte in klassischer Form und verherrlicht den Weimarer Musenhof, besonders den Herzog Karl August, der auch die Beziehungen des „Tasso" zu seinem Hause dankbar erkannte; auf die Bühne kam das Schauspiel erst 1807, als das Verständnis dafür ein wenig gekräftigt war.

Goethe lebte 1789 fast unausgesetzt seinen italienischen Erinnerungen. Er entwarf den Stammbaum des Cagliostro und schilderte das römische Karneval, während er das deutsche Singspiel „Die ungleichen Hausgenossen" liegen ließ, mit dem er sich nach einer Notiz in den Annalen damals beschäftigt haben will. Der nächsten Zeit gehören die (20) „Römischen Elegien" an. Die Anfänge reichen vielleicht in die Zeit des zweiten römischen Aufenthalts zurück, wie die siebente Elegie, eine größere Anzahl entstand nach der Heimkehr, die letzten wohl erst nach 1789; gedruckt wurden sie 1795 in Schillers Zeitschrift „Die Horen". Sie sind der dichterisch verklärte Ausdruck der freudig gehobenen Stimmung, welche ihm der Genuß der Kunst in Italien und das neue Liebesglück in der Heimat verlieh. Die Form ist antik, die Gedanken sind in das Gewand des Catull, Horaz und Properz gekleidet, die neunzehnte Elegie ist im Geiste Homers gehalten, und der „Schauplatz" wird nach Rom verlegt. Die Gestaltung des Gedankens erscheint nach neueren Forschungen aber wesentlich von dem Neulateiner Johannes Secundus beeinflußt, an welchen schon Herders Gratulation zum 28. August 1789

erinnert, wo Goethe als Johannes Tertius begrüßt wird[84]). Wenn nun auch die von Hettner gerühmte edle deutsche Renaissance der Elegien eine gewisse Vermittlung war, so bleibt doch immerhin die prächtige Anpassung und selbständige Behandlung der Motive Goethes eigenes Verdienst. In beiden Männern ist die Stimmung, daß die Liebe des Dichters Existenz ausfülle, eine verwandte, bei Goethe tritt sie nur charakteristischer in der Benützung des Erlebten hervor, wie er beispielsweise in der zweiten Elegie den Hofklatsch abfertigt, der wegen des „armen Geschöpfs", wie Frau v. Stein Christianen bezeichnete, in Weimar geführt wurde und des Dichters verächtlichen Zorn erregte.

An äußeren Erlebnissen ist die erste Zeit nach Goethes Rückkehr aus Italien nicht eben sehr reich, auch die „Gesellschaft" war häufig zerrissen. Im Sommer 1788 zog Herder, dann die Herzogin Anna Amalia mit Gefolge nach Italien, welche in Rom durch den Papst Pius VI. empfangen und durch ein „Präsent" ausgezeichnet wurde. Nach einem interessanten Briefe der Herzogin an Karoline (Rom, den 1. März 1789) war Herder während der Reise nach Neapel sehr grämig aufgelegt, erst hier heiterte sich der Sinn des „Erzbischofs von Thüringen" — wie er im katholischen Italien vorgestellt wurde — allmählich auf[85]). Indessen ereigneten sich daheim folgewichtige Dinge, vor allem die Begegnung Goethes mit Schiller im Hause der Frau v. Lengefeld zu Rudolstadt. Goethe war mit Frau v. Stein, mit der damals noch der Bruch nicht vollzogen war, mit der „kleinen Schardt" und Herders Gattin zu

Beſuch gekommen und verbrachte den Sonntag des 9. September 1788 größtenteils in Schillers Geſellſchaft. Dieſer aber war von der Begegnung nicht ſehr entzückt; er hielt Goethe bei allen ſonſtigen großen Vorzügen für ſteif und verſchloſſen und zweifelte, ob ſie je einander näher rücken würden, denn ihr ganzes Weſen ſei ſchon von Anfang an ein grundverſchiedenes. Allein Goethe erkannte Schillers Wert; wahrſcheinlich auf Fürſprache der Frau v. Stein that er Schritte für ihn und richtete am 9. Dezember 1788 ein Promemoria an den Herzog, um dem Verfaſſer des „Abfalls der Niederlande" die Profeſſur der Geſchichte in Jena zu verſchaffen. Der Herzog ging darauf ein, und am 26. Mai 1789 eröffnete Schiller bereits ſeine Vorleſungen. Auch für Moritz, der im Dezember 1788 nach Weimar kam, verwendete er ſich bei Karl Auguſt, welcher ihm dann eine Profeſſur in Berlin erwirkte. Im Juli 1789 kehrte Herder aus Italien zurück mit dem Entſchluſſe, nicht mehr „Düpe" zu bleiben, ſondern als Profeſſor an die Univerſität Göttingen zu gehen, um ſeine Lage zu verbeſſern. Da eilte Goethe am 22. Juli zum Herzoge nach Wilhelmsthal bei Eiſenach und betrieb Herders Sache in dem Sinne, daß ſeine Schulden gezahlt, ſein Gehalt erhöht und er zum Vizepräſidenten des Konſiſtoriums ernannt wurde, wodurch er in Weimar für immer feſtgehalten war[86]). Später hat dann Herders vergrämtes, durch körperliche Leiden geſteigertes Weſen den völligen Bruch herbeigeführt. Um Oſtern 1790 reiſte Goethe im Auftrage des Herzogs der Herzogin Amalia bis Venedig entgegen und trug auf der

erinnert, wo Goethe als Johannes Tertius begrüßt wird[84]). Wenn nun auch die von Hettner gerühmte edle deutsche Renaissance der Elegien eine gewisse Vermittlung war, so bleibt doch immerhin die prächtige Anpassung und selbständige Behandlung der Motive Goethes eigenes Verdienst. In beiden Männern ist die Stimmung, daß die Liebe des Dichters Existenz ausfülle, eine verwandte, bei Goethe tritt sie nur charakteristischer in der Benützung des Erlebten hervor, wie er beispielsweise in der zweiten Elegie den Hofklatsch abfertigt, der wegen des „armen Geschöpfs", wie Frau v. Stein Christianen bezeichnete, in Weimar geführt wurde und des Dichters verächtlichen Zorn erregte.

An äußeren Erlebnissen ist die erste Zeit nach Goethes Rückkehr aus Italien nicht eben sehr reich, auch die „Gesellschaft" war häufig zerrissen. Im Sommer 1788 zog Herder, dann die Herzogin Anna Amalia mit Gefolge nach Italien, welche in Rom durch den Papst Pius VI. empfangen und durch ein „Präsent" ausgezeichnet wurde. Nach einem interessanten Briefe der Herzogin an Karoline (Rom, den 1. März 1789) war Herder während der Reise nach Neapel sehr grämig aufgelegt, erst hier heiterte sich der Sinn des „Erzbischofs von Thüringen" — wie er im katholischen Italien vorgestellt wurde — allmählich auf[85]). Indessen ereigneten sich daheim folgewichtige Dinge, vor allem die Begegnung Goethes mit Schiller im Hause der Frau v. Lengefeld zu Rudolstadt. Goethe war mit Frau v. Stein, mit der damals noch der Bruch nicht vollzogen war, mit der „kleinen Schardt" und Herders Gattin zu

Beſuch gekommen und verbrachte den Sonntag des 9. September 1788 größtenteils in Schillers Geſellſchaft. Dieſer aber war von der Begegnung nicht ſehr entzückt; er hielt Goethe bei allen ſonſtigen großen Vorzügen für ſteif und verſchloſſen und zweifelte, ob ſie je einander näher rücken würden, denn ihr ganzes Weſen ſei ſchon von Anfang an ein grundverſchiedenes. Allein Goethe erkannte Schillers Wert; wahrſcheinlich auf Fürſprache der Frau v. Stein that er Schritte für ihn und richtete am 9. Dezember 1788 ein Promemoria an den Herzog, um dem Verfaſſer des „Abfalls der Niederlande" die Profeſſur der Geſchichte in Jena zu verſchaffen. Der Herzog ging darauf ein, und am 26. Mai 1789 eröffnete Schiller bereits ſeine Vorleſungen. Auch für Moritz, der im Dezember 1788 nach Weimar kam, verwendete er ſich bei Karl Auguſt, welcher ihm dann eine Profeſſur in Berlin erwirkte. Im Juli 1789 kehrte Herder aus Italien zurück mit dem Entſchluſſe, nicht mehr „Düpe" zu bleiben, ſondern als Profeſſor an die Univerſität Göttingen zu gehen, um ſeine Lage zu verbeſſern. Da eilte Goethe am 22. Juli zum Herzoge nach Wilhelmsthal bei Eiſenach und betrieb Herders Sache in dem Sinne, daß ſeine Schulden gezahlt, ſein Gehalt erhöht und er zum Vizepräſidenten des Konſiſtoriums ernannt wurde, wodurch er in Weimar für immer feſtgehalten war[86]). Später hat dann Herders vergrämtes, durch körperliche Leiden geſteigertes Weſen den völligen Bruch herbeigeführt. Um Oſtern 1790 reiſte Goethe im Auftrage des Herzogs der Herzogin Amalia bis Venedig entgegen und trug auf der

Fahrt manches nach, was er vor vier Jahren versäumt hatte. Vor Reutte erreichte er diesmal die Grenze Tirols und fuhr am 19. März im Postwagen über den Fernpaß bis Nassereith, wo er auf der Post nächtigte; das Haus ist mit dem größten Teil des Dorfes am 3. Juni 1893 abgebrannt. Andern Tages reiste er über Barwies, Telfs und Zirl nach Innsbruck, wo er diesmal auf Anraten Herders im Gasthofe zur goldenen Sonne auf der Neustadt wohnte und speiste. Am 22. März besuchte er die berühmte Ambraser Sammlung und fuhr dann bis zum Brenner Posthause, wo er zu Mittag aß[87]). Von hier aus eilte er auf bekannter Straße südwärts und traf noch Ende März in Venedig ein, wo er die Osterwoche verbrachte und bis 6. Mai mit seinem Diener Paul Götze allein blieb, da sich die Ankunft der Herzogin aus Neapel verzögerte. Er befaßte sich hier vornehmlich mit dem Studium der ältern venetianischen Malerschule und mit der Abfassung der „Venetianischen Epigramme", deren er über 100 zusammenbrachte. Schon von Venedig aus schickte er eine größere Anzahl nach Weimar, darunter auch das berühmte 35. an den Herzog:

„Klein ist unter den Fürsten Germanien's freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder! Da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein,"

welches für Goethes Gesinnung überaus bezeichnend ist. Diesmal fand er in Italien nicht mehr jene Stimmung, welche ihm 1788 mit dem Verweis auf Ovids libri Tristium I., 3 das Scheiden so schwer gemacht. Er spricht von

dem „Sauleben dieser Nation", der Italiener, findet die politischen Verhältnisse erbärmlich und macht heftige Ausfälle auf Aberglaube, Pfaffenherrschaft und auf die französische Revolution und Newtons Farbentheorie. In der Schärfe des Ausdruckes hat er sein Vorbild Martial vielfach überboten, etliche Epigramme sind trotz ihrer klassischen Form nicht mitteilbar; die meisten erschienen 1796 in Schillers Musenalmanach. Auf Goethe wirkten damals die politischen Ereignisse durchaus störend ein, außerdem vermißte er sein Weimarer „Erotikon", das ihn nach Hause zog, als endlich die Herzogin eingetroffen war. Er reiste nun mit ihr, dem Kammerherrn von Einsiedel und Fräulein v. Göchhausen, die ein Tagebuch führte, über Verona und den Brenner nach Innsbruck, wo die Herrschaften am 5. Juni anlangten und im „Goldenen Adler" abstiegen. Die Erzherzogin Marie Elisabeth, Schwester Kaiser Josefs II. und Äbtissin des adeligen Damenstiftes, zog dieselben zur Hoftafel. Am 6. Juni fand eine festliche Theatervorstellung statt; gegeben wurde das einaktige Lustspiel „Die Verlobung" und ein Melodrama „Leonardo Blandino". Andern Tags wurde die Heimreise über Zirl, Partenkirchen und Augsburg fortgesetzt, Mitte Juni waren die Herrschaften wieder in Weimar; Goethe konnte jedoch die ersehnte Ruhe nicht lange genießen.

§ 7. Goethe im Revolutionszeitalter bis zur Verbindung mit Schiller. — Reineke Fuchs. 1790—94.

Eben hatte Goethe durch seine briefliche Absage im Juni 1789 mit Frau v. Stein endgiltig gebrochen und den „Tasso" zum Drucke befördert, als die ersten Nachrichten von der revolutionären Bewegung in Frankreich eintrafen und die Gemüter beunruhigten. Gleichzeitig drohte ein Krieg zwischen Österreich und Preußen. Die politischen Reformen Josefs II. hatten in Belgien einen Aufstand hervorgerufen, dessen Nachrichten Goethe in Rom wie eine erfüllte Weissagung im „Egmont" vorkamen, und die Ungarn in Harnisch gebracht, welche vom Hause Habsburg-Lothringen abfallen wollten. Im Jahre 1789 begaben sich mehrere ungarische Magnaten nach Berlin und baten den König Friedrich Wilhelm II., ihnen einen Herrscher vorzuschlagen und die Garantie der ungarischen Verfassung zu übernehmen. Der König empfahl ihnen damals den Herzog Karl August von Weimar; dieser nahm auch die Ehre an, gab sich jedoch keiner Täuschung über die Möglichkeit seiner Regierung in Ungarn hin und sprach einem friedlichen Einvernehmen zwischen Österreich und Preußen das Wort[88]). Gar keine üble Aussicht für Goethe, ungarischer Unterrichts- oder Kommunikationsminister zu werden,

denn etwas Derartiges bedeutete er noch damals in Weimar! Der Angriff Rußlands und Österreichs auf die Türkei bewog Preußen zur Aufstellung eines Heeres in Schlesien zum Schutze der Türkei und mehr noch Polens. Karl August führte den Befehl über eine Brigade. Auf der Rückreise von Venedig empfing Goethe schon in Augsburg die Einladung des Herzogs, ihn im schlesischen Feldlager baldigst

Körners Villa in Loschwitz.

zu besuchen. Er fuhr daher am 26. Juli 1790 von Weimar nach Jena ab, und erreichte bereits am 28. Dresden. Von da aus machte er dem Rat Körner einen Besuch in dessen traulichem Landhause in Loschwitz[89]) und fuhr dann nach Schlesien. Am 8. August langte er in Breslau ein, wo er Gast seines Herzogs war, sich aber durch den Waffenlärm gestört fühlte. Von hier weg unternahm er

am 26. August einen Ausflug in die Grafschaft Glatz, drang ins Riesengebirge ein und besuchte Adersbach, um dann bis 1. September wieder über Schweidnitz nach Breslau zurückzureisen. Am 2. September fuhr er mit dem Herzog nach Oberschlesien und Polen. Die Straßen waren damals noch allgemein sehr schlecht, daher das Reisen große Beschwerden im Gefolge hatte. Am 4. September besichtigte Goethe unter der Führung des Grafen Reden die 1786 aufgethanen Erzhütten von Tarnowitz und schrieb in das Gedenkbuch der dortigen Knappschaft die Verse, die man ihm lange verübelt hat:

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft Euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt."

Dann ging es zu Wagen nach Krakau und nach Wieliczka zur Besichtigung der berühmten Salzwerke, die ihn lebhaft interessierten, und am 7. September wieder nach Krakau zurück. In diesem Mittelpunkte des Polentums scheint sich Goethe wenig umgesehen zu haben, die Marienkirche auf dem großen Ringplatze, der Fremde an den Markusplatz in Venedig erinnern soll, fiel ihm von selbst in die Augen; sie ist ein dem 13. Jahrhundert angehöriges, sehr merkwürdiges gothisches Bauwerk, das hier eine Stelle finden möge. Sehr wenig Vergnügen bereitete ihm endlich noch ein Besuch des polnischen Wallfahrtsortes zur schwarzen Mutter Gottes in Czenstochau. Am 10. September kehrte er nach Breslau zurück und schrieb an Herder

einen sehr verdrießlichen Brief, in dem es heißt[90]): „Ich habe so lange von Dir nichts gehört, lieber Bruder, bin hier in Breslau, nachdem wir von einer Reise nach Tarnowitz, Krakau, Wilitzka, Czenstochowa glücklich gestern zurückgekommen sind. Ich habe in diesen acht Tagen viel Merkwürdiges, wenn es auch nur meist negativ merkwürdig ist, gesehen. An dem Grafen Reden, dem Direktor der Schlesischen

Marienkirche in Krakau.

Bergwerke, haben wir einen sehr guten Gesellschafter gehabt. Nun sind wir wieder in dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche. Noch will nichts rücken, von der Abreise des Königs wird gar nichts gesprochen, indessen wünscht sich alles nach Hause, weil doch kein Anschein ist, daß es zum Ernste kommen könnte. Ob der Kurier, der aus Petersburg jede Stunde erwartet wird, Epoche macht, wird sich zeigen."

Goethe sehnte sich aus dem unruhigen Weltgetriebe unwiderstehlich nach seiner Studierstube, nach seinem Erotikon und nach seinem Kinde; er schreibt in dem angezogenen Briefe mißlaunig aus dem schlesischen Feldlager: „Es ist all und überall Lumperei und Lauferei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde," setzt aber dankbar hinzu: „Der Herzog ist sehr gut gegen mich, und behagt sich in seinem Elemente."

Goethe führte über die schlesische Reise ein flüchtig geschriebenes Tagebuch, desgleichen sein Diener Paul Götze, der die Auslagen und die Stationen verzeichnete; F. Zarncke hat diese Bleistiftnotizen nach Möglichkeit entziffert. Der Aufenthalt in jenen östlichen Gebieten war indes für Goethe keineswegs wertlos; er erfuhr eine Erweiterung seiner Menschenkenntnis und eine Bereicherung seines naturwissenschaftlichen Materials, und beides konnte er in der Folge auch brauchen. In Schlesien beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Naturkunde, um die Langeweile zu ertragen. Inzwischen verständigten sich Österreich und Preußen in Reichenbach bezüglich der schwebenden politischen Fragen; nachdem auch Rußland eine befriedigende Antwort erteilt hatte, wurde die schlesische Armee aufgelöst, der König Friedrich Wilhelm II. kehrte nach Berlin und Herzog Karl August nach Weimar zurück. Goethe war ihm bereits vorangeeilt und schloß sich in seine Studierstube. Er geriet jetzt auch an die Optik. Da brachte ihm das Jahr 1790 eine neue Sorge. Das im Jahre 1780 eröffnete neue Hoftheater war der Gesellschaft Bellomo

übergeben worden; dieser wurde nun gekündigt und ein eigenes Hoftheater-Personal angeworben, zum Teil unter Schröders thätigem Beistand. Am 7. Mai 1791 ward das Theater mit einem Prolog von Goethe und Ifflands

Fritz v. Stein.

„Jägern" wiedereröffnet. Im Sommer wurde dann in Lauchstädt gespielt, wo sich auch Frau v. Stein mit ihrem Gemahle zur Kur befand[91]). Goethe nahm die Stelle eines Intendanten ein, aber versah damit eigentlich die Stelle eines Oberdirektors, Regisseurs, Dichters und Schauspielers in

einer Person. Seine Hauptaufmerksamkeit richtete er auf die Durchführung eines idealen Prinzips künstlerischer Darstellung, woran es damals auf der Bühne allgemein gebrach. Großes richtete er trotz seines Ansehens und seiner Macht in den ersten Jahren nicht aus und Verdrießlichkeiten blieben ihm keineswegs erspart. Der Herzog neigte stets mehr zum französischen Theater. Erst mit dem Jahre 1798 begann dann die große Zeit für die Weimarer Hofbühne, als Schillers historische Dramen über die Bretter derselben gingen. Mit seinen eigenen Stücken hatte Goethe wenig Erfolg, denn er suchte dem Geschmacke des Hofes entgegenzukommen und setzte daher die Dichtung von Singspielen und Lustspielen fort. Während des Jahres 1791 entstand aus einem Opernplane das Lustspiel „Der Großkophta", in welchem die bekannte Halsbandgeschichte des Kardinals Rohan behandelt ist, in welche auch der berüchtigte Cagliostro durch seine Beziehungen zu dem geprellten Kirchenfürsten verwickelt war; sie endete 1786 mit dem großen Prozesse, der die Schuldigen aufdeckte. Bei der Aufführung am 17. Dezember 1791 fiel das Stück beinahe durch, weil man den Stoff zu abgeschmackt fand, der in der That viel widerlicher ist als der der „Mitschuldigen". G. Forster vermißte darin das Salz, Friedrich Schlegel fand das Stück matt, und Jacobi fühlte sich durch den ganzen Ton desselben verletzt. Die tristigste Kritik aber gab der Herzog, sie macht seinem Verständnis für dramatische Gegenstände alle Ehre. Goethe fuhr zwar fort, aus angedeutetem Grunde dem Operngenre nachzugehen („Theatralische Abenteuer"),

aber im Grunde beschäftigten ihn die Metamorphose der Pflanzen, die Gestalt der Tiere, Optik und Farbenlehre, und andere damit in Verbindung stehende Dinge viel angelegentlicher, Studien, die ihm eigentlich keine bedeutenden Ergebnisse lieferten, aber der Wissenschaft förderliche Pfade wiesen. Helmholtz hat in seinem Festvortrage zur Versammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar 1892 in geistvoller Weise über „Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen" gesprochen und betont, daß der große Dichter durch sein Anschauungsvermögen auf die richtigen Gedanken und Erkenntnisse geleitet worden, aber an der streng induktiven Methode scheiterte, denn alle Kenntnis der Natur ist eben induktiv. Sein divinatorisches Schauen hat ihn zu mancher Entdeckung geführt, sein gesundes Denken ihn vor großen Irrungen bewahrt. Goethes größtes naturwissenschaftliches Verdienst besteht in seiner Tier- und Pflanzen-Morphologie, vornehmlich in der Idee, daß der Bildung der Tiere und Pflanzen ein gemeinsamer Bauplan zu Grunde liege. Die Ursache dieser Gemeinsamkeit des Ursprungs wußte Goethe nicht anzugeben, das that erst Darwins Theorie von der „natürlichen Zuchtwahl". Seine Farbenlehre mußte scheitern, weil er zu seinen Untersuchungen nicht die genauen Apparate besaß, die uns jetzt zu Gebote stehen. Goethe hat nie vollkommen gereinigtes einfaches Licht gesehen und glaubte deshalb auch nicht daran. Die Schwingungstheorie des Lichtes als Ursache der Farbe war ihm nicht klar, denn beim optischen Bilde hörte seine Erkenntnis auf; die Spiral-

tendenz der Vegetation erkannte er erst in seinen letzten Lebensjahren. Mußte er also auf seine erwarteten Urgebilde verzichten, so hat er doch wenigstens der Folgezeit richtige Wege gewiesen und ist durch gesunde Denkkraft bis an die Grenzen des menschlichen Geistes vorgerückt Selbst wenn man zugiebt, daß Goethe die Zeit besser hätte verwenden können, ist es unstatthaft, über seine naturwissenschaftlichen Versuche zu spötteln, denn sie bilden eben auch einen Teil seines Bestrebens, in die Welt und in das, was sie im Innersten zusammenhält, mit Liebe und und Ernst einzudringen. Durch ihn wurde die bisher spekulative Richtung der Untersuchungen in die praktische Bahn naturwissenschaftlicher Erfahrung geleitet.

Das Jahr 1791 verbrachte Goethe, einen kurzen Aufenthalt in Ilmenau abgerechnet, ruhig in Weimar. Das folgende Jahr aber war ein sehr bewegtes. Am 20. April 1792 erklärte Frankreich an den eben zur Regierung gelangten Kaiser Franz II. den Krieg, welchen die Girondisten wünschten, um im Trüben fischen zu können. Auf dem Kongresse zu Pillnitz (1791) hatten sich Österreich und Preußen verbündet, um einem Angriffe zu begegnen und den Revolutionären gegenüber die königliche Familie moralisch zu schützen. Als sie jetzt zum Kampfe gezwungen waren, ließen sie zwar am Rhein ihre Truppen aufmarschieren, versäumten aber die kostbarste Zeit zum Angriffe. Erst als die Nachricht von der Gefangensetzung Ludwigs XVI. eingelangt war, wurde am 19. August die Grenze überschritten und nach Verdun marschiert, wo man

wieder stehen blieb, weil es die „methodische Kriegführung" des Herzogs Ferdinand von Braunschweig erheischte. Als dann schlechtes Wetter eingetreten, wurde mit dem Vormarsch nach Paris begonnen und an die Argonnen vorgerückt. Herzog Karl August befand sich ebenfalls beim Heere der Verbündeten und forderte Goethe schon im Juli

Römersäule zu Igel bei Trier.

auf, ihm zu folgen. Dieser begab sich zunächst nach Frankfurt und erst gegen Ende August nach Mainz. An der Tafel beim Oberforstmeister von Stein, dem Bruder des Ministers, fand er hier in der Fürstin von Monaco seine Philine der „Lehrjahre", wie einst in Innsbruck den Söller. Schillers und Körners Freund L. F. Huber, damals

sächsischer Legationssekretär in Mainz, und Georg Forster leisteten ihm Gesellschaft. Letzterer hatte ihm das Jahr zuvor seine Übersetzung der „Sakuntala" zugesandt[92]), an der Goethe die Blüte der Poesie fand und das Muster für das Vorspiel im „Faust" gewann. Diese Begegnung der beiden Männer hatte kein weiteres Ergebnis. Goethe begab sich dann rheinabwärts nach Bingen und an die Mosel nach Trier, wo er alles voll Bagage fand, und an dem Römerdenkmal bei Igel vorüber auf langwieriger Fahrt nach Luxemburg. Die Sekundinersäule, welche Goethe selbst eingehend beschrieb, ist ein 70 Fuß hohes Monument von Sandstein aus der Zeit der Antonine; das ganze Werk krönt eine Kugel, von der sich ein den Ganymed entführender Adler erhob. Am 28. August erreichte Goethe das Lager von Procourt bei Longwy und feierte in dem abscheulichen Gewühl desselben seinen 43. Geburtstag. Das Zeltleben sagte ihm wenig zu, auch an Vorräten gebrach es und Wein war selten aufzutreiben, so daß er einmal nur durch Glück zu einigen Flaschen kam, um dabei auf das Wohl des jüngst geborenen (zweiten) Sohnes des Herzogs, des Prinzen Bernhard, späteren niederländischen Generals, zu trinken. Bei entsetzlichem Wetter und durch unsäglichen Kot begann dann der erwähnte Weitermarsch der Armeen auf Verdun. Goethe entwirft in seinem Tagebuche eine überaus plastische Schilderung der Vorgänge. Er beschreibt auch eine „höchst tragische Szene", welche seine humane Gesinnung bezeugt. Die Verbündeten hatten die Schlauheit zu requirieren und mit

Anweiſungen auf König Ludwig XVI. zu zahlen, die dieſer ſeinerzeit einlöſen ſollte. „Mehrere Schäfer mochten ihre Herden vereinigt haben, um ſie in Wäldern oder ſonſt abgelegenen Orten ſicher zu verbergen. Von thätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, ſehen ſie ſich zuerſt wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verſchiedenen Beſitzern, man ſonderte und zählte die einzelnen Herden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, ſchwebte auf den Geſichtern der tüchtigen Männer. Als ſich aber dieſes Verfahren dahin auflöſte, daß man die Herden unter Regimenter und Kompagnien verteilte, den Beſitzern hingegen ganz höflich auf Ludwig XVI. geſtellte Papiere überreichte, indeſſen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen fleiſchluſtigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden, ſo geſteh ich wohl, es iſt mir nicht leicht eine grauſamere Szene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen ſeinen Abſtufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die griechiſchen Tragödien allein haben ſo einfach tief Ergreifendes.“ Vor Verdun erhaſchte er auch einen kleinen Beitrag für die Farbenlehre, dann wohnte er dem Bombardement jener Stadt an und ſah den gefangenen Poſtmeiſter Drouet, der den König von Frankreich auf der Flucht erkannt und verraten hatte. Am 20. September machte Goethe bei der Kanonade von Valmy Bekanntſchaft mit dem Kanonenfieber, welches er als einen eigentümlichen Hitzezuſtand mit Farbenempfindung bezeichnet. Dumouriez und Kellermann blieben Sieger, die Verbündeten traten alsbald durch die

von Regengüssen aufgeweichte Landschaft den Rückzug über den Rhein an. Goethe verließ das Heer und war froh, das ekle Zelt- und Marketenderleben los zu sein, zumal ihm „weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen“ war. Den Tag von Valmy bezeichnete er jedoch als den Beginn einer neuen Epoche der Weltgeschichte, indem die Sache der Revolution zum Siege gelangen würde. Im Schlafwagen des Herzogs fuhr er nun nach Verdun und nach Luxemburg zurück. Der Husar Lisêr geleitete ihn und gab ihn gelegentlich als den Schwager des Königs von Preußen aus, um überall ein gutes Nachtquartier zu erhalten[98]). Am 22. Oktober ging es an Igel vorbei nach Trier und von dort zu Wasser nach Koblenz. Da sich Frankfurt bereits in den Händen der Franzosen befand, war ihm der gerade Heimweg abgeschnitten. Er blieb nun zunächst drei Tage in Koblenz. In Thal hatte er nichts mehr zu suchen. Der alte Kanzler von la Roche ruhte schon zu Bürgel am Main unter der Erde, die Witwe verlegte ihren Sitz nach Offenbach. Goethe fuhr in einem Kahne über Bonn nach Düsseldorf und begab sich, des Gewühls müde, nach Pempelfort zu Jacobi, der ihn freundlich aufnahm und durch religiöse Innigkeit erwärmte. Er blieb hier vom 6. November bis 4. Dezember 1792 und traf auch Heinse wieder. Jacobi äußerte sich nicht günstig über den „Großkophta“ und fand auch an Goethes neuester Schöpfung „Reise der Söhne Megaprazon's“ wenig Gefallen. Der Dichter wollte hier die

Ansichten von sieben, beziehentlich sechs Brüdern geben, die sich auf Reisen befinden und gegenseitig über ihre Erlebnisse Mitteilungen erstatten, ließ aber die Fortsetzung bei dem geringen Anteile, den die Sache fand, auf sich beruhen. Hierauf begab er sich nach Duisburg, um Plessing zu besuchen, welcher zwar Professor der Philosophie an der dortigen Universität, aber arm und Sonderling geblieben war; 1806 starb er. Die Begierde nach Verkehr mit anderen Menschen und eine Einladung trieb Goethe auch nach Münster zur Fürstin Gallitzin, die dort in klösterlicher Einsamkeit lebte, aber trotz ihrer Frommgläubigkeit gegen den „protestantischen Heiden" edle Duldsamkeit bewies. Im Jahre 1785 war er ihr und dem Philologen Hemsterhuis in Weimar begegnet; sie war seitdem katholisch geworden. Hier in Münster wehte ihn eine eigene Luft an. Hamanns Grab in der Ecke des entlaubten Gartens schien ihm in die Augen, strenge Religiosität neben Rousseau'scher Freiheit kreuzten sich in dem merkwürdigen Hause, Kunst und Religion kamen zum Wort, und dabei ging es ziemlich in die Höhe und in die Tiefe. Aus den Gesprächen über diese beiden Gegenstände der geistigen Kultur schien eine gewisse Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiösen Gefühl begleitet sei. Goethe war jedoch der Ansicht, daß „die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, weil jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, diese nun aber das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt

und darin beharren muß.“ In diesem Geiste schrieb er das Gedicht „Der neue Amor“ augenblicklich nieder. Das allegorische Glaubensbekenntnis ist bezeichnend für Goethes antiken Kunststandpunkt, von dem aus er eine veredelte Sinnlichkeit predigt. Goethe schied aus diesem katholischen Kreise mit seinem „Credo“, in welchem die edelste Toleranz liegt; Fritz Stolberg aber wurde 8 Jahre später in der Hauskapelle der Fürstin ein „Unfreier“, wie sich der unduldsame J. H. Voß ausdrückte.[94]) In das Album der Tochter der Fürstin schrieb Goethe (1793) das schöne Distichon[95]):

„Unterschieden ist nicht das Schöne vom Guten, das Schöne
Ist nur das Gute, das sich lieblich verschleiert uns zeigt.“

Mitte Dezember war Goethe auf dem Umwege über Paderborn und Kassel nach Weimar zurückgekehrt. Aus seinen Tagebüchern stellte er 1822 die „Campagne in Frankreich“ zusammen, welche sich an „Dichtung und Wahrheit“ und an die italienische Reisebeschreibung anschließen sollte. Die Lücke 1775–86 wurde aber nicht ausgefüllt; dafür geben die reichhaltigen Tagebücher, die Briefe, die Tag- und Jahreshefte (Annalen) und die biographischen Einzelnheiten für diese und die folgende Lebenszeit Goethes Aufschluß. Vieles kommt erst jetzt zu Tage und beleuchtet dunkle Punkte unseres Wissens, aber wesentlich wird dadurch Goethes „Leben“ nicht verändert; am meisten der Erforschung bedürftig ist noch „Goethe der Künstler“. Je tiefer man in das Leben des außerordentlichen Mannes eindringt, desto mehr erkennt man

seine riesig ausgebreiteten Beziehungen zu den verschiedensten Personen und Dingen, seinen Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit in geistiger Hinsicht und seine edeln Absichten zur Hebung derselben. Goethes Leben können wir sicher schon jetzt beschreiben, aber seine volle Bedeutung werden vielleicht erst die kommenden Jahrhunderte aus den Folgen seiner Wirksamkeit erfassen.

Nach der Rückkehr zu den Seinen ging Goethe an die schriftstellerische Verwertung der Zeitereignisse. Im April 1793 vollendete er in acht Tagen das einaktige Lustspiel „Der Bürgergeneral", welches er im Anschluß an die deux billets des Franzosen Florian frei behandelte und als eine Verspottung des republikanischen Maulheldentums dachte. War schon die Einschaltung in minder gute Überarbeitungen (von Wall-Heyne) ein Mißgriff, so sprach das Stück bei der ersten Aufführung am 2. Mai 1793 trotz des hübschen Dialogs auch aus dem Umstande nicht sonderlich an, weil ernste Ereignisse zu leicht behandelt waren. Der Revolution gegenüber wäre hoher Ernst oder scharfe Satire am Platze gewesen. Goethe war übrigens damals nicht genügend gesammelt, denn schon im April wußte er, daß er bald wieder ins Feld sollte. Die Kriegsereignisse rissen ihn vom Studium des Reineke Fuchs weg, auf den er wenigstens schon 1778 durch Everdingens hübsche Kupferstiche in Gottscheds Ausgabe aufmerksam geworden war. Als Goethe von der Champagne her noch auf der Reise nach Trier begriffen war, nahmen die Franzosen unter Custine am 21. Oktober 1792 Mainz ein. Das

war für eine Verbreitung der revolutionären Bewegung nach Deutschland gefährlich, um so mehr, als in Mainz selbst jakobinische Klubs Verwirrung schufen. Dieser Schlüssel zum Thore des Reiches mußte also baldigst zurückerobert werden. Die Preußen zogen vor die Festung, der General v. Kalkreuth leitete die Belagerung. Auf den Wunsch des Herzogs Karl August wohnte auch Goethe derselben bei und ließ den botanischen Garten in Jena, dem damals seine Sorge galt, stehen. Er begab sich zunächst nach Frankfurt zur besorgten Mutter und am 26. Mai 1793 über Höchst in das Lager zu Marienborn bei Mainz. Die Belagerung zog sich in die Länge. Dem Dichter kam jede Stunde „unglücksträchtig" vor, er sah zuviel Menschenelend und Unglück; die Verwundung des preußischen Prinzen Louis Ferdinand flößte ihm viel Teilnahme für den Helden ein. Während eines heftigen Ausfalls der Franzosen unternahm er am 9. Juni einen Ausflug in den herrlichen Rheingau nach Rüdesheim und Bingen und zu Lande wieder ins Lager zurück. Seine Aufzeichnungen verwertete er dann für einen kriegsgeschichtlichen Bericht „Belagerung von Mainz" (1822), auf den er viel Studium verwendete. Am 23. Juli 1793 ergab sich die Festung endlich, und Goethe erhielt Urlaub vom Herzog. Er begab sich nach Mannheim, wo er dem vorhin genannten Prinzen aufwartete, dann nach Heidelberg, wohnte dort bei seiner „treuen Freundin" Delf und traf seinen Jugendfreund Schlosser, dem er aus seiner Farbenlehre vortrug, und reiste dann nach Frankfurt ab.

Ende Auguſt kehrte er zur lieben „Kleinen“ und ſeinem erfreulich heranwachſenden Sohne zurück und nahm die unterbrochenen Arbeiten wieder mit emſigem Fleiße auf. Zunächſt ging er hier nun an die Ausarbeitung des Tierepos „Reineke Fuchs“, das ihn ſo freundlich von den abſcheulichen Welthändeln ablenkte. Seine Hauptquelle bildete die hochdeutſche Proſaübertragung des niederdeutſchen „Reineke de Vos“ von Gottſched (1752), wozu ihm Knebel den niederdeutſchen Text ſelbſt verſchaffte, der eine Nachbildung des „Reinaert“ von Heinrich von Alkmar iſt und zuerſt 1498 in Lübeck erſchienen war. Nun konnte er den bedeutenden Unterſchied zwiſchen der alten naiven Tierfabel und den neueren Übertragungen erkennen, an der erſteren ſich ergötzen und für ſeinen Plan die Richtſchnur gewinnen. Anfangs Mai 1793 war das Epos fertig; die zwölf Geſänge wurden aber nach der Rückkehr von Mainz wieder vorgenommen und durchgearbeitet, manches eingeſetzt, anderes ausgelaſſen und namentlich der zweite Geſang geändert. Erſt um die Mitte des November gedieh das Gedicht mit 4311 Hexametern zum endgiltigen Abſchluſſe. Im Verhältniß zu den kurzen Verſen des Originals iſt Goethes Dichtung erweitert; an vielen Stellen erſcheint eine behaglichere Ausmalung der Situation, und das Ganze iſt gemildert im Ausdruck und in der Form. Das antike Versmaß bedingte eine feinere Durchführung der derben Fabel. Goethe hat hier zum erſtenmal im großen Umfange den Hexameter angewendet und ihn „deutſch reden gelehrt“, während ſeine Vorgänger wie Ewald v. Kleiſt

vergebliche Mittel, als eine Anakrusis, anwendeten, um den Vers wohlklingender zu machen. Fehlerfrei sind allerdings auch die Hexameter Goethes im „Reineke Fuchs“ ebensowenig, als die (öfters überzähligen) Blankverse im „Tasso“; Voß hatte allerlei daran zu nergeln. Schiller empfand ein ungemeines Behagen am homerischen Tone der Dichtung, welche Herder die „erste und größte Epopöe der deutschen Nation“ nannte. Das eigentliche Behagen liegt jedoch in dem wohlgeordneten und künstlerisch verarbeiteten Stoffe, welchen Goethe nur in die antike Form goß und ein wenig modernisierte, wobei sich allerdings einzelne Verstöße Gottscheds einnisteten. Die Hauptsache blieb bestehen und das giebt der Dichtung den Charakter einer freien, rein poetischen Übertragung. „In dem heiter bewegten Leben der Tierwelt, deren Schmerzen selbst uns noch komisch erscheinen“, ist nach Jakob Grimms Meinung „ein lachendes Bild des leidenschaftlichen ränkevollen Menschentreibens farbenreich ausgeführt“. Schon die Anknüpfung an Pfingsten, das liebliche Fest, macht Stimmung, in der Gerichtsszene vor dem Tierkönig Nobel (dem Löwen) ist eine Ironie von unnachahmlicher Feinheit ausgegossen. Diese „unheilige Weltbibel“ zeigt uns das Bild eines zerrütteten Staatswesens, in welchem alle Bande frommer Scheu durch Widersetzlichkeit und Eigenmächtigkeit der Vasallen aufgelöst, Lüge und Bestechlichkeit herrschen und der parteiische Eigennutz des Hofes keine lange Dauer der Herrschaft verspricht. Goethes „Reineke Fuchs“ gehört zu den Lieblingsbüchern des deutschen Lesepublikums und hat auch den

Stift Wilhelms v. Kaulbach zu prachtvollen Zeichnungen veranlaßt (1846). Von Übertragungen in fremde Sprachen dürfte jene ins Französische von Grenier, dem Freunde Heines, die beste und bekannteste sein. Gleichfalls in das Jahr 1793 fällt das politische Drama Goethes „Die Aufgeregten", welches ursprünglich „Zeichen der Zeit" heißen und 5 Akte umfassen sollte, aber nicht vollendet wurde. Die Handlung hat zum Hintergrunde die revolutionären Ereignisse des Jahres 1793 und bietet Goethes politische Ansichten in etwas verhüllter Gestalt. Neben der französischen Revolution fesselten damals noch die Vorgänge in Polen; die staatsrettende Konstitution vom 3. Mai 1791 scheiterte an der Niedertracht eines Teiles des polnischen Adels und führte zum Einschreiten Rußlands. Das Volk lag darnieder und besaß keine Widerstandskraft gegen die Herrschsucht und Genußwut der Schlachta; 1793 und 1795 wurde Polen zum zweiten und dritten Male geteilt. Goethe empfand Mitleiden mit dem armen Volke, das er 1790 kennen gelernt, und ersah die Rettung desselben in einer „höheren Kultur der niederen Klassen". Er that deshalb einen „Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen", um die Zustände dortselbst zu bessern. Dies sollte durch das Theater geschehen, welches das Volk allmählig an die deutsche Sprache gewöhnen möchte. Diese wunderliche, spielende Pädagogik und Methodik, die er wohl an sich erfahren, wäre selbst für die damalige Zeit verfehlt gewesen, und Goethe trat mit seinem wohlmeinenden Vorschlage auch nicht

hervor. Bezeichnend ist es aber für ihn, daß er auch hier den Zweck einer höheren Sittlichkeit betont, um das Volk innerlich frei zu machen und ihm dadurch wieder Gewalt über sich selbst zu geben. Goethes publizistischer Versuch ist erst jüngst aufgefunden und veröffentlicht worden.[96] In größerem Maßstabe suchte Goethe die französische Revolution zu behandeln in einer großen Trilogie nach dem äußerlichen Muster des „Wallenstein"; es erschien aber 1803 nur der erste Teil davon, worüber später gehandelt wird, desgleichen über „Hermann und Dorothea". Von einer zu Straßburg spielenden Revolutionstragödie „Das Mädchen von Oberkirch" ist bisher weder die Zeit der Entstehung noch der Inhalt bekannt. Die im Goethe-Archive liegende Handschrift füllt nach gütiger Mitteilung von B. Suphan 20 gebrochene Folioseiten, das Drama selbst ist Torso. Der Umstand, daß Goethes Revolutionsdichtungen meist unvollendet sind, darf uns ebenso wenig wundern wie ihre untergeordnete Bedeutung. Er teilte nicht nur nicht die Bewunderung Klopstocks und Schillers für dieselbe, sondern stand ihr von Anfang an mit Mißtrauen und sogar Abscheu gegenüber. Sein angeblicher „Aristokratismus" hat mit dieser Thatsache nichts zu thun, wohl aber seine ästhetische Richtung. Allgemeinen Ideen war er wie Gemeinplätzen abhold, die Geschichte als solche war ihm fremd, dagegen beobachtete er die einzelne Erscheinung, und von diesem Gesichtspunkte aus stießen ihn die allgemeinen Phrasen der Umstürzler und die blutigen Vorgänge in Frankreich ab. Häßliche Eindrücke waren

ihm von Jugend an verhaßt, in späteren Jahren aber bedeuteten ihm die leidigen Welthändel nur eine läſtige Störung in ſeinen Studien und Betrachtungen. In den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“ mit dem berühmten Märchen von der grünen Schlange (1795), einer allegoriſch verhüllten Anſpielung auf die Revolution, nahm er noch einmal die Vorgänge jenſeits des Rheins zum Rahmen für eine Reihe von Erzählungen für Schillers „Horen“. Er brachte jedoch nur ſieben Stücke zuſammen (1794—95); zur Fortſetzung fehlte ihm die Zeit, ſowie der Beifall der Leſer. An dem Märchen haben die Romantiker ſich begeiſtert, der weltbetrachtende deutſche Decamerone mit ſeinen geheimnisvollen Geſchichten blieb jedoch liegen und reizte erſt wieder ſpätere Leſer und Forſcher, die da übrigens noch manches Fündchen machen könnten. Die Erzählung des Alten von Ferdinand und Ottilie bietet beiſpielsweiſe bemerkenswerte Züge aus Goethes Leben; ſchon die Idee der Charaktervererbung in der Familie, das zwiefache Naturell der beiden, hier nur umgekehrt gezeichneten Eltern in dem Sohne gehört dahin. Der Kaſſenraub durch den „verfeinerten Söller“ deutet auf ein älteres Frankfurter Erlebnis. Die Liebe Ferdinands zu Ottilien endlich und der Bruch des Verhältniſſes verrät manch ſprechende Ähnlichkeit mit dem Dichter und Lili, ſo ſehr auch im allgemeinen die Darſtellung im Sinne des Ganzen verändert erſcheint. Dies erkannte ſchon das geiſtvolle Auge Wilhelm Scherers. Andere fanden wieder in Ottilie Züge von Chriſtiane, und Erich Schmidt hat

bemerkt, daß späterhin auch manches an Frau v. Stein erinnere. Wir haben es eben wieder mit einer Typenmischung zu thun. Auffallend ist es, daß der Dichter in den ersten Jahren des Revolutionszeitalters überall in seinen älteren Erlebnissen nach Stoffen und Motiven herumsucht und außer seinem schönen Tierepos nichts Bedeutendes fertig bringt. Goethe klagte um jene Zeit über das Nachlassen seiner dichterischen Kraft und nahm mit Unlust wahr, daß in jenen unruhigen Tagen und bei seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen selbst seine lyrische Ader auszutrocknen anfing. Die letztbehandelte Periode seines Lebens war mehr eine Zeit der Einsicht und Vorbereitung, während die poetische Thätigkeit zurücktrat. Da erfrischte ihn die Verbindung mit Schiller wie ein kräftiger Regen das dürre Land.

§ 8. Goethe und Schiller. — Xenien, Balladen. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Hermann und Dorothea. Die natürliche Tochter. Dritte Schweizerreise. 1794—1805.

Seit Schillers Einzug in Jena waren fünf Jahre verflossen, ohne daß sich zwischen dem hart mit dem Leben kämpfenden Professor und dem vom Schicksal begünstigten Geheimrat v. Goethe ein näherer Verkehr ergeben hätte. Ihre Wege gingen noch weit auseinander. Schiller glaubte in Goethe einen Egoisten in ungewöhnlichem Grade vor sich zu haben, der ihm im Wege stehe und das Glück in vollen Zügen genieße, während er selbst darbe. Schiller fühlte seine zukünftige Größe, während ihn Goethe nur nach dem Werte seiner bisherigen Leistungen nahm; jener sah mit den Augen einer überschäumenden dichterischen Begeisterung, dieser war durch reiche Erfahrung, öffentliche Anerkennung und gesellschaftliche Stellung ausgezeichnet, er war durch die Beschäftigung mit Kunst und Natur geläutert und abgekühlt und erzeugte in Schiller das Gefühl der Zurückweisung. Es war wieder das Verhältnis Antonios zum Tasso. Goethe fand bei der Rückkehr aus Italien eine ihn tief anwidernde Natürlichkeit der Litteratur und vermißte an den neuen Stürmern den Geschmack. Sein Urteil traf Schillers „Räuber" nicht minder wie Heinses „Ardinghello"; „Don Karlos" und alle

biederen Volksmänner und elenden Aristokraten der Litteratur stießen ihn ab. Allein die Geschichte und die Kant'sche Philosophie läuterten alsbald Schillers Wesen, er trat von da aus der Kunst und Antike näher, während Goethe eher umgekehrt vorging. Bei Schiller überwog die Idee, der Sinn des Ganzen, der Idealismus, von welchem die Einzelheiten ausgingen wie die Äste vom Stamme, während bei Goethes Realismus der Weg vom Einzelnen zum Gesamten ging. Im Gegensatze zu Schiller, der an alle Dinge mit einer vorgefaßten Idee herantrat, suchte dieser den Eindruck, den eine Erscheinung in seinem Innern hervorgerufen, festzuhalten und künstlerisch darzustellen[97]). Ihm schien daher alles wichtig zu sein, was die Erkenntnis der Wahrheit fördern konnte, und recht bezeichnend schreibt er aus Italien an Frau v. Stein[98]): „Es ist nichts groß als das Wahre und das kleinste Wahre ist groß." Goethes Auffassung ist objektiv, jene Schillers subjektiv. Eine Annäherung schien undenkbar. Auf der Rückreise aus dem schlesischen Feldlager hielt sich Goethe vom 25. September bis 3. Oktober in Dresden auf und trat Körner näher. Die beiden fanden den Anknüpfungspunkt bei Kant. Goethe trug aus seinen römischen Elegien vor, die Körner nur als „ausgesprochene Gemälde von Situationen in Rom" erfaßte und das Objekt als künstlerische Absicht empfand, während er selbst mit Schiller das Subjekt als das wichtigere Element betrachtete, den Künstler also über dem Werke sah. Als Goethe bald darauf nach Jena kam und Schiller besuchte, leitete er das Gespräch auf denselben Gegenstand und auf

Kant. Eine Vereinigung kam nicht zu Wege, denn Schiller meinte, Goethe habe zu viel aus der Sinnenwelt, er aber aus der Seele. Nur in einem Punkte näherten sie sich jetzt unbewußt; sie begannen sich gegenseitig zu schätzen, in der Ahnung, daß vielleicht jeder von ihnen Recht habe und zum Ziele gelange. Schiller sagt: „Sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann.“ Der Aufsatz Schillers über Anmut und Würde ließ zwar nochmals die große Kluft zwischen beider Anschauungen hervortreten, aber dann brach das Eis. Nach Goethes Darstellung geschah dies nach einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft zu Jena, als die beiden Dichter ein Gespräch über die Metamorphose der Pflanzen führten. Goethe ließ vor Schillers Augen mit wenigen Federstrichen eine symbolische Pflanze erstehen, worauf Schiller meinte, das sei eine Idee, keine Erfahrung. Die Rede deutete ihren verschiedenen Standpunkt scharf genug an, aber das Gespräch fesselte beide Teile; Goethe war über Schiller entzückt und datierte von der Verbindung mit diesem einen „neuen Frühling“ seiner Existenz. Nun war es an Schiller, den nächsten Schritt zu thun. Im Mai 1794 hatte er mit Wilhelm v. Humboldt den Plan zu den „Horen“ entworfen und wollte nun die hervorragendsten Geister zur Teilnahme an dieser Monatsschrift gewinnen. Goethe und Meyer sagten alsbald zu. Ersterer beschäftigte sich jedoch damals eben wieder mit Anatomie, welche sogar den Plan zu einem „befreiten Prometheus“ nicht aufkommen

ließ. Am 23. Auguſt 1794 ſchrieb Schiller den bekannten Brief an Goethe, in dem er ihm mit liebevoller Hand die Summe ſeiner geiſtigen Exiſtenz zog, zugleich aber ihr gegenſeitiges Verhältnis fein bezeichnete. Von da ab geht der Freundſchaftsbund zwiſchen den zwei größten Dichtern der Nation, welcher in der Litteratur einzig daſteht. Das herrlichſte Denkmal desſelben iſt der berühmte Goethe-Schiller'ſche Briefwechſel, der bis zu Schillers Tode reicht und 1824 von Goethe ſelbſt noch als eine große Gabe den Deutſchen, ja den Menſchen zugänglich gemacht wurde. Die wichtigen Zeugniſſe, von dem Schaffen der beiden Männer, ſind noch lange nicht vollſtändig ausgebeutet und nutzbar gemacht. So lange Schiller in Jena wohnte, trug die Botenfrau dieſe koſtbaren Briefe und Billets jeden Mittwoch und Samſtag zwiſchen Weimar und Jena mit anderen Briefen und Sendungen, mit Geflügel und Gemüſe hin und her, denn Weimar war damals noch ein ſtilles Landſtädtchen und hatte nur zweimal in der Woche Poſttag. Die neue Freundſchaft entſchädigte Goethe für Wieland und den verbiſſenen Herder, mit dem ſich 1795 der Bruch vollzog. Damals ging eine tiefe Kluft zwiſchen Goethe und den andern Weimarer Größen, die vorübergehend zur Anbetung fremder Götter führte, wie Jean Pauls, deſſen ſich beſonders ſeine „Linda", Charlotte v. Kalb, annahm[99]). Goethe bedurfte neuer Freunde. Im Sommer 1794 näherte ſich ihm bei einem Beſuche in Weimar auch J. H. Voß. Goethe lieferte zunächſt für Schillers „Horen" die römiſchen Elegien und zwei Epiſteln, dann die „Unterhaltungen

deutscher Ausgewanderten", die gerade für eine Zeitschrift nicht sehr geeignet waren, aber diese durch sein Ansehen hoben. Die Teilnahme ließ aber bald nach, obwohl Goethe noch seine damals vielgerühmte Übersetzung der Selbstbiographie des florentinischen Goldschmieds und Bildhauers „Benvenuto Cellini" hergab. Im Sommer 1795 ordnete er in Karlsbad die venetianischen Epigramme für Schillers Musenalmanach auf das Jahr 1796, wo auch die beiden Gedichte „Meeres Stille" und „Glückliche Fahrt" abgedruckt sind. In den folgenden Winter fällt der von Goethe ausgegangene Plan, nach Art der Xenien des Martial auf alle Zeitschriften Distichen zu verfassen, der sich nach und nach zu einem großen litterarischen Haberfeldtreiben gegen die heimische Philisterhaftigkeit und Geschmacklosigkeit erweiterte. Beide gaben sich mit Interesse und Freude dem „gottlosen" Unternehmen hin, bequemten sich in den Ansichten einander an und schufen gemeinschaftlich gegen 1000 solcher stachligen Früchte, die dann im Oktober 1796 als „Xenien" von Schiller und Goethe in des ersteren Musenalmanach für 1797 zum Teile dem deutschen Publikum geboten wurden. Eine größere Anzahl unbekannter Epigramme hat sich erst vor Kurzem im Weimarer Archiv gefunden. Die „Füchse mit den brennenden Schwänzen" richteten auch im „Lande der Philister" und in der „reifen papiernen Saat der Herren" große Verheerung an und riefen eine Menge von Gegenschriften hervor, die aber den mächtigen Eindruck der Stichverse von Schiller und Goethe nicht abzuschwächen

vermochten. Eine Stimme aus dem Süden kann ich wohl als charakteristisch anführen; Alxinger meinte in einem Briefe, Wien, 14. Dez. 1796, an Göschen: „Schiller und Göthe haben wenig Ehre mit ihrem Almanach und ihren Xenien eingelegt. Ich hatte geglaubt, daß wenigstens Göthe gescheider seyn würde. Es ist ein wahres Purschenstückchen.“ Den Sommer 1796 weilte Goethe viel in Jena. Im Mai las er dort Schiller und Körner seine neueste Elegie „Alexis und Dora“ vor, an welcher Schiller nur auszusetzen hatte, daß bei Alexis die Eifersucht so schnell auf das Gefühl des reinen Liebesglücks folge. Dagegen wendete Goethe nicht ganz glücklich ein, daß jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar erzeuge und daß die Idylle überhaupt einen pathetischen Gang habe und eine Steigerung der Leidenschaft bis zum Schlusse erfordere. Im darauffolgenden Jahre dichtete er in Jena im Monate Juni das schon berührte Lied Mignons „So laßt mich scheinen, bis ich werde, zieht mir das weiße Kleid nicht aus“. Er schaltete es dann noch in seinen endlich abgeschlossenen Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ ein. Dieser mit „Arabesken seines Lebens“ ausgestattete Gesellschaftsroman wurde nämlich unter den ermunternden Zureden Schillers am 26. Juni 1796 vorläufig beendet. Er hatte sich damit zuletzt auch deshalb sehr beeilt, weil er wieder nach Italien gehen wollte, wohin ihm Meyer bereits vorausgezogen war; der Krieg in Oberitalien verhinderte jedoch die Ausführung des Planes. Goethe hat in den „Lehrjahren“ eine reiche

Fülle von Erlebnissen und Erfahrungen aus der Weimarer Zeit verwertet und so die Forscher angeregt, seinen zahlreichen Modellen nachzuspüren. Die verschiedenen Gegenstände, die er nach und nach zusammentrug und in sich aufnahm, suchte er so viel als möglich um seinen Titelhelden zu gruppieren; von ihm aus fallen die Reflexe auf die Umgebung oder häufiger umgekehrt. Das ruckweise Entstehen der Dichtung that im Allgemeinen der künstlerischen Einheitlichkeit Abbruch, ja an einer Stelle konnte nicht mehr der richtige Anschluß gefunden werden. Das Werk machte jedoch in einer Zeit, wo an guten Romanen großer Mangel war, bedeutendes Aufsehen und lenkte die Gattung überhaupt auf andere Bahnen. Goethe und Walter Scott sind die Begründer des neueren Romans; am „Wilhelm Meister" lernten nicht nur die Romantiker, sondern auch spätere Schriftsteller ihr Handwerk.

Der Roman umfaßt acht Bücher. Darin wird Wilhelm, der Sohn eines reichen Kaufmanns, durch verschiedene Lebenslagen getrieben und mit stark kontrastierenden Persönlichkeiten in Verbindung gebracht. Er steigt auf seiner abenteuerlichen Weltfahrt allmählig aus niederen in höhere Kreise auf, kommt aus der Gesellschaft liederlicher Komödianten endlich in vornehme Zirkel und erreicht in der Zucht „fertiger" Menschen zuletzt eine gewisse Meisterschaft im Genusse des Daseins. Völlig fertig wird er jedoch niemals, und so hatte Goethe Recht, wenn er in einem Briefe an Schiller meinte, dieser Wilhelm Meister sollte eigentlich Wilhelm Schüler heißen — der einzige

vermochten. Eine Stimme aus dem Süden kann ich wohl als charakteristisch anführen; Alxinger meinte in einem Briefe, Wien, 14. Dez. 1796, an Göschen: „Schiller und Göthe haben wenig Ehre mit ihrem Almanach und ihren Xenien eingelegt. Ich hatte geglaubt, daß wenigstens Göthe gescheider seyn würde. Es ist ein wahres Purschenstückchen.“ Den Sommer 1796 weilte Goethe viel in Jena. Im Mai las er dort Schiller und Körner seine neueste Elegie „Alexis und Dora“ vor, an welcher Schiller nur auszusetzen hatte, daß bei Alexis die Eifersucht so schnell auf das Gefühl des reinen Liebesglücks folge. Dagegen wendete Goethe nicht ganz glücklich ein, daß jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar erzeuge und daß die Idylle überhaupt einen pathetischen Gang habe und eine Steigerung der Leidenschaft bis zum Schlusse erfordere. Im darauffolgenden Jahre dichtete er in Jena im Monate Juni das schon berührte Lied Mignons „So laßt mich scheinen, bis ich werde, zieht mir das weiße Kleid nicht aus“. Er schaltete es dann noch in seinen endlich abgeschlossenen Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ ein. Dieser mit „Arabesken seines Lebens“ ausgestattete Gesellschaftsroman wurde nämlich unter den ermunternden Zureden Schillers am 26. Juni 1796 vorläufig beendet. Er hatte sich damit zuletzt auch deshalb sehr beeilt, weil er wieder nach Italien gehen wollte, wohin ihm Meyer bereits vorausgezogen war; der Krieg in Oberitalien verhinderte jedoch die Ausführung des Planes. Goethe hat in den „Lehrjahren“ eine reiche

Fülle von Erlebnissen und Erfahrungen aus der Weimarer Zeit verwertet und so die Forscher angeregt, seinen zahlreichen Modellen nachzuspüren. Die verschiedenen Gegenstände, die er nach und nach zusammentrug und in sich aufnahm, suchte er so viel als möglich um seinen Titelhelden zu gruppieren; von ihm aus fallen die Reflexe auf die Umgebung oder häufiger umgekehrt. Das ruckweise Entstehen der Dichtung that im Allgemeinen der künstlerischen Einheitlichkeit Abbruch, ja an einer Stelle konnte nicht mehr der richtige Anschluß gefunden werden. Das Werk machte jedoch in einer Zeit, wo an guten Romanen großer Mangel war, bedeutendes Aufsehen und lenkte die Gattung überhaupt auf andere Bahnen. Goethe und Walter Scott sind die Begründer des neueren Romans; am „Wilhelm Meister" lernten nicht nur die Romantiker, sondern auch spätere Schriftsteller ihr Handwerk.

Der Roman umfaßt acht Bücher. Darin wird Wilhelm, der Sohn eines reichen Kaufmanns, durch verschiedene Lebenslagen getrieben und mit stark kontrastierenden Persönlichkeiten in Verbindung gebracht. Er steigt auf seiner abenteuerlichen Weltfahrt allmählig aus niederen in höhere Kreise auf, kommt aus der Gesellschaft liederlicher Komödianten endlich in vornehme Zirkel und erreicht in der Zucht „fertiger" Menschen zuletzt eine gewisse Meisterschaft im Genusse des Daseins. Völlig fertig wird er jedoch niemals, und so hatte Goethe Recht, wenn er in einem Briefe an Schiller meinte, dieser Wilhelm Meister sollte eigentlich Wilhelm Schüler heißen — der einzige

Witz, der in dem berühmten Briefwechsel vorkommt. Er hat sich schon als Knabe, durch ein Puppenspiel angeregt, in den Traum der Theaterwelt hineingelebt, er sehnt sich aus der Philisterei beschränkter Häuslichkeit hinaus in die Fremde und will Schauspieler werden, obwohl er dazu wenig Talent besitzt. Wilhelm ist ein abgeschwächter Typus des leidenden und denkenden 18. Jahrhunderts mit seiner seltsamen, ins Unbewußte gehenden Schwärmerei. Er ist Kaufmann, hat wenig Schwung und mischt sich mit Bedacht unter die Mittelmäßigkeit, um Typen der verschiedenen Menschenklassen zu finden — und reichliches Lehrgeld zu zahlen. Zuerst fällt er in die Netze Mariannens, einer leichtfertigen Schauspielerin, ein prosaisch angelegter Jugendfreund namens Werner aber überzeugt ihn, daß auch seines Vaters Beruf, der Handel, eine ideale Seite habe; der Schauspieler Melina malt ihm die Schattenseiten des Schauspielerlebens aus und Mariannens Treulosigkeit führt ihn zum Verzicht auf die Bühne. Als Reisender für seines Vaters Geschäft geht er jedoch bald wieder in die Welt, sieht ein Dilettantentheater und sehnt sich neuerdings nach den weltbedeutenden Brettern. Der Drang wird noch verstärkt durch eine Seiltänzergesellschaft, welche ein dreizehnjähriges Mädchen in Knabenkleidern mit sich führt und das arme Geschöpf mißhandelt. Er kauft es den Quälern ab. Mignon ist eine eigenartige Schöpfung Goethe'scher Phantasie, auf welche er seine ganze Kunst verwendet hat. Sie war ihm wichtiger als Wilhelm und wuchs so unter der Hand über die Hauptfigur hinaus wie

Adelheid über den Götz. Wir finden zu ihr kein einigermaßen entsprechendes Modell; mancher Zug erinnert wohl an die in „Dichtung und Wahrheit“ geschilderte Schwester des Knaben Derones, aber im übrigen läßt uns hier die „Wissenschaft“ gröblich im Stiche. Das rätselhafte Kind des Südens, das an Wilhelm mit geheimnisvoller Liebe und rührender Dankbarkeit hängt, wie die junge Schauspielerin Christiane Neumann an Goethe, stellt die brennende Sehnsucht nach einem Leben voll schwärmerischer Hingebung, nach einem höheren, unter Menschen unerreichbaren Glücke aus. Sie ist übermenschlich und hat gleichsam nur menschliche Gestalt angenommen, um sich mitzuteilen, aber auch nur soviel, als dazu nötig; ihr Geschlecht selbst scheint nicht bestimmt. Wie sie die Leidenschaft irdischer Art ergriffen, stirbt sie. Ihre Sehnsucht drückt sich in dem Heimweh nach dem sonnigen Italien aus, dem Lande, „wo die Zitronen blühn, im dunklen Laub die Goldorangen glühn“, eine Sehnsucht, die ihr ganzes Sein verzehrt;

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite,“

singt sie mit dem schwermütigen alten Harfner. Aus dem schuldvollen Liebesbunde eines vornehmen Herrn mit seiner Schwester Sperata ist sie entsprossen, eine Gauklerbande hat sie geraubt, der Vater hält sie für tot. Mignon ist eine Abstraktion der über das Irdische hinausstrebenden,

ſtets ſehnenden und nie befriedigten, unerklärlichen Menſchenſeele; Goethes Geiſt und ſeine Kunſt verliehen ihr Leben. Die Grenze des Darſtellbaren iſt hier erreicht. Die Geſtalt hat von je einen großen Reiz geübt und Dichter zur Nachahmung angeregt. Die Geier-Wally der Frau v. Hillern ſtreift auf der einen Seite Goethes Mignon, auf der andern Berthold Auerbachs Dorfgeſtalten. Was die Romantiker aus dem Romane gewonnen, ſoll noch berührt werden. Mignons Tod iſt bereits vorausdeutend auf die Ottilie der „Wahlverwandtſchaften“. Das geheimnisvolle Kind findet ein tragiſches Ende, ſein Geiſt drängt es zur Löſung der irdiſchen Feſſeln; in dem bereits angezogenen Liede:

„So laßt mich ſcheinen, bis ich werde“

drückt ſich der Gedanken an eine jenſeitige Fortdauer im Sinne der Goethe'ſchen Seelenwanderungsidee aus, die gegen das Lebensende des Dichters ſelbſt immer zuverſichtlicher wird. Darauf wurde bereits hingewieſen. Im Harfner erſcheint die Reſignation des Alters dargeſtellt. Seine Lieder „Wer nie ſein Brod in Thränen aß“ und „Wer ſich der Einſamkeit ergiebt“ ſind Perlen Goethe'ſcher Lyrik, die Ballade „Der Sänger“ iſt das hohe Lied auf die Dichtkunſt. Wilhelm wird immer tiefer in das „niedere“ Künſtlerleben hineingetrieben. Zuerſt kommt er mit der Seiltänzergeſellſchaft in Berührung, der er Mignon verdankt; die Idee zu dieſer Partie des Romans empfing Goethe vielleicht im Mai 1777, als eine Seiltänzergeſellſchaft in Weimar Vorſtellungen gab. Wilhelm vergißt ganz und gar auf ſeinen Geſchäftsauftrag und gerät in die Geſellſchaft

einer bunt zusammengewürfelten Komödiantenbande. Melina bildet als Direktor eine neue Truppe. Wilhelm giebt zum Ankaufe der Garderobe Geld aus der ihm anvertrauten Kasse. Hier lernt er das Gegenstück Mignons, die lockere Philine kennen, das „Ideal einer Soubrette", sagt Georg Brandes[100]). Diese Figur, an der auch Heine seine boshafte Freude hatte, ist viel angefochten worden; man glaubte, Goethe habe hier die unsittlichen Zustände des Grisettentums mit absichtlicher Wollust zeichnen wollen; der Nachtbesuch Philinens bei Wilhelm kam selbst minder prüden Lesern zu realistisch vor. Er selbst aber sagt: „Die wahre Darstellung hat keinen Zweck; sie entwickelt Gesinnungen und Handlungen in ihren Folgen und belehrt dadurch." Die Aufdringlichkeit unserer Modernen finden wir bei ihm nicht. Eine Absicht auf das Publikum liegt ihm ferne, nur die objektive Kunst ist sein Zweck, daher es denn auch erklärlich ist, warum er für die „Horen" Beiträge lieferte, die Schiller „indezent" fand. Die Darstellung bildet ihm die Hauptsache. In diese „persönlichste" Dichtung hat Goethe viel von seinem eigenen Leben und Wesen hineingelegt; im zweiten Buche liest Wilhelm aus einem Theaterstücke vor, das eine „ganz unglaubliche Wirkung" that, so daß die Zuhörer die Punschgläser hinter sich auf die Gasse warfen; es ist „Götz von Berlichingen". Im dritten Buche begleitet Wilhelm die Schauspielertruppe auf ein gräfliches Schloß, wo er zuerst in höhere Gesellschaft kommt. Nun „fing er an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er es sich gedacht. Er sah das wichtige und bedeutungsvolle

Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten." Goethe sah in der besseren Gesellschaft die Bedingungen zu einer „personelleren" Ausbildung gegeben, die der Bürgerstand nicht besitze. Wilhelm bemerkte allerdings auch hier Schattenseiten, die ein reicheres Genußleben mit sich bringt. Die schöne Gräfin erklärt ihm ihre Liebe und ruht einen Augenblick in seinen sündigen Armen, bis sie die diamantene Fassung um das Miniaturbild ihres Gemahls an den Fehltritt erinnert. Es ist wieder ein erlebter Zug Goethes, daß die Frauen Wilhelm so leicht entgegenkommen wie ihm: Wilhelm geht von einer Blume zur andern und findet fortwährend Gelegenheit, sich zu verlieben. Der Dichter hat sich in dem Roman allerdings nicht gerade mit dem Titelhelden identifiziert, sondern spielt mehr den versteckten Zuschauer und Zuhörer, aber er hat ihm seine Züge geliehen und gleichsam an sich selbst Ironie geübt. Dies hat ein so feiner Kopf wie Grillparzer deutlich erkannt. Namentlich Wilhelms theatralisches Pathos wird parodiert; ursprünglich sollte der Roman den Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" führen. Als Goethe nähere Bekanntschaft mit dem Theater gemacht, empfing er von den Komödianten gerade nicht den besten Eindruck, den er nun hier wiederspiegelt. Von Einfluß auf den Roman waren Figuren von Goldsmith, Wielands „Don Silvio y Rosalva" und Scarrons komischer Roman, in welchem sich ein vornehmer Mann an Komödiantenfahrten beteiligt.

Nachdem Wilhelm das Schloß verlassen, ergiebt er sich ganz dem Theaterleben. Das vierte und fünfte Buch schildert eingehend die Bühnenwelt in dem Sinne, wie die Sturm- und Drangzeit darüber dachte. Wilhelm hält das Theater mehr als je für die würdigste Lebensaufgabe. Im gräflichen Schlosse hatte ihn Jarno, ein „kräftiger, etwas schonungsloser Vertreter des gesunden Menschenverstandes", auf Shakespeare geführt. „Seine ganze Seele geriet in Bewegung" (3. Buch, 11. Kap.), und nun nahm er „Hamlet" zur Hand. Die Ausführungen im vierten Buche gehören zum Bedeutendsten, was je darüber geschrieben worden ist.

Melina hatte Aussicht, an einem entfernteren Orte mit seiner Gesellschaft unterzukommen. Auf dem Wege wurden die Reisenden jedoch von Räubern überfallen. Wilhelm wird verwundet und bleibt bewußtlos liegen, Philine und Mignon retten ihn. Er selbst aber glaubt einer schönen vornehmen „Amazone" Natalie, die mit ihrem Oheim des Weges gekommen und ihn verbinden und bergen lassen, sein Leben zu verdanken. Nach seiner Genesung reist er zu dem ihm befreundeten Theaterdirektor Serlo in eine große Stadt und betritt dortselbst die Bühne. Die Schwester des Direktors, Aurelie, ist eine Art Ophelia, die dem geliebten Lothario, der sie treulos verlassen, in schwärmerischer Selbstquälerei nachtrauert. Die Gesellschaft, die anfangs voll Eifer die besten Stücke spielt, löst sich aber bald auf. Philine ist mit dem unartigen Baron Friedrich, dem Bruder der Gräfin, Nataliens und Lotharios, durchgebrannt, Aurelie ist nach einer Darstellung

der Orsina in „Emilia Galotti“ gestorben und hat vor ihrem Tode ihrem innigen Vertrauten Wilhelm einen Brief an ihren untreuen Lothario übergeben, den er an seine Adresse bringen soll. Da er sich mit den Schauspielern und dem Publikum mit seinen theatralischen Ansichten durchaus im Widerspruch befindet, und Melina gegen Serlo arbeitet und der Oper das Wort redet, so verläßt er um so lieber die Bühne und die Stadt. Er hat erkannt, daß die Schauspielerei nicht sein Beruf und die bisherigen Menschen nicht die richtige Gesellschaft seien, und schlägt nun den Weg zu Lothario ein, „unter tausend Gedanken und Empfindungen“.

Das sechste Buch umfaßt die „Bekenntnisse einer schönen Seele“, die ohne Einleitung beginnen. Goethe hat bekanntlich für diesen Zweck die Selbstbiographie des Fräuleins v. Klettenberg verarbeitet und „gar wunderlich mitten unter die lockeren Geschichten“ eingeschoben. Es sind die nicht ohne feine Ironie vorgebrachten Gefühlsschwelgereien einer frommen Herrnhuterin, die den Gang der Handlung unterbrechen. Nach dem im fünften Buche dargelegten Unterschiede zwischen Drama und Roman schien dem Dichter derartiges wohl erlaubt zu sein, denn im Roman kommen Gesinnungen und Begebenheiten zum Ausdruck, der Held des Romans muß leidend sein und retardierend wirken, während der dramatische Held treibt. Diese Gedanken sind Goethes Nachfolgern zu Gute gekommen, die indessen darin einen Fortschritt machten, daß sie episodische Figuren fester einfügten als es der Meister

gethan, für den es oft nur eine Verknüpfung im Gedanken gab. Die „schöne Seele“, welche gegen Kant und Schiller objektiv gehalten erscheint, hat freiwillig auf die Ehe mit dem ihr innerlich fernstehenden Narciß verzichtet, der sinnlicher und schwächer als sie, keinen „homogenen Reiz“ übte, weshalb sich der Bund löste. Wir sehen hier einen auf natürlicher Religion zur Durchbildung kommenden Betschwesternprozeß, der mit dem Kokettieren mit Gott anfängt und mit herrnhutischem Pietismus aufhört [100]). Sie wird von der Liebe zum Glauben und von diesem zur Schwärmerei geführt, die im Grund auch Liebe ist, endlich zur Ekstase, der Übertragung des erstickten Liebestriebes auf das religiöse Gebiet. Dieses psychologische Experiment ist sehr interessant, doch nicht religiös. Das Kapitel erregte die größte Aufmerksamkeit schon unter den Zeitgenossen; Fritz Stolberg schnitt es sich heraus und verbrannte dann den Rest des Romans. Die schöne Seele ist Stiftsdame geworden, die frühe verwaisten Kinder ihrer Schwester versprechen ihr einigen Ersatz für das fehlende häusliche Glück, aber der Oheim hält sie von ihr fern. Nur auf das älteste, die schöne Gräfin, gewinnt sie Einfluß, während ihr deren Geschwister, Natalie, Lothario und der blonde Wildfang Friedrich, fern bleiben.

Zum Schlosse Lotharios wandert also Wilhelm, um die letzte Stufe seiner Lebensentwickelung durchzumachen und dann den „Lehrbrief“ zu erhalten. Er soll das Gleichgewicht des Lebens gewinnen und wirklich zur Meisterschaft in der Lebensführung gebracht werden. Er

muß zwar aus dem engbeschränkten Kaufmannsstande, dem Goethe in dem Briefe an Schiller aus Frankfurt vom 9. August 1797 die Fähigkeit einer höheren Erhebung absprach, hinausgehoben werden in eine bessere Sphäre, aber auch alle Überschwänglichkeit „verstiegener Charaktere“ in der Schule des Lebens abstreifen. So konnte Novalis eigentlich ganz wohl sagen: „Alles, was am Wilhelm Meister Poesie ist, wird zur Prosa gemacht, und alles, was an ihm Prosa ist, wird zur Poesie gemacht.“ Der Dichter lehrt aber nicht bloß Lebensführung, sondern auch die Kunst, das Leben mit Inhalt zu füllen und sich dann zur Hoheit und Freiheit emporzuschwingen — ohne Gesetz, denn die Idee des „Wilhelm Meister“ ist, mit einer deutlichen Annäherung an Schillers Definition von der Schönheit, schließlich die: Der Weg zur Schönheit und Vollendung geht durch die Freiheit. Wie in seinen naturwissenschaftlichen Versuchen lehrt Goethe auch in diesem großen Bildungsromane die Entwicklung des Lebens in aufsteigender Linie, wie er es an sich selbst erfahren. Wilhelm ist durchaus „persönlich“ gefaßt, so zwar, daß später eintretende Romanfiguren sein Wesen bloß beleuchten und durch einen Fehler der Komposition unter sich die Rollen wechseln; es findet eine Verschiebung der Charaktere statt wie sie in „Nausikaa“ hätte werden müssen. Der leicht bestimmbare Wilhelm findet in dem vornehmen Lothario einen ganz trefflichen Menschen, der ihm ein Ideal sein könnte, wenn er nicht auch seine Makel hätte. So ist er in der Liebe leichtsinnig gewesen und lebt in zerrütteten ökonomischen

Verhältnissen. Er sucht eine Frau, die ihm aufhelfen könnte, glaubt auch eine passende in Therese gefunden zu haben, die der geheimnisvolle Jarno als sehr praktisch rühmt. Lotharío verlobt sich mit ihr, löst aber das Versprechen, sobald er entdeckt hat, daß Therese die Tochter einer Frau sei, mit der er früher Beziehungen unterhalten. Nun verliebt sich Wilhelm in Therese, obwohl er seine Natalie noch nicht vergessen und Therese offen an Lotharío hängt. Wilhelm hofft in ihr die beste Mutter für seinen Sohn Felix zu erhalten, den ihm die sterbende Marianne hinterlassen. Therese nimmt endlich seine Werbung an. Da ändern sich die Dinge noch einmal. Jarno erfährt, daß Thereſens Mutter eine andere sei, als er bisher geglaubt, und damit fällt das Hindernis ihrer Verbindung weg. Therese will zwar anfangs nicht daran glauben und Wilhelm nicht lassen, überzeugt sich aber schließlich doch davon, daß eine Umkehrung nötig sei. Lotharío ist ihr trotz des flüchtigen Verhältnisses zu der ziemlich tief stehenden Lydia treu geblieben, während Wilhelm seine „Retterin" Natalie wiedergefunden und in einen furchtbaren Zwiespalt geraten ist. Nun reicht Therese Lotharío die Hand, um Wilhelm frei zu machen, der sie nur aus Verstand gewählt habe, während sein Herz Natalien gehöre, und stellt die Bedingung, daß beide Paare an einem Tage getraut werden. Jetzt ist Wilhelms Lehrlingszeit vorüber, er wird Meister. Natalie erscheint als ein höheres, stets hilfreiches Wesen, sie liebt, ohne verliebt zu sein und Gegenliebe zu fordern. An ihr ist gleichsam jener Satz

Spinozas von der Gottesliebe wahr geworden, der Goethe wegen seiner „grenzenlosen Uneigennützigkeit“ imponiert hat. Sie wirkt erziehend auf Wilhelm ein, wie Frau v. Stein auf Goethe. In dem Verhältnisse Lotharios zu Lydia soll eine Herzensgeschichte des Prinzen Constantin verwertet sein, in der Gräfin sucht man die Schwester des Ministers v. Stein, die Gräfin Werthern. Der fromme Herzensfreund der „schönen Seele“ dürfte der hessische Kanzler K. v. Moser sein; Narciß trägt Züge von Olenschlager, Natalie von Frau v. Stein. Es ist möglich, daß diese Figur einige Ergänzungen durch die Chlorinde in Tassos „Befreitem Jerusalem“ erhielt; Goethe kannte diese Gestalt schon in seiner Jugend aus der Bücherei des Vaters, zu dessen Lieblingsdichtern ja auch Tasso gehörte. Der Erzählung im sechsten Buche liegen bestimmte Frankfurter Vorfälle zu Grunde[101]). Felix trägt gewiß entschiedene Züge von Fritz v. Stein, wie in gewissem Sinne auch Elpenor, der adelige Apostel ist ein Baron Bülow, der Abbé jedenfalls Dalberg. Im zweiten Teile des Romanes, besonders im vierten Kapitel des achten Buches, sind wirtschaftliche und soziale Fragen berührt, aber dem Zwecke der Dichtung entsprechend nur allgemein, so daß Goethe wohl schwer zu einem Sozialisten modernen Schlages gemacht werden darf[102]). Die Gesellschaft im Turme vertritt symbolisch die Kirche als eine höhere gesellschaftliche Organisation zur Schlichtung schwieriger Fragen. Sie übt einen freien Kultus mit freimaurerischem Anhauche, daher die symbolischen Zeremonien bei Mignons Exequien —

in den „Wahlverwandschaften“ beim Tode Ottiliens sogar mit einem scharfen Zug zur katholischen Mystik wiederholt.

Ein so schwankender, leicht bestimmbarer und passiver Held sollte eigentlich zu Grunde gehen; allein die größeren Werke des nachitalienischen Goethe laufen alle versöhnlich aus. Dem Tragischen ist seine zur inneren Harmonie und zu freudigem Lebensgenusse gelangte Natur beinahe ganz entfremdet. Hier fehlte auch das Vorbild, dem Romane selbst war eine spätere Fortsetzung zugedacht. Goethes Werk wurde nicht von allen Gebildeten verstanden; nur Schiller, der an den letzten Büchern thätigen Anteil genommen, spendete uneingeschränktes Lob und meinte, noch bevor der letzte Strich daran gethan war, in einem Briefe vom 19. Juni 1795: „Ich möchte mit dem nicht gut Freund sein, der diesen Roman nicht zu schätzen wüßte.“ Er war auch entzückt über das sechste Buch. Dagegen befehdeten andere die ganze Idee, auch Schlosser war nicht zufrieden. Frau v. Stein meinte, Goethe klebe überall etwas Kot hinzu, und Herder sprach von einem unreinen Geist, der im Buche wohne. Von neuen Litterarhistorikern verurteilte Julian Schmidt den Roman, in welchem die vorgeführten Zustände unsittlich in hohem Grade und die positiven Momente des sittlichen Lebens, Familie, Stand, Staat, Vaterland, Religion ganz übersehen seien. Das ist das Paradoxon eines verstiegenen Tugendboldes, welchem diesmal alle Jesuiten verständnisinnig beistimmten. Auch die Form wurde nicht selten angegriffen. Die wohlgefügten Dialoge, der wunderbare Parallelismus der Motive in den

Gegensätzen und den vorgetragenen Ideen wurden vielfach übersehen. Hebbel hat den „Wilhelm Meister“ formlos genannt. Brandes meinte[100]), Goethe charakterisiere die Personen gar nicht durch den Dialog und seine Erzählungsweise sei jetzt so veraltet, daß sie „Halbgebildete“ von dem Studium seiner Werke abzuschrecken vermöchte. In der Erzählung trete immer Goethe selbst hervor; die Fiktion, daß der Dichter als ein unsichtbarer Zeuge der Vorgänge im Romane auftrete, sei „altväterisch“, die Wendungen im „Wilhelm Meister“ und in den „Wahlverwandtschaften“: So nennen wir einen Mann, wir nennen ihn, den wir nennen wollen, seien von unbeholfener Naivität. Die Technik der Erzählungskünstler der Gegenwart ist allerdings vorgeschrittener und raffinierter als die Goethes, aber sie hat sich erst aus dieser entwickelt. Wenn man die sentimentalen Romane der Engländer des 18. Jahrhunderts, Wieland und andere hernimmt, bei denen der Autor mitspricht, so vermögen wir erst den gewaltigen Abstand von Goethe zu erkennen. Es wurde übrigens übersehen, daß speziell die oben erwähnten „einführenden“ Redewendungen direkt von Wieland entnommen sind, dessen Romane auf Goethe einen bedeutenden Einfluß ausübten. Wie Goethe ist auch Wieland in seinen Erzählungen immerfort selbst hinter den Personen, die er mit stereotypen Wendungen dem Leser vorstellt oder in Erinnerung bringt. Kaum ernstlich zu nehmen ist der Vorwurf Gottfried Kellers, dessen „Grüner Heinrich“ entschieden von Goethes „Meister“ stark beeinflußt ist, daß schon in diesem Romane Goethes

die Sprachverlotterung angefangen habe, die dann Jean Paul vollendete.

Maßgebend wurden „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ für die Romantiker. Friedrich Schlegel, der Gesetzgeber der Schule, nannte die französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes „Meister“ die größten Tendenzen des Zeitalters, sammelte aus dem genannten Romane die Kompositionsgesetze Goethes und verallgemeinerte sie; für seine „Lucinde“ schöpfte er daraus auch praktischen Gewinn. „Wilhelm Meister“ erschien den Romantikern als eine universale Dichtungsgattung ohne Beschränkung, die ihnen völlig zusagte, um ihre Ideen auszubreiten. Dies sind die eigentlichen Anfänge der Romantik als einer „Romanpoesie“ von fernschauender Eigenschaft. Aus Goethes „Wilhelm Meister“ sind die poetischen Gesetze der älteren Romantiker abgeleitet[108]). Der Künstlerroman „Franz Sternbald's Wanderungen“ von L. Tieck ist eine Nachbildung des „Wilhelm Meister“; auf Nachahmungen im neueren Kunstromane will ich nur allgemein hindeuten. Novalis hat erst später sein Lob eingeschränkt und den „Heinrich von Ofterdingen“ dem Goethe'schen „Wilhelm Meister“ entgegengesetzt. Nicht vergessen darf endlich werden, daß Körner und W. v. Humboldt Beifall zollten und daß auch der Herzog Karl August das Entstehen der Dichtung mit dauerndem Anteil begleitet hat. Goethes „Wilhelm Meister“ bedeutet einen Markstein in der geistigen Entwicklung des deutschen Volkes.

Die allgemeine Anerkennung des Publikums blieb für

Schiller und Goethe lange aus; ersterer erging sich wegen der Teilnahmslosigkeit an seinen „Horen“ in bitteren Klagen und letzterer richtete in dem Aufsatze „Literarischer Sanscülotismus“ schon 1795 die Geschmacklosigkeit seiner Landsleute. Als die „Xenien“ ihre Wirkung zu thun begannen, fühlten sich die beiden noch mehr zu poetischer Thätigkeit aufgefordert. Goethe ging im September 1796 an ein Epos, in welchem er nach dem Vorbilde der „Luise“ von J. H. Voß eine kulturgeschichtliche Idylle bieten wollte. Es ist „Hermann und Dorothea“. Am 6. Dezember 1796 sandte Goethe die gleichnamige Elegie an Schiller, die größere epische Dichtung gedieh im Oktober bis auf drei Gesänge und geriet dann ins Stocken. Goethe hatte sich wieder in die Bibel vertieft und faßte, wie früher im Verkehr mit Schiller und Körner in Jena Hero und Leander, jetzt den Moses ins Auge. Der Umstand, daß seine Rückkehr ins Zeitalter der Patriarchen verfrüht war, kam indes der begonnenen Dichtung zugute. Auf einer Reise nach Leipzig vom 28. Dezember 1796 bis 10. Jänner 1797 überlegte er neuerdings den Plan. Im März ging er ernstlich an die Arbeit, wobei aus den geplanten sechs Gesängen neun wurden, welche nach dem Vorgange Herodots die Namen der griechischen Musen als Aufschriften erhielten. Als Metrum wählte er den Hexameter, W. v. Humboldt war ihm beratend zur Seite. Der Schluß wollte nicht recht gelingen; da gaben seinem Gedichte die Friedensnachrichten von Leoben „eine reinere Einheit“. Am 3. Juni sandte er den letzten Gesang an

Schiller, und im Herbste kam die Dichtung als Buch in den Handel. Hermann Grimm hat betont, daß Goethes klassisches Epos zu den Werken rein objektiven Charakters gehöre, in denen keine persönlichen Erlebnisse Goethes verwertet seien. Das ist nur teilweise richtig, denn schon die Veranlassung zur Dichtung kam ihm durch ein Erlebnis. Französische Auswanderer hatten sich vor der Revolution ins würzburgische Gebiet geflüchtet, wurden aber vom Bischof bald zum Weiterziehen genötigt; sie zerstreuten sich dann ins Eisenachische und im September 1795 auch ins Weimarische. Das erregte Goethes Aufmerksamkeit und lenkte ihn auf die Geschichte der 1731 vom Erzbischof Firmian mit brutaler Gewalt vertriebenen salzburgischen Protestanten, welche in Göckings Emigrationsgeschichte zu finden war. Dort las er die Partie „Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten", wo die Fabel für ein Epos, ein „Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet", in prächtiger Form gegeben war. Durch „Alexis und Dora" bereits auf das Epos in Versen geleitet, griff er den Stoff auf und schuf daraus das herrliche Gedicht, das zu den größten Schätzen unserer gesamten Litteratur gehört. Nur hatte er den Gegenstand künstlerisch zu gestalten und „aktuell" zu machen, indem er „das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden" und „zugleich die großen Bewegungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen" suchte. Dies ist der Ausgangspunkt zur Beurteilung der Dichtung,

über welche bekanntlich W. v. Humboldt das Trefflichste gesagt hat.

Wie in seinen besten Balladen beginnt Goethe die Erzählung mit einem Gespräch, das der Wirt zum goldenen Löwen vor dem Thore seines Hauses in einem rheindeutschen Städtchen mit seiner biedern Frau Lisbeth führt. Die Stadt ist wie ausgestorben, denn die meisten Einwohner sind an die Straße hinausgeeilt, um den Zug der Vertriebenen zu sehen. Die Coulissen des kleinen Landtheaters gehen gleichsam auseinander und zeigen als großen historischen Schauplatz die französische Revolution, die ihre Sturmwellen über den Rhein heranwälzt gegen die stillen deutschen Gaue. Den Hintergrund geben die Ereignisse des Jahres 1794. Vor diesem wird ein deutsches Bürgerleben und eine deutsche Landschaft geschildert, so getreu, als wenn das Ganze vor uns stände. Es ist gegen die Ernte und etwa im August. Ein behaglicher Sommertag breitet sich über die Gegend, die Hitze dämpft ein kühlender Ostwind. Der Sohn des Wirtes ist hinausgefahren, um den Flüchtigen Labung und Kleider zu bringen, denn Geben ist Sache der Reichen. Dort trifft er ein anstelliges Mädchen, das auf ihn sogleich tiefen Eindruck macht. Unterdessen sind im Städtchen der Pfarrer und der Apotheker zu den Wirtsleuten getreten, um des Tages seltsame Ereignisse zu besprechen. Der Wirt soll Züge von Goethes Vater tragen, der etwas polternd und starr, aber dabei wohlmeinend war, wie andere gute Väter es auch sind. Mit glücklichem Humor wird des Papas Spießbürgerlichkeit gezeichnet,

indem er seinem von der Mutter verschenkten kattunenen Schlafrock einen Nachruf weiht. Deutlicher ist die Mutter gehalten, wie sich Goethe überhaupt besser auf die Zeichnung der Frauen als der Männer verstand; in dieser Gestalt hat sich die Frau Rat selbst erkannt. Für den pessimistisch angelegten Apotheker und den humanen, gebildeten Pfarrer läßt sich kein bestimmtes Vorbild aufzeigen, solche Figuren kannte Goethe doch wohl aus seinem reichen Leben genug. An dem Geistlichen klebt vielleicht etwas von Herder, allein er ist am schwächsten gezeichnet und muß als eine Art Sprachrohr für des Dichters Ideen dienen. Sein Gedanke, daß der Tod kein Schrecken sei, ist spinozistisch gefärbt; die bezüglichen Verse kamen bei Goethes Leichenfeier als Choral zur Verwendung. Einige innere Ähnlichkeit hat er nur mit dem Abbé in den „Lehrjahren" und dem Geistlichen in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten". Übrigens könnten wir es auch hier mit Bekannten Goethes aus dem Offenbacher Kreise von 1775 zu thun haben. Der grundsäßige Bürgerstand erscheint dem Gewerbe- und Kaufmannsstand gegenübergestellt als das eigentlich charakteristische deutsche, die Gesellschaft erhaltende Element. Über der Dichtung liegt ein „eigentümlich bürgerlicher Himmel", sagt Victor Hehn, er giebt der Sache Farbe, während Wolfgang Menzel die Dichtung eine untergeordnete Arbeit und ein Zugeständnis Goethes an die Spießbürgerlichkeit nannte. Als Örtlichkeit ist das reizende Ilmenau zu denken, welches Goethe sehr liebte und zum erstenmale im Mai 1776 nach einem großen Brande besuchte. Einige Namen passen zu

Schillers Marbacher Jugend. Der Dichter hatte übrigens seine landschaftlichen Motive je nach Bedürfnis von verschiedenen Orten; so sollen Einzelheiten auch nach Buchsweiler weisen. Der alte Goethe ärgerte sich jedoch über eine briefliche Anfrage Varnhagens nach der Örtlichkeit, in der das Epos spiele, da durch die bloße Wirklichkeit nur die Poesie verdorben würde[104]). Hermanns Dachfenster und der Weingarten sind von Frankfurt genommen, auch Straßburg wird genannt; der Dichter hat in seinem schönsten Werke auch an die liebsten Örtlichkeiten erinnert. Das Ganze ist ein deutsches Kulturbild aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Der homerische Vers und Ton der Sprache rückt es in eine milde, harmonische Beleuchtung. Jeder Strich im Gemälde ist mit Kunst geführt. Goethe hat dasjenige, was er in Italien an Homers Schilderungen beobachtete, hier zu verwirklichen gesucht. Er stellte thatsächlich eine „Existenz" von ewiger Dauer dar. Etwas zweites dieser Art ist seither nicht gedichtet worden, Hebbels „Mutter und Kind" mit eingeschlossen. Schiller bezeichnete es als den Gipfel der ganzen neueren Kunst.

Hermann ist unterdessen heimgekommen, voll von Empfindung für das herrliche Mädchen. Vom Apotheker veranlaßt, der denjenigen preist, der in gefährlichen Zeiten ohne Familie ist, kommt des Vaters Rede auf den Verheiratungsplan des Sohnes. Eine Tochter des gegenüberwohnenden reichen Kaufmanns ist ihm zugedacht, aber Hermann wurde im Hause desselben einmal zum besten gehalten und ist nun nimmermehr hinzubringen. Für diese

Episode soll Goethe seinen Freund Merck litterarisch geplündert haben, denn er war nach R. Hildebrand ein „großer Nehmer". — Der Vater braust wieder auf, der Sohn entflieht, die besorgte Mutter eilt ihm nach und findet ihn unter dem Birnbaum hinter dem Weingarten. Sie merkt als kluge und erfahrene Frau alsbald, was dem Sohne fehle, nämlich die Gattin, daß ihm die „Nacht zur schönen Hälfte des Lebens werde". Fr. Th. Vischer hat gesagt, diese Stelle schreie aus dem Gedichte heraus und scheine Philinen (im 10. Kapitel des fünften Buches der „Lehrjahre") nachgesprochen. In Prosa möchte sie sich übel ausnehmen, gewiß; sie erinnert an die Bezeichnung Christianens als „Bettschatz", die Goethes Mutter gebraucht hat. Sie ist ja nach der Bezeichnung im „Götz" aus härterem Holze gemacht und spricht unbefangen von der Leber weg im Stile des 18. Jahrhunderts und nach der Empfindung einer gesunden Natürlichkeit. Dem Sohne wird nun Hoffnung gemacht, der Vater durch die Mutter beruhigt, wie es auch im Goethehause manchmal geschah. Hermann fährt nun mit den Freunden des Hauses nach der Ortschaft, wo die Auswanderer Halt gemacht, um das Mädchen zu suchen. Während Pfarrer und Apotheker den weisen Richter ausholen, trifft Hermann die Gesuchte bei dem von Linden eingefaßten Brunnen. Gemeint ist der Seite 96 abgebildete Goethe-Brunnen vor dem Wildbacherthore bei Wetzlar. Hermann dingt das Mädchen als Magd, um nicht etwa gleich einen Korb zu bekommen. Der Apotheker und der Pfarrer fahren heim; da meint der erstere,

als der Geiſtliche die Zügel des Geſpanns ergreift, ſcherzend:

„Aber Leib und Gebein iſt nicht zum Beſten verwahret,
Wenn die geiſtliche Hand der weltlichen Zügel ſich anmaßt.“

Hermann und Dorotheas Weg nachhauſe iſt vielleicht das ſchönſte Kapitel der Dichtung; Kaulbachs Bilder und Chodowieckis Kupfer zu derſelben ſind der dichteriſchen Tongebung kongenial. Zu Hauſe treten aber durch Hermanns Schuld Verwicklungen ein, ſogenannte „retardierende Motive“, die vor- und zurückweiſen, den Gang der Handlung nur aufhalten, ohne wie beim Drama eigentliche Hinderniſſe zu ſein, und die Charaktere der Perſonen nach innen wenden. Dieſe Grundſätze leitete Goethe im Verkehr mit Schiller aus ſeiner eigenen Dichtung ab. Dorothea glaubt als Magd das Haus zu betreten und fühlt ſich durch die anzüglichen Scherze des Vaters gekränkt; ſchon will ſie mit ihrem Bündel bei Nacht und Gewitter umkehren, da hält ſie die Mutter auf. Hermann löſt das Mißverſtändnis, nachdem er erfahren, daß er des Mädchens Neigung beſitze, freudig und beredt. Ein zweites hemmendes Moment mit den zwei Verlobungsringen wird leicht weggeſchafft, und dann ſind die Liebenden glücklich vereinigt. Für die Figur des Hermann nahm der Dichter zum Teil ſeine eigene Maske, Dorothea trägt Züge von Lili[105]), vielleicht auch von Friedrike Brion, ſchwerlich aber von Chriſtiane Vulpius, wozu ſchon die Verſe nicht paſſen:

„Es zeigte das herrliche Paar ſich, ...
Ja, es ſchien die Thüre zu klein, die hohen Geſtalten
Einzulaſſen, die nun zuſammen betraten die Schwelle.“

Das Schlußwort hat Hermann, den die Liebe aus einem ſimplen Mutterſöhnchen zum ſelbſtändigen Manne und zum Patrioten gemacht. Sein Hinweis auf den Frieden drückt Goethes eigene Empfindung aus, vielleicht auch die echt vaterländiſchen Gedanken. In Hermanns Rede liegt nicht bloß Goethes Wort: „Was du ererbt von den Vätern, erwirb es zu beſitzen“, ſondern auch der Gedanke, daß der Deutſche da ſei, um das Beſtehende zu erhalten und den rechtmäßigen Beſitz zu behaupten. Die Stelle paßt auf Deutſchlands heutige politiſche Stellung. Der patriotiſche Gedanke klingt ſchon in „Jery und Bätely“ heraus, hier aber ſteht er deutlich vor unſeren Augen. In dieſer trotz des antiken Gewandes echt nationalen Dichtung huldigt der Dichter der monarchiſchen Idee; er hat überdies einmal den bedeutſamen Ausſpruch gethan: „Jede Nationaldichtung muß ſchal ſein oder ſchal werden, die nicht auf dem Menſchlich-Erſten ruht, auf den Ereigniſſen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann ſtehen.“

Die Dichtung wurde nächſt Schiller von den Brüdern Schlegel bewundert; das Verſtändnis für dieſelbe förderten jedoch weſentlich Schillers Abhandlung „Über naive und ſentimentaliſche Dichtung“ (1795) und die „Äſthetiſchen Verſuche“ von W. v. Humboldt. „Hermann und Dorothea“, das „ſtrengſte Muſter der Gattung“ mit der wunderbaren Begrenzung und Geſchloſſenheit des Stoffes, wurde vielfach zum Muſter für Epen genommen; Töpfer dramatiſierte das Gedicht. Selbſt auf fremde Litteraturen blieb es nicht

ohne Einfluß; ich will nur an das nationale, durch umfassende getreue Schilderung des polnischen Adels- und Volkslebens und des litthauischen Landes hervorragende Epos „Pan Tadeusz“ von Adam Mickiewicz (1834) und an den „Wieslaw“ des Fr. Brodzinski erinnern. Der Einfluß auf das erstere Werk ist durch den Briefwechsel des Mickiewicz mit Odyniec verbürgt[106]). Goethes Werk wird solange ein Liebling des deutschen Volkes bleiben, als es nicht alle Ideale verliert und dem „Amerikanismus“ verfällt.

In metrischer Hinsicht möge schließlich bemerkt werden, daß Goethe den Hexameter frei und nicht überall fehlerlos behandelt hat; 1805 stellte er mit dem jungen Voß in einer im Weimarer Archive vorhandenen Abschrift zahlreiche Dinge richtig, auch die „siebenfüßige Bestie“ im zweiten Gesange: „Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen“ wurde durch Ersetzung des „und“ durch Komma für die Ausgabe letzter Hand korrigiert. Eine interessante Variantenreihe bietet die oben erwähnte Abschrift mit Goethes eigenhändigen Verbesserungen.

Nach Vollendung des eben besprochenen Werkes, das seinem Schöpfer selbst Freude machte, dachte Goethe an eine weitere epische Dichtung „Die Jagd“; die Sache blieb jedoch liegen und erschien erst im Jänner 1827 als „Novelle“ („Das Kind mit dem Löwen“ nach Lehmann). Das Lokal ist Dornburg, nach andern die Gegend um Rudolstadt, doch auch hier in der Weise, daß einzelne Motive herangezogen sind, die an den Rhein paßten; das Schloß in der Novelle soll jenem des Fürsten Lichtenstein in Vaduz

gleichen, welches Goethe übrigens nie geſehen hat. Es verhält ſich eben mit ſeinen Landſchaften wie mit ſeinen Perſonen, der Dichter hat die verſchiedenſten Motive vermiſcht, die man ſchwer auseinanderklauben kann. Als Idee der Novelle darf vielleicht der Satz gelten: Die frei auftretenden Volkskräfte können nicht bekämpft, ſondern ſollen gütlich gewonnen werden. Im Wetteifer mit Schiller entſtanden faſt gleichzeitig mehrere ſeiner bedeutendſten Balladen, nämlich neben dem hübſchen Dialoge „Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen“ im Mai 1797 „Der Schatzgräber“ (auf Grundlage des Volksglaubens), deſſen Vollendung Schiller in den höchſten Ausdrücken geprieſen hat, dann „Der Zauberlehrling“, welcher den Satz Quod licet Jovi, non licet bovi beleuchtet und eine antimaterialiſtiſche Tendenz hat. Unter dem Einfluſſe Schillers iſt Goethe von der Grundabſicht der Ballade, daß ſie den Einfluß des Überirdiſchen auf das Irdiſche myſteriös behandeln ſolle, mehr und mehr abgekommen und hat vorwiegend eine philoſophiſche Erwägung zu Grunde gelegt. Der „Erlkönig“ iſt die Krone der erſteren Gattung, der „Zauberlehrling“ gehört zur letzteren. In beiden Richtungen haben Uhland und einige neuere Dichter nach Goethe Bedeutendes geleiſtet. Daneben läuft das epiſch-lyriſche Gedicht im Anſchluß an das Volkslied, ſpäter hat dann Goethe ſeine epiſchen Sagenſtoffe mehr in tändelnder Manier behandelt. Hier folgte ihm Heinrich Heine, der ſich ſchon durch ſeine faſt ausſchließlich lyriſche Begabung zu dieſer Form gedrängt ſah. Die Stimmung und mit ihr die ganze Klangfarbe

erleidet bei Goethe mannigfache Abwechslung. — „Die Braut von Korinth“, in den Tagen des 4. bis 6. Juni 1797 entstanden, hat ein düsteres Gepränge und schildert eine Episode aus dem Kampfe zwischen Christentum und Griechentum, um den Satz zu erhärten, daß Intoleranz üble Früchte trägt. Die Fabel ist dem Wunderbuch des Johannes Praetorius entnommen, der Schauplatz wurde von Kleinasien nach Griechenland verlegt. Der Stoff ward in neuester Zeit mit starken Abweichungen von der Vorlage in Frankreich dramatisiert (La fiancée de Corinthe); die Ansicht, daß Goethes Ballade an Diderots „La Réligieuse“ anklinge, bedarf erst noch einer abschließenden Untersuchung. Chamisso entdeckte auf seiner Fahrt um die Erde den einzigen überzähligen Vers im Gedichte. Die fast gleichzeitige Ballade Goethes „Der Gott und die Bajadere“ ist indischen Ursprungs und beleuchtet den Satz: Unsterbliche heben verlorene Kinder zum Himmel empor, daher auch Mahadöh, der Herr der Erde, die arme Badejungfrau aus dem Hause der Liebe durch den „Tod“ der Flammen erlöst. Mit Goethes späteren Balladen konnte sich Herder, welcher die schweren Erzeugnisse des altenglischen, schottischen und dänischen Volkes im Auge hatte, nicht befreunden; er betrachtete den Dichter jetzt auch nach dieser Richtung als einen Abgefallenen und rief aus: „Das sind Heldenballaden!“ Die Beschäftigung mit derartigen Gegenständen führte Goethe wieder zu „Faust“; er vervollständigte sein Schema und dichtete den Prolog und die Zueignung, ging Schiller um Rat und Urteil an und machte sich dessen

Ansichten redlich zu nutze. Nebenher beschäftigte er sich mit dem Aufsatz „Israel in der Wüste“, mit kunsthistorischen und kunstkritischen Abhandlungen, arbeitete wieder an Cellini und an der Metamorphose der Insekten. Diese große Fruchtbarkeit erlitt kaum eine Schwächung durch die dritte Schweizerreise, die er im Sommer und Herbst 1797 unternahm. Vorher weilte noch Schiller acht Tage bei ihm in Weimar, und ihr Zusammensein hielt Goethe „wieder für sehr fruchtbar“. Als der Herzog aus Teplitz zurückgekommen, bereitete sich Goethe zur Abreise, verbrannte den größten Teil seiner bisherigen Korrespondenz und packte reichliches Arbeitsmaterial ein. Den Gedanken an Italien gab er auf, umsomehr als Meyer dasselbe verlassen und in die Schweiz gezogen war. Der endgiltige Friedensschluß war gleichfalls noch nicht erfolgt, und so lockten ihn die italienischen Zustände nicht, obwohl er sehr gern noch einmal mit gereifterem Blicke das Land der Kunst geschaut und manche abfällige Äußerung von 1790 korrigiert hätte. Die gewonnenen Reiseeindrücke sind meist in Briefen und Tagebuchnotizen niedergelegt, die wieder von andern Aufzeichnungen in stark schematischer Form unterbrochen werden; das Ganze hat nach Goethes Tode Eckermann unter dem Titel „Aus einer Reise in die Schweiz“ mitgeteilt.

Am 30. Juli 1797 reiste er mit Christiane und August von Weimar aus über Erfurt, Eisenach, Fulda und Hanau nach Frankfurt, welches er am Morgen des 3. August erreichte. Die Mutter fühlte sich beglückt, die

ganze Familie zu sehen, und bezeigte an allem ihre liebevolle Teilnahme. Er traf da auch seine Jugendfreunde Horn und Riese, besuchte am 11. Frau v. la Roche in Offenbach und empfing am 22. August den Dichter Friedrich Hölderlin. Neben dem Besuche der Frankfurter Kunstschätze und des Theaters beschäftigten ihn verschiedene Entwürfe, wie eine Behandlung seiner Reise als Halbroman, Märchen und kunstgeschichtliche Abhandlungen. Hier finden sich die Anfänge zu dem „Balladenvierblatt von der Mühle", nämlich: „Der Edelknabe und die Müllerin", „Der Junggesell und der Mühlbach", „Der Müllerin Reue", wozu 1798 noch „Der Müllerin Verrat" kam; der Grundgedanke dieser Gespräche in Liedern ist der Liebe Sehnsucht, Prüfung und Lohn. Bei der bunten Massenhaftigkeit dessen, was er auf dieser Reise zu thun gedachte, verfiel der Dichter alsbald auf das lose Schematisieren. Die mißvergnügten letzten Jahre hatten ihn in die Studierstube gebannt, und als er jetzt wieder hinaustrat, da hatte ihn der gelehrte Wust derselben fast genußunfähig gemacht, so daß er schließlich die empfangenen Eindrücke nicht mehr zu verarbeiten vermochte. Am 25. August reiste er nach Heidelberg ab und genoß mit Mademoiselle Delf von der Plaine aus den Anblick der Stadt. Seinen Geburtstag brachte er in Heilbronn zu; dort besah er sich Götzens Turm und die öffentlichen Gebäude der Stadt. Es fiel ihm unangenehm auf, daß die Straße jedem kleinen Hausbesitzer zum Misthof dient, und daß die Metzger in der Stadt ihre Waren offen auflegen und aushängen. In den schweizerischen Reisebriefen

wörtchen Meyer verfaßt[107]). In Altdorf überraschte den Dichter der Umschlag des Wetters, dem wir das Epigramm „Schweizeralpe“ verdanken, welches er am 1. Oktober

Am St. Gotthard.

von Uri aus an Schiller sandte. Dann ging es wieder das Reußthal hinauf, und am 3. Oktober stand er zum drittenmale am St. Gotthardpasse[108]). Auf der Rückkehr traf ihn die Nachricht vom Hinscheiden seiner Schülerin

heit, die sie verbreiten", beobachtet, und Tuttlingen nach Schaffhausen. Er besuchte wieder den Rheinfall und fertigte sich die Skizze für eine Beschreibung an. Der mächtige Eindruck tönt durch die Elegie „Amyntas", zu welcher ihn nach dem Briefe an Schiller aus Zürich vom 19. September 1797 ein am Wege stehender, mit Epheu umrankter Apfelbaum anregte. Die Pointe des romantisch gefärbten Gedichtes liegt in der Schlußzeile: „Was ist das Leben ohne Liebe?" Am 19. September erreichte Goethe Zürich und benachrichtigte davon sogleich Meyer, der den andern Tag von Stäfa herüberkam. Noch am ersten Abende seiner Anwesenheit in Zürich ging er zu Bäbe, allein eine „Mißgestimmtheit" störte das Zusammensein und nach Goethes Heimkehr scheint die Verbindung aufgehört zu haben, so sehr Bäbe auch um ein Lebenszeichen flehen mochte. Mit Lavater hatte Goethe innerlich schon längst gebrochen; in Zürich wich er dem „Kranich" aus, den er dann im „Faust" verspottete. Dagegen verkehrte er mit den „lustigen" Schweizern um so lieber, namentlich mit Oberst Escher und seinem Sohne; bei Tische traf er auch den Historiker Johannes v. Müller. In Stäfa wurden die aus Italien mitgebrachten Kunstschätze Meyers besichtigt, auf der Insel Ufenau Huttens Grabstätte besucht. Am Zürchersee unternahm Goethe zahlreiche Ausflüge; hier erntete er einen Beitrag für die „Wanderjahre", dessen Vermittler übrigens Meyer ist: über die Baumwollspinnerei in Lenardos Tagebuch. Die Stelle von der Heimfahrt der Marktleute auf dem See hat bis auf ein Umstands-

wörtchen Meyer verfaßt[107]). In Altdorf überraschte den Dichter der Umschlag des Wetters, dem wir das Epigramm „Schweizeralpe“ verdanken, welches er am 1. Oktober

Am St. Gotthard.

von Uri aus an Schiller sandte. Dann ging es wieder das Reußthal hinauf, und am 3. Oktober stand er zum drittenmale am St. Gotthardpasse[108]). Auf der Rückkehr traf ihn die Nachricht vom Hinscheiden seiner Schülerin

heit, die sie verbreiten", beobachtet, und Tuttlingen nach Schaffhausen. Er besuchte wieder den Rheinfall und fertigte sich die Skizze für eine Beschreibung an. Der mächtige Eindruck tönt durch die Elegie „Amyntas", zu welcher ihn nach dem Briefe an Schiller aus Zürich vom 19. September 1797 ein am Wege stehender, mit Epheu umrankter Apfelbaum anregte. Die Pointe des romantisch gefärbten Gedichtes liegt in der Schlußzeile: „Was ist das Leben ohne Liebe?" Am 19. September erreichte Goethe Zürich und benachrichtigte davon sogleich Meyer, der den andern Tag von Stäfa herüberkam. Noch am ersten Abende seiner Anwesenheit in Zürich ging er zu Bäbe, allein eine „Mißgestimmtheit" störte das Zusammensein und nach Goethes Heimkehr scheint die Verbindung aufgehört zu haben, so sehr Bäbe auch um ein Lebenszeichen flehen mochte. Mit Lavater hatte Goethe innerlich schon längst gebrochen; in Zürich wich er dem „Kranich" aus, den er dann im „Faust" verspottete. Dagegen verkehrte er mit den „lustigen" Schweizern um so lieber, namentlich mit Oberst Escher und seinem Sohne; bei Tische traf er auch den Historiker Johannes v. Müller. In Stäfa wurden die aus Italien mitgebrachten Kunstschätze Meyers besichtigt, auf der Insel Ufenau Huttens Grabstätte besucht. Am Zürichersee unternahm Goethe zahlreiche Ausflüge; hier erntete er einen Beitrag für die „Wanderjahre", dessen Vermittler übrigens Meyer ist: über die Baumwollspinnerei in Lenardos Tagebuch. Die Stelle von der Heimfahrt der Marktleute auf dem See hat bis auf ein Umstands-

wörtchen Meyer verfaßt[107]). In Altdorf überraschte den Dichter der Umschlag des Wetters, dem wir das Epigramm „Schweizeralpe“ verdanken, welches er am 1. Oktober

Am St. Gotthard.

von Uri aus an Schiller sandte. Dann ging es wieder das Reußthal hinauf, und am 3. Oktober stand er zum drittenmale am St. Gotthardpasse[108]). Auf der Rückkehr traf ihn die Nachricht vom Hinscheiden seiner Schülerin

Christiane Neumann-Becker am 22. September 1797. Er widmete ihr als Nachruf das Gedicht „Euphrosyne", die „Krone der Elegien", welches er indessen erst am 13. Juni 1798 in Weimar vollendete; es bildete auch die Anregung zum reizenden Dramolet „Euphrosyne" von Otto Gensichen. Goethe weilte noch einige Zeit in der Urschweiz. Die Tellstätten erregten in ihm die Absicht, ein Epos „Tell" zu dichten; nur Weniges kam in der Folge zustande. In der Erkenntnis, daß der Stoff eigentlich dramatisch sei, trat er ihn dann mit allen gesammelten Notizen an Schiller ab, welcher 1802 an die Arbeit ging und das berühmte Drama schuf. Bemerkenswert ist, daß Goethe bereits das Sagenhafte des Tell erkannte. Auf Tschudis Chronik ward Schiller sicher durch den Freund geleitet, wie er ihn auch über das Lokal belehrte. Am Vierwaldstätterse empfing Goethe endlich das Motiv zu den Terzinen im Faustmonolog: „Ein Paradies wird um mich her die Runde". Er fuhr dann mit Meyer am 26. Oktober von Zürich nach Schaffhausen ab. Von dort reisten sie nach Tübingen, Nürnberg, wo sie Knebel in mißlauniger Stimmung trafen, und traten am 20. November unerwartet bei Schiller in Jena ein. Auf seiner letzten Schweizerreise empfing Goethe eine erdrückende Menge von neuen Anregungen, die ihn in der ersten Zeit nach der Rückkehr vor lauter Verwirrung zu nichts Größerem kommen ließen. Eine Nachlese war die Ballade „Das Blümlein Wunderschön" (1798), die er der Chronik von Tschudi verdankte. Die Form derselben ist der Dialog,

den der Graf mit den Blumen führt, von denen jede eine Idee darstellt, der Bau ist episch, der Ton lyrisch. Das Vergißmeinnicht allein besitzt die Wunderkraft, in die Ferne zu wirken, der gefangene Graf findet Glück und Trost nur in der treuen Gattenliebe. Die Balladen in Gesprächsform sind von Goethe aufgebracht und ausgebildet worden. In das gleiche Jahr gehört die Absage an die Geniezeit „Deutscher Parnaß“ (Dithyrambe) und die „Weissagungen des Bakis“, welche ein Spruchbüchlein auf alle Tage des Jahres bilden und ganz im allgemeinen bezeugen sollten, daß die wahre Prophetin die Poesie sei. Im Musenalmanache von 1798 erschien auch die im Stile des Hans Sachs bearbeitete „Legende vom Hufeisen“, deren Entstehen noch in den Schluß des vorigen Jahres fällt, das anakreontische Lied „Nachgefühl“ und „Abschied“, sowie „An Mignon“, welches man gewöhnlich mit der schönen Mailänderin in Beziehung bringt. Im Frühjahre 1798 nahm er neuerdings den „Faust“ vor und führte, von der lyrischen Stimmung des Frühlings begünstigt, einiges aus. Das alte „konfuse Manuskript“ wurde abgeschrieben und die Teile nach Nummern eines ausführlichen Schemas hintereinandergelegt, so daß er in der Lage war, je nach der Stimmung an beliebigen Stellen zu arbeiten. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte er vom 24. April bis 4. Mai 1798 das Gastspiel Ifflands in Weimar; durch diesen Schauspieler und Dichter wurde Goethe aufgemuntert, seinen Text „Der Zauberflöte zweiter Teil“ fortzuführen. Mozarts herrliche Ton-

dichtung, an welcher Goethe bei der ersten Aufführung in Weimar den 16. Jänner 1794 die Melodienfülle bewunderte, hatte den Anstoß gegeben. Die Idee zog ihn gleichfalls an, denn die „Zauberflöte" ist das Märchen des Lebens, in welchem die Liebe um Schönheit ringt und die Weisheit beide vereint. Der Text von Schikaneder beruht wie Goethes „Lila" auf dem Märchen Lulu, so daß beide aus derselben Quelle schöpften. Goethes Dichtung wurde weder vollendet, noch vertont. Gleichzeitig wandte er sich trotz Schillers leisen Abmahnungen mit erneutem Eifer auf die Kunst und die Naturwissenschaften und begann die Herausgabe der „Propyläen", einer Zeitschrift für alle Gebiete der Kunst, deren Verlag Cotta übernommen hatte. Goethe stand auf der Höhe seines Schaffens, doch zerstreute er wieder allzusehr seine Kräfte und brachte infolge dessen lange Zeit nichts Größeres zum Abschlusse. Seine Thätigkeit erlahmte, während Schiller zur Vollendung im Drama gelangte. An Fritz v. Stein schrieb er deshalb: „Die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigungen ist sehr unterhaltend und selbst aufreizend und förderlich, doch will es manchmal ein bischen gar zu bunt werden." Seine erstaunliche Empfänglichkeit für die verschiedensten Eindrücke, sein allgemeines Interesse und eine auf alle Gebiete des Wissens und der Kunst erstreckte Thätigkeit war für seine Dichtung häufig verhängnisvoll. Für Schillers Musenalmanach von 1799 lieferte er indes das hübsche Lied „Am Flusse" (Verfließet, vielgeliebte Lieder, zum Meere der Vergessenheit), dann die beiden „Kophtischen Lieder" und „Die Musageten". Am

22. März 1799 dichtete er den „Spiegel der Muse“ und später noch „Phöbos und Hermes“ für seine „Propyläen“. Die Cantate „Die erste Walpurgisnacht“ ist ein religionsphilosophisches Gespräch von dramatischer Wirkung und klassisch gerundeter Form. Unverkennbar ist die polemische Tendenz. Auf dem Gebiete der Kunst war dieselbe verfolgt in der Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen“, an welcher Schiller großen Anteil hatte. Der Ernst in der Kunst bringt Nachahmer, Charakteristiker und Kleinkünstler hervor, als spielende Thätigkeit aber erzeugt sie Phantomisten, Unduliſten (die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben — „Schlängler“) und Skizziſten. Als Form ist das Gespräch und der Brief gewählt, das erzählende Moment ist jedoch ohne Wert. Die Idee Goethes von der Kunstnovelle war namentlich von Einfluß auf die Romantiker, mit denen Goethe mehrfach in Beziehungen stand. Die ältere romantische Schule, welche seit 1795 in Jena ihr Hauptquartier hatte, befand sich mit ihren antikisierenden Bestrebungen, sowie in dem Kampfe gegen das Naturalistische und blos Stoffliche in der Kunst anfangs ganz in Übereinstimmung mit Goethe. Beide Richtungen, der Weimarer Klassizismus und die Romantiker, huldigten dem Idealismus. Erst die spätere, den Alten ab und dem Mystizismus zugewandte Richtung brachte sie in ernsten Zwiespalt mit dem „Alten von Weimar“, der ihnen das im „Faust“ parodierte stürmende Wesen allenfalls noch hinsehen, aber fromme Mummerei nicht verstatten mochte. Das Jahr 1799 brachte

eine bemerkenswerte Annäherung, indem er A. W. Schlegel, Tieck und sogar Novalis bei sich sah. Eine Idee von Fr. Schlegel, daß die alten Epen nur aufhören, aber nicht schließen, brachte ihn auf den Gedanken, zwischen Ilias und Odyssee eine „Achilleis“ einzuschalten. Während der Arbeit aber erkannte er, daß sich der Stoff nicht zum Epos eigne, sondern wesentlich tragisch sei, und darum ließ er ihn bald wieder liegen. Jüngst hat H. Schreyer daraus ein Drama „Die Hochzeit des Achilleus“ zu gestalten versucht (1891). An dem Bruchstücke Goethes — 651 Hexameter — ist jedoch die klassische Sprache zu bewundern, die den alten Griechen getreu nacheifert.

Im Jahre 1799 weilte das preußische Königspaar in Weimar. Sophie de la Roche sprach auf der Durchreise zu Wieland nach Osmannsstedt vor, allein Goethe suchte die alte Frau, an deren Unterhaltung er zwar immerhin noch „interessante Stellen“ fand, von sich abzulenken. Sie starb am 18. Februar 1807 in ihrem 76. Lebensjahre zu Offenbach. Ein bedeutsames Ereignis bildete die noch festere Knüpfung des Freundschaftsbundes der beiden größten Dichter. Schiller übersiedelte jetzt nach Weimar, um Goethe und dem Theater näher zu sein, dem er alle Kraft widmete. Seine großen historischen Dramen wurden nach einander auf dieser Bühne aufgeführt. Um nicht allzusehr zurückzustehen, bearbeitete Goethe seine älteren Stücke und griff zu Übersetzungen. Noch 1799 lieferte er den „Mahomet“ von Voltaire, im folgenden Jahre den „Tancred“ für das Hoftheater. Schiller begleitete auch diese Thätigkeit

des Freundes mit seinem Beifalle und Beispiele, wie er ihn auch noch im Jahre 1804 zur Übersetzung des Dialogs „Rameaus Neffe“ von Diderot anregte; diesen Dichter hielt Goethe selbst in seinen späteren Jahren hoch und beeinflußte hierin auch Schiller. Das Einvernehmen der beiden Männer war in jeder Hinsicht ein volles; daran scheiterte auch der plumpe Plan Kotzebues, durch Veranstaltung einer Schillerfeier (1802) den Freundschaftsbund zu sprengen. Im Jahre 1800 entstanden „Die guten Weiber“ als gesellschaftlicher Scherz für ein illustriertes Damentaschenbuch, im Juni ein kleines symbolisches Maskenspiel „Paläophron und Neoterpe“, wie es Fr. Schlegel taufte. In der unvermeidlich antiken Gestalt des lieblichen Spieles stecken Persönlichkeiten des Weimarer Hofes, die Idee scheint in der weisen Mahnung zu bestehen, daß alte und neue Anschauungen sich vertragen sollen. Als Versmaß verwendete er hier den Trimeter, den er damals zuerst für die Helenaszenen gebraucht hatte, aber in ziemlich nachlässiger Weise, so daß sich häufig Fünffüßler und einmal sogar ein Siebenfüßler einschlich. Goethe scheint eben den ersten Entwurf, den er in heiterer Gesellschaft bei der „Thusel“ (v. Göchhausen) machte, welcher er auf- und abgehend diktierte, nicht mehr gefeilt zu haben. Trotzdem ist das Stück nach dem Urteile Goedekes die bedeutendste „Hofdichtung“ Goethes. Schiller bewunderte mit Recht die Leichtigkeit des Schaffens an seinem Freunde, der nur den Baum zu schütteln brauchte, um die besten Früchte zu empfangen. Sorgfältiger behandelte Goethe den Trimeter 1802 im Festspiel „Was wir

bringen“ und im Prologe zur Wiederholung desselben, wo jedoch der hölzerne Stil einigermaßen stört[109]); das Gedicht „Natur und Kunst“ erscheint als Einschaltung in demselben und ist wohl auf die Form des Sonettes zu beziehen, die A. W. Schlegel in poetisch gefaßter Regel zierlich bestimmte.

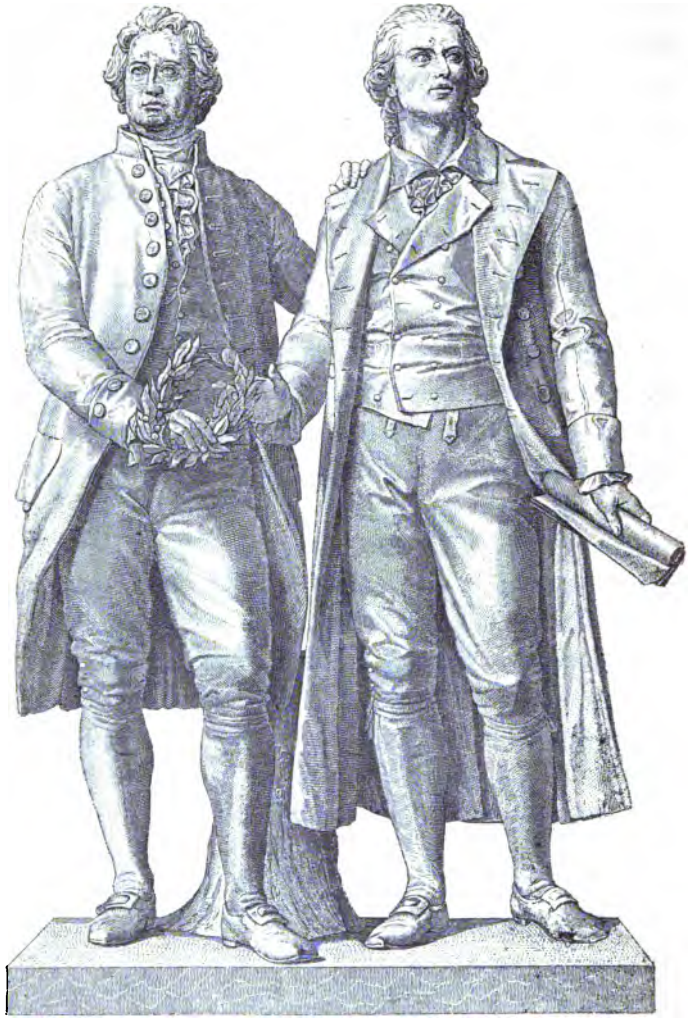
Ende April bis Mitte Mai 1800 befand sich Goethe in Leipzig zur Messe und weilte dann abwechselnd auch, soviel es die Geschäfte und der Weimarer Schloßbau gestatteten, in Jena. Im Jänner 1801 warf ihn eine „ungeheure Krankheit“ nieder, welche im Sommer eine Badereise nach Pyrmont nötig machte. Von kleineren Dichtungen entstand das „Lied zum neuen Jahre“ 1802 und „Zum 1. Mai 1803“ (Magisches Netz). Dieses erschien mit anderen geselligen Liedern in dem Taschenbuche, welches Goethe 1804 mit Wieland herausgab. Daselbst veröffentlichte er auch die Lyrica: „Selbstbetrug“, „Weltseele“ (1803), „Kriegserklärung“, „Frühzeitiger Frühling“ (1802), „Schäfers Klagelied“, „Trost in Thränen“, „Nachtgesang“ (nach einem alten italienischen Volksliede gedichtet und später von Heine nachgeahmt), „Sehnsucht“ und „Bergschloß“, dann die im tändelnden Tone behandelten Balladen „Ritter Kurts Brautfahrt“, „Hochzeitlied“ (1802) und „Der Rattenfänger“, sowie den Dialog „Wanderer und Pächterin“. Nach der Rückkehr aus Pyrmont und Göttingen, wo Goethe naturwissenschaftliche Studien trieb, begann er ein neues Trauerspiel, zu welchem er Ende

1799 durch ein von Schiller geborgtes Buch den Stoff aufgenommen hatte. Es war „Die natürliche Tochter". Eugenie, die natürliche Tochter des Prinzen von Bourbon-Conti, liebt einen Herzog. Da sie aber illegitim ist, kann sie nicht heiraten. Der König (Ludwig XV.) aber ist auf des Herzogs Bitte geneigt, Eugenie zu legitimieren. Allein das Parteigetriebe am Hofe und Eugeniens Bruder, der sich das Erbe nicht schmälern lassen will, vereiteln es, da man in der uneigennützigen Liebe der Prinzessin zu König und Volk eine Gefahr für die eigenen Pläne fürchtet. Die Hofmeisterin soll sie daher auf einer fernen Insel verschwinden lassen und dem mörderischen Klima opfern. Der König ist ebenfalls zu ihren Ungunsten umgestimmt worden. Rettung gibt es für sie nur dann, wenn sie auf ihre Rechte verzichte und sogleich einen bürgerlichen Gatten wähle. Um sich dem Vaterlande zu erhalten, dem sie bei dem nahenden Umsturz der Verhältnisse zu dienen hofft, heiratet sie einen Gerichtsrat, der sie als Schwester zu betrachten verspricht. Goethe wollte in einer großen Trilogie die Ereignisse der französischen Revolution dichterisch gestalten. Aber nur dieses erste Stück derselben, in dem das Parteiwesen des Junkertums am Hofe als Ursache jenes Umsturzes erscheint, wurde noch 1802 vollendet und am 2. April 1803 in Weimar gegeben. Tieck meinte, das ganze Stück bestehe nur aus 5 ersten Akten. Die Zuschauer blieben trotz der „unsagbaren Macht und Musik der Sprache, der tiefen Innigkeit und Sinnigkeit der Gedanken und Empfindungen" kalt. Goethe hatte sich zum Voraus um den Er-

folg gebracht, indem er das Geschichtliche vollständig des individuellen Gehaltes beraubte und in den Personen lauter Typen hinstellte, denen das Blut des wirklichen Lebens fehlt. Als unwesentlich strich er auch alle Namen, nur die Titelheldin heißt Eugenie, wobei er vielleicht an die griechische Bedeutung des Wortes (von edler Geburt) dachte, die ihm allein etwas zu besagen schien. Goethe hat trotz des Lobes von Schiller, Herder und Fichte den Stoff nicht mehr weiter behandelt; er hatte entschieden Unglück. Verdrießlich zog er sich wieder auf sich selbst zurück, so daß ihm der Besuch der Madame Staël sehr lästig fiel. Am 18. Dezember 1803 starb Herder, um den er wenig Ursache zur Trauer fand. Der vergrämte Mann war stets bereit, sich gegen Goethe auszulassen und dessen Bedeutung herunterzusetzen; er hatte sich über die Balladen und den „Wilhelm Meister" lustig gemacht und zuletzt noch einen Streit mit Kant geführt. Die Folge dieses Verhaltens war, daß man ihm am Hofe jetzt weniger gefällig war als früher und ihn namentlich durch die vorenthaltene Anerkennung des ihm vom Kurfürsten von Bayern (1802) verliehenen Adels kränkte. Nur Goethe trug ihm nichts nach und verwendete sich öfters für ihn beim Herzoge, obwohl er sonst einen nähern Verkehr mit Herder absichtlich vermied[110]). Bald sollte ihn aber der Verlust Schillers treffen. Dieser hatte 1804 den „Tell" vollendet und zur Vermählung des Erbprinzen mit einer Tochter des Czaren Paul I. die „Huldigung der Künste" dargebracht; er war Goethe noch bei der Bearbeitung des „Götz" behilflich und

wandte sich endlich der russischen Tragödie vom falschen Demetrius zu. Am 1. Mai 1805 sahen sich die beiden Dichter zum letztenmale im Theater, dem sie die ästhetische Form gegeben. Schiller holte sich eine Verkühlung, wurde bettlägerig und starb am 9. Mai. Auch Goethe hütete das Zimmer. Man getraute sich nicht, ihm die Nachricht zu bringen, bis er die allgemeine Unruhe seiner Umgebung bemerkte. Als man ihm endlich die volle Wahrheit sagte, brach er in Thränen aus und verhüllte sich wie ein griechischer Weiser das Gesicht. Er klagte, daß er die Hälfte seiner Existenz verloren habe, und konnte vor Bewegung auch den Trauerfeierlichkeiten nicht beiwohnen. Erst zu der Gedächtnisfeier in Lauchstädt den 10. August 1805 dichtete er den „Epilog zu Schillers Glocke", welchem er 1810 und 1815 je eine Strophe beifügte, wodurch das Gedicht an der Einheitlichkeit der Stimmung und der Composition einbüßte[111]). Es ist indes ohne Frage das Edelste und Beste, was über Schiller je gesagt worden ist. Den „Demetrius" vermochte Goethe nicht zu vollenden, dafür hat er in dem herausgegebenen Briefwechsel dem Freunde ein stattliches Denkmal gesetzt, würdig dem stolzen Refrain des Epilogs: „Denn er war unser!"

Schillers Tod machte einen bedeutenden Einschnitt in Goethes Leben und in Weimars Kunstinteressen, und auch die Nation hat viel an ihm verloren. Im edlen Wetteifer arbeiteten die beiden Dichter durch ein volles Jahrzehnt praktisch und theoretisch im Dienste der Poesie und



Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar.

führten die deutsche Litteratur zu einer zweiten Blüte. Mit Recht erhebt sich darum an der vornehmsten Stätte ihrer gemeinsamen Wirksamkeit, vor dem Theater zu Weimar, das Doppelstandbild Rietschels, welches das dankbare Vaterland seinem großen Dichterpaare gewidmet hat. Die Gegenwart erkennt ihre Bedeutung in dem lebendigen Einwirken auf unsere geistigen Interessen wieder. Schiller trug als Ästhetiker viel zur Klärung der bisher trotz Lessing noch verworrenen Kunstansichten bei, er eröffnete die klassische Bühne nicht nur Weimars, sondern Deutschlands, er begeisterte das deutsche Volk und besonders die Jugend, deren Thaten er leider nicht mehr schauen durfte. Als Mensch, Familienvater und Bürger von makelloser Reinheit, übte er durch Wort und Beispiel einen hohen sittigenden Einfluß aus und wurde zu einem der besten Erzieher des Menschengeschlechts. Als Mittel dazu sollte ihm die Kunst dienen, und darin traf er völlig mit Goethes Absicht zusammen. In seinem ernsten Streben suchte er überall das menschlich Wahre und Ergreifende. Der protestantische deutsche Dichter hat darum die von einem katholischen Dichter Frankreichs in den Kot gezerrte Jungfrau von Orleans und die schottische Königin wieder zum Lichte ins Reich der Poesie erhoben, allerdings nicht in der Absicht, damit etwa den Katholizismus als solchen zu feiern, sondern um das allgemeine Edle und wirklich Poetische darzustellen; das Dogma blieb unberührt. Die vornehmste Wirkung dieser Thätigkeit der beiden Dichter aber ist, daß die schroffen konfessionellen Gegensätze wenigstens litterarisch ausgeglichen und eine duld-

same Verständigung der religiösen Meinungen angebahnt und dadurch der kulturelle Fortschritt des Zeitalters bedeutend gefördert ward.

§ 9. Der Höhepunkt des Klassizismus und die Umkehr. Die Wahlverwandtschaften. Dichtung und Wahrheit. 1805—12.

Nach dem Hinscheiden des großen Freundes empfand Goethe eine traurige Leere des Daseins. Zerstreuung suchte er nur in angestrengter Arbeit, in der Kunst und in den Naturwissenschaften, die ihm jetzt in der Einsamkeit doppelt lieb waren. Außer seiner Familie kamen ihm fast nur der überall hilfreiche und brauchbare Meyer und Riemer näher, welcher seit zwei Jahren Hauslehrer seines Sohnes war. F. H. Jacobi erschien, um sich zu verabschieden, da er als Mitglied der Akademie nach München ging, als deren Präsident er 1819 starb. Im Sommer unternahm Goethe, um „Mut des Fortlebens" zu gewinnen und seine wiedererlangte Gesundheit zu stärken, mit dem Philologen Wolf eine kleine Reise in den Harz und trat, wie früher schon mit Schleiermacher in Halle, mit verschiedenen Persönlichkeiten in Beziehungen. Goethes Kenntnis der Welt und der Menschen wurde fortwährend gefördert, da sich ihm die verschiedensten Leute näherten. Keinem andern Sterblichen ist dies im gleichen Maße widerfahren; es war ihm sozusagen vergönnt, den ganzen Inhalt der Zeit zu erschöpfen und das Bedeutende daraus in seinen

ſame Verſtändigung der religiöſen Meinungen angebahnt und dadurch der kulturelle Fortſchritt des Zeitalters bedeutend gefördert ward.

§ 9. Der Höhepunkt des Klassizismus und die Umkehr. Die Wahlverwandtschaften. Dichtung und Wahrheit. 1805—12.

Nach dem Hinscheiden des großen Freundes empfand Goethe eine traurige Leere des Daseins. Zerstreuung suchte er nur in angestrengter Arbeit, in der Kunst und in den Naturwissenschaften, die ihm jetzt in der Einsamkeit doppelt lieb waren. Außer seiner Familie kamen ihm fast nur der überall hilfreiche und brauchbare Meyer und Riemer näher, welcher seit zwei Jahren Hauslehrer seines Sohnes war. F. H. Jacobi erschien, um sich zu verabschieden, da er als Mitglied der Akademie nach München ging, als deren Präsident er 1819 starb. Im Sommer unternahm Goethe, um „Mut des Fortlebens" zu gewinnen und seine wiedererlangte Gesundheit zu stärken, mit dem Philologen Wolf eine kleine Reise in den Harz und trat, wie früher schon mit Schleiermacher in Halle, mit verschiedenen Persönlichkeiten in Beziehungen. Goethes Kenntnis der Welt und der Menschen wurde fortwährend gefördert, da sich ihm die verschiedensten Leute näherten. Keinem andern Sterblichen ist dies im gleichen Maße widerfahren; es war ihm sozusagen vergönnt, den ganzen Inhalt der Zeit zu erschöpfen und das Bedeutende daraus in seinen

Schriften der Nachwelt zu übermachen. Er blieb auch nie unthätig. Die Kunststudien nahmen ihren ungehinderten Fortgang. Goethe und Meyer dachten an eine Erneuerung der antiken Kunst auf deutschem Boden und arbeiteten rastlos an dem Plane, der in dieser Form wohl nicht durchführbar war, aber doch für die Folgezeit einige bedeutende Anregungen brachte. Die Kunstausstellungen zu Weimar, die Ausschreibung von Preisen, welche die WKF, die „Weimarer Kunstfreunde", jährlich erließen, Aufsätze und andere Ermunterungen von strebsamen Leuten sollten zur Erreichung des Zieles beitragen. Die „Propyläen", welche allerdings bald eingingen, faßten die Kunst im weitern Sinne ins Auge und wurden vorbildlich für das „Athenäum" der Schlegel. Einen Hauptzug that Goethe 1805 durch ein Werk, welches noch Schiller gesehen hatte: „Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe." Meyer hatte auch seinen Teil daran, die ordnende Hand aber führte Goethe. Er schrieb die treffliche Charakteristik Winckelmanns und erklärte den Geist des großen Mannes als fortwirkend in die Gegenwart und Zukunft. Jetzt regte sich in ihm noch einmal die Sehnsucht nach Italien, ohne daß sie Befriedigung finden konnte. Aus dem eben Gesagten rührt auch ein kleiner Gegensatz zu den Romantikern her, welche gegen die antiken Künste in der Plastik und Baukunst zu Gunsten der Malerei auftraten; auf die weitere Entwicklung des Zwistes werde ich später im Zusammenhange zurückkommen. Nur andeutungsweise will ich hier noch erwähnen, daß

Goethe inzwiſchen Schellings Philoſophie kennen gelernt hatte, deren erſter Niederſchlag in dem ſchon erwähnten Gedichte „Weltſeele“ zu ſuchen iſt. Die ſcharf hervortretende Tendenzrichtung der Romantiker war dem antikiſierenden Goethe immer zuwider, denn Tabak, Brillen und Tendenz waren ihm gleich verhaßt, der völlige Bruch erfolgte auch ein Jahrzehnt ſpäter. Neben der Sorge für die „Jenaiſche Allgemeine Litteraturzeitung“, die er ſeit 1803 in ſeinen Schutz genommen, beſchäftigte ihn das Theater, welches ihm manche üble Stunde bereitete. Anfangs 1806 gab er ſeine „Stella“ als Trauerſpiel, dann brachte er den erſten Teil des „Fauſt“ unter Dach. Weil er ſich nicht ganz wohl fühlte, ging er im Juni wieder nach Karlsbad, wo er ſich vornehmlich mit Mineralogie beſchäftigte. Bald ereigneten ſich aber Dinge, welche die politiſche Lage beſorgniserregend geſtalteten. Am 12. Juli 1806 war der Rheinbund geſchloſſen worden, im Auguſt legte der geſchlagene Kaiſer Franz die deutſche Kaiſerwürde nieder, und jetzt reizte Napoleon Preußen zum Kampfe. Goethe reiſte heim, im Oktober begann in ſeiner nächſten Nähe der Krieg. Karl Auguſt war ſogleich auf Preußens Seite getreten und führte wieder ein Kommando. Die aus Öſterreich im Rückzuge begriffenen Franzoſen brauchten bloß eine Rechtsſchwenkung auszuführen, um die Saale und die preußiſche Armee zu erreichen. Am 10. Oktober fiel Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld, am 14. wurde die preußiſche Armee unter dem Herzoge von Braunſchweig bei Jena auf's Haupt geſchlagen; der verknöcherte Mili-

tarismus und Bureaukratismus wurde an dem Genie des gewaltigen Korsen zu Schanden. Im Staate des großen Fritz waren wohl noch die alten Gamaschenknöpfe da, aber nicht mehr der Heldengeist von Roßbach, Zorndorf und Leuthen. Die flüchtigen Preußen zogen durch Weimar, dann folgten ihnen auch schon die Sieger, welche raubten und viel Unheil anrichteten. Goethe, der um seine Schriften besorgt war, blieb nicht verschont; Soldaten von der sogenannten Löffelgarde drangen selbst in sein Zimmer und bedrohten ihn mit dem Schicksale Lavaters. Christianens Entschlossenheit, mit der sie die Gardisten rasch anfaßte und zur Thüre hinausschob, rettete ihn. Am andern Tage kamen zu ihm die Marschälle Augereau, Lannes und Ney und General Victor ins Quartier. Wieland wurde unter kaiserlichen Schutz gestellt. Nach der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt kam Napoleon selbst nach Weimar. Die Herzogin Luise war in der Stadt geblieben und benahm sich wahrhaft groß in den Tagen der Gefahr. Napoleon war wütend über den Herzog und wollte sein Land annektieren. Die edle Fürstin aber bewies ihre hohe sittliche Macht und rettete durch ihre Festigkeit dem Gemahl die Herrschaft, dem Lande die Unabhängigkeit. Napoleon sprach mit größter Achtung von ihr und versicherte: „Diese Frau konnte nicht einmal durch unsere 200 Kanonen in Furcht gesetzt werden.“ Goethe suchte damals, wo Alles zusammenstürzte, zu retten und zu erhalten, was möglich war. Zunächst befestigte er sein Verhältnis zu Christiane, indem er den gesetzlichen Formen genügte und sich am

19. Oktober 1806 in der Hof- und Garnisonskirche zu Weimar mit ihr trauen ließ. Der gräßlichen Verwirrung machte endlich der französische Stadtkommandant General Dentzel ein Ende, welcher ursprünglich ein deutscher Pastor gewesen, in den Konventszeiten jedoch die Bibel mit dem Säbel vertauscht hatte und 1806 Napoleons Generaladjutant wurde. Er legte Goethe den französischen Künstler Dénon ins Quartier, der ihm schon von Venedig her bekannt war. Noch eine andere Sorge oblag Goethe, nämlich der Schutz der Universität Jena und der dortigen Professoren und Institute, die sehr ins Gedränge gekommen waren und ihn zu Hilfe riefen. Er arbeitete eine Denkschrift zu Gunsten der Universität aus, erwähnte ihre Verdienste und Wieland. Darauf erfolgte ein vom Marschall Berthier unterzeichneter Schutzbrief vom 24. November 1806. Goethe bemühte sich dann im Vereine mit dem Kanzler v. Müller um die politische Erhaltung des Herzogtums, vorzüglich aber suchte er alles Bildende und damit wenigstens „das litterarische Deutschland" zu retten. Es ist ungerecht, wenn man Goethe Mangel an Gemeinsinn und Patriotismus vorwirft und ihn zum unbedingten Bewunderer Napoleons macht. Um das Gegenteil zu beweisen, bedarf es nicht der in dem Keil'schen Buche mitgeteilten Worte Goethes an Falk, die übrigens sehr ungoetheisch klingen, noch der Inschrift für das Denkmal Blüchers in Rostock, die Akten aus dem Jahre 1806 sprechen für ihn mit überzeugender Gewalt. Im Ernste glaubt vielleicht heute auch niemand mehr an die Gesinnungslosigkeit Goethes, nachdem

man ihm einst sogar vorgeworfen, er habe durch erdichtete Schilderungen vom Zustande des Landes zu Gunsten der Franzosen im Herbst 1792 den Rückzug des Herzogs von Braunschweig aus der Champagne veranlaßt. Er war deutsch gesinnt, pflegte aber mit patriotischen Schlagworten nicht um sich zu werfen. Die französische Revolution haßte er, doch bewunderte er das Genie Napoleons. In ihm fand er wenigstens in Hinsicht auf seine Erfolge Fichtes Lehre vom absoluten Idealismus verkörpert. Den Verderber Deutschlands zu verehren, kam ihm nicht in den Sinn, aber das Individuum als solches interessierte ihn. Wer das dämonische Wesen Napoleons mit seinem hohen geistigen Können, seinem starken Wollen und seiner sittlichen Zügellosigkeit kennen lernen will, der lese nur bei Taine nach. Goethe hat 1827 über das Leben Napoleons von Walter Scott vielsagend gehandelt; seine eigenen politischen Lehrjahre waren längst zu Ende[112]). Das Herzogtum blieb im harten Frieden zu Posen den 15. Dezember 1806 erhalten; Karl August mußte jedoch zahlen und dem Rheinbunde beitreten. Zur Audienz bei Napoleon erschien Goethe nicht. Nach vorläufiger Ordnung der Dinge begab er sich 1807 zum letzten Besuche der Mutter nach Frankfurt. Nach der Rückkehr erfolgte am 10. April das Ableben der Herzogin Anna Amalia, für welche er einen Nekrolog schrieb. Im Sommer ging er nach Karlsbad und im Spätherbste — nachdem er Achim v. Arnim, Clemens Brentano, Savigny, Bettina und Meline Brentano bei sich gesehen — nach Jena, wo er die Institute der Universität

19. Oktober 1806 in der Hof- und Garnisonskirche zu Weimar mit ihr trauen ließ. Der gräßlichen Verwirrung machte endlich der französische Stadtkommandant General Dentzel ein Ende, welcher ursprünglich ein deutscher Pastor gewesen, in den Konventszeiten jedoch die Bibel mit dem Säbel vertauscht hatte und 1806 Napoleons Generaladjutant wurde. Er legte Goethe den französischen Künstler Dénon ins Quartier, der ihm schon von Venedig her bekannt war. Noch eine andere Sorge oblag Goethe, nämlich der Schutz der Universität Jena und der dortigen Professoren und Institute, die sehr ins Gedränge gekommen waren und ihn zu Hilfe riefen. Er arbeitete eine Denkschrift zu Gunsten der Universität aus, erwähnte ihre Verdienste und Wieland. Darauf erfolgte ein vom Marschall Berthier unterzeichneter Schutzbrief vom 24. November 1806. Goethe bemühte sich dann im Vereine mit dem Kanzler v. Müller um die politische Erhaltung des Herzogtums, vorzüglich aber suchte er alles Bildende und damit wenigstens „das litterarische Deutschland" zu retten. Es ist ungerecht, wenn man Goethe Mangel an Gemeinsinn und Patriotismus vorwirft und ihn zum unbedingten Bewunderer Napoleons macht. Um das Gegenteil zu beweisen, bedarf es nicht der in dem Keil'schen Buche mitgeteilten Worte Goethes an Falk, die übrigens sehr ungoetheisch klingen, noch der Inschrift für das Denkmal Blüchers in Rostock, die Akten aus dem Jahre 1806 sprechen für ihn mit überzeugender Gewalt. Im Ernste glaubt vielleicht heute auch niemand mehr an die Gesinnungslosigkeit Goethes, nachdem

auf Elfenbein[113]). Im Jahre 1807 kam Goethe öfters mit dem Dichter Zacharias Werner ins Haus und verlebte dort nach dem Zeugnisse Eckermanns „schöne Abende". Minna faßte eine tiefe Neigung zu Goethe, die ihm nicht entging, und lebte im Verkehre mit ihm gleichsam neu auf, nachdem ihr sonst manches nicht nach Wunsch war, wie ihr Verhältnis zu einem Herrn v. Manteuffel. Ohne Zweifel gelten ihr die feurigen Sonette Goethes, aus denen dann Bettina Brentano, der Maxe phantastische Tochter, den „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" konstruierte, indem sie die Verse in Prosa auflöste und den Inhalt auf sich bezog; sie hat auch aus den Erzählungen der Frau Rat manches in ihr seltsames Buch aufgenommen. Bettina war 1788 zu Frankfurt geboren[114]) und verkehrte seit dem Frühling 1807 mit Goethe, der ihr öfters Billets schrieb. Da sie angeblich Christianen zu nahe trat, kam es 1811 zu einem peinlichen Zerwürfnis, bei welchem Riemer eine höchst fatale Vermittlerrolle gespielt zu haben scheint. Goethe zog sich zurück, Bettina mied sein Haus zu Lebzeiten Christianens und die Sache ward nach Möglichkeit verschwiegen; daß Bettina von Goethe barsch aus dem Hause gewiesen wurde, ist indes unrichtig. Dies sei vorläufig zur Erklärung des Folgenden bemerkt. Goethe und Minchen kämpften ihre Liebesgefühle nieder. In dem entsagungsreichen Romane der „Wahlverwandtschaften" ist jedoch ein Teil derselben und Minna selbst verewigt. Von einer brennenden Leidenschaft der beiden darf indessen kaum gesprochen werden, Jenny v. Gustedt hat innigere Beziehungen

sogar rundweg in Abrede gestellt. Minna selbst schrieb am 10. Februar 1808 an Christiane Selig: „Er war immer so heiter und so gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch auch weh in seiner Gegenwart wurde," woraus gerade keine besondere Liebesglut spricht, aber immerhin bildete sie für Goethe das „Senkreis", an dem er seine „Wahlverwandtschaften" emporrankte. Dagegen vermag ich nicht zu glauben, daß der Dichter hier sein anfängliches Verhältnis zu Frau v. Stein dargestellt habe, die „Vertauschung der Rollen" wäre doch zu „unhistorisch" und für Ottilie, die Hauptperson, bliebe kein Weimarer Modell übrig, welches soweit paßte, daß Goethe zu Eckermann sagen durfte, es sei kein Strich darin, den er nicht selbst erlebt hätte. Vielmehr scheint die Annahme am Platze, daß der Dichter in einem unerlaubten Verhältnisse zu Minna die Folgen geistig geschaut und dann romanhaft und romantisch gestaltet habe, um den krankhaften Gedankenprozeß loszukriegen. Daß das Verhältnis von ihm als ein ungesundes empfunden wurde, bezeugt allein schon die Figur der Ottilie. Der rege Verkehr Goethes im Hause des Buchhändlers Frommann fällt in die Monate November und Dezember 1807. Daran schließen sich die siebzehn Sonette, welche trotz der beengenden, die Gedanken zusammenschnürenden Form nur schwer die unter der Asche glimmende Glut verbergen; das zehnte Sonett verrät sogar ziemlich deutlich den Namen und löst die Schluß-Charade auf, in welcher der Dichter zwei schöne Dinge als Namen der Geliebten lallt: Herz—lieb. Einige Züge von ihr trägt

vielleicht auch die Hilarie der „Wanderjahre". Minna heiratete 1821 ohne Liebe den Professor Walch in Jena; 1853 wurde sie Witwe und 1864 mußte sie in eine Heilanstalt für Nervenkranke nach Görlitz überführt werden, wo sie am 10. Juli 1865 starb. Zum 100. Geburtstage schrieb man auf ihr Grab:

„Goethes Liebe verklärte Dir einst die glückliche Jugend,
Goetheliebe, sie schmückt Dir das erlösende Grab."

Die Anwendung des Sonettes bei Goethe ist dem Einflusse der Romantiker zuzuschreiben, mit denen er in wechselnden Beziehungen stand. Wie auf den intriguanten Kotzebue rechnete er des Theaters wegen auch auf die undramatischen Romantiker, selbst auf den abscheulichen Zacharias Werner, dessen „Wanda" er auf die Bühne brachte. Die Schicksalstragödie schmuggelte sich unter der Marke der „Braut von Messina" ein und verdarb Schillers herrliche Saat. Dagegen wurde Heinrich v. Kleist verkannt. Dieser war schon 1802 in Weimar gewesen und hatte bei Wieland mehr als freundliche Aufnahme gefunden. Goethe aber erblickte in ihm ein auf Verwirrung des Gefühls ausgehendes dramatisches Talent und wollte von ihm nichts weiter wissen, namentlich als 1807 „Der zerbrochene Krug" durchgefallen war. Mit Entsetzen las er auch im Juli zu Karlsbad den „Amphitryon" und ersah darin einen neuen „Unfug". Als ihn am 17. Dezember 1807 Adam Müller, der Freund des berühmten Publizisten Friedrich Gentz, von Dresden aus zur Teilnahme am „Phöbus", einem „Kunstjournal ungefähr nach dem Muster der Horen" eingeladen und Kleist am 24. Jänner 1808 das erste Heft eingesandt

hatte, lehnte er glattweg ab. Dafür glaubte sich Kleist in Epigrammen unzarter Natur an Goethe rächen zu müssen. Den Sommer 1808 verbrachte Goethe abermals in Böhmen. Der gesellige Kreis von Karlsbad hatte sich erweitert. Außer zahlreichen Fürstlichkeiten, wie den „problematischen" Herzog August von Gotha, fand er hier den durch merkwürdige Lebensschicksale bekannten Grafen Reinhard [115]), Friedrich Gentz, Elise von der Recke und ihren treuen Begleiter, den Dichter August Tiedge, die schöne Sylvie v. Ziegesar, welcher er zum 21. Juni das hübsche, einer Herrnhuterepistel nachgeformte Gedicht widmete, und andere freundliche Seelen, die ihn aufheiterten. Der durchreisenden Erbprinzessin Auguste von Kassel gedachte er in Versen, ebenso einer Frau v. Berg aus Livland; in Karlsbad entstand auch das balladenartige Gedicht „Wirkung in die Ferne", welches ein wenig mit dem Leser zu spielen scheint, auf der Heimreise schrieb er in Hof den 12. September 1808 das Lied „Der Goldschmiedsgesell". Der Herzog entbot ihn indessen zur Fürstenversammlung von Erfurt. Am 2. Oktober hatte Goethe die vielberufene Audienz bei Napoleon, deren Einzelheiten in den Memoiren von Talleyrand stark konstruiert sind; einiges scheint auf Grund der Denkschrift für die Jenaer Universität von 1806 entworfen zu sein. Unzweifelhaft ist jedoch, daß die beiden großen Männer gegenseitig einen mächtigen Eindruck empfingen. Napoleons weltgeschichtliche Größe, seine Kenntnis der Menschen und selbst der Litteratur imponierte Goethe, dessen Erscheinung und edler Freimut wieder dem

Kaiser den Ausruf entlockt haben soll: „Voilà un homme“ — Endlich einmal ein Mann! Ein schwerer Verlust traf den Dichter durch den Tod der Mutter am 13. September 1808. Das Ereignis beherrschte ihn nicht bloß in Erfurt, sondern noch auf lange hinaus. Als besonderes Denkmal wollte er in späteren Jahren in eines seiner letzten Bücher von „Dichtung und Wahrheit“ eine Episode einschalten, welcher er in der Gestalt, wie man sie im Nachlasse fand, die Aufschrift gegeben: „Aristeia der Mutter.“ Zu diesem Zwecke überarbeitete er die Erzählungen, welche Bettina seiner Mutter abgelauscht und nach dem Tode derselben für ihn zusammengestellt hatte. In das Jahr 1809 fällt der „Abschluß“ des Festspiels „Pandora“, dessen Idee immer noch nicht feststeht, da Goethe sehr stark „hineingeheimnißt“ und die Gedanken krumm durch eine antike Fabelmythe geführt hat. Falls es etwa unter dem Einflusse Minchens gedichtet worden, wäre der Gedanke der Entsagung niedergelegt oder die Schwärmerei eines verliebten Greises sanft ironisiert; vielleicht ist auch der schmerzliche Nachklang von Schillers Tod durch die klassischen Trimeter zu vernehmen[116]). Goethe arbeitete an dem Stücke bereits seit 1807, nachdem ihn wahrscheinlich Frau v. Levetzow in Karlsbad zur Ausführung desselben ermuntert. Es hat nur einen Akt, welcher mit den Worten der Eos schließt:

„Was zu wünschen ist, Ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, Die wissen's droben.
Groß beginnet Ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; Die laßt gewähren!“

Goethe entwarf noch ein Schema zur Fortsetzung, ohne es je auszufüllen. Das Fragment wurde zuerst bei der ersten Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft am 2. Mai 1886 im Hoftheater zu Weimar aufgeführt. In metrischer Hinsicht ist das Stück dadurch merkwürdig, daß die hier sehr sorgfältig behandelten Trimeter zum letztenmale auftreten. Mit dem Aufhören der antiken Richtung schwindet dieses Versmaß, erst wieder gegen Ende seines Lebens griff Goethe der Gleichmäßigkeit wegen bei Vollendung des Helenaaktes darauf zurück. Am 1. Juni 1809 beendete er die Ballade „Johanna Sebus", welche er auf Veranlassung guter Menschen aus dem Gebiete von Cleve zur Verherrlichung eines wackern Mädchens aus dem Volke entworfen. Das Gedicht erschien zuerst im „Heidelberger Taschenbuch" für 1810 und hat die Form einer Cantate. Die einleitenden Zeilen jeder Strophe sind vom Chor, die Erzählung selbst vom Chorführer vorzutragen. Zur eigentlichen Ballade fehlt das Dämonische. In demselben Jahre erschien endlich auch der Roman in zwei Teilen „Die Wahlverwandtschaften" bei Cotta in Tübingen. Er teilte das Schicksal der „Lehrjahre": viel Aufsehen, aber kein Verständnis, weil man nicht von der künstlerischen, sondern bloß von der moralischen Seite aus urteilte, mit welcher es ja darin nicht am besten bestellt ist. Ursprünglich wollte Goethe wie in den kleinen Stücken von 1807, die später einen Teil der „Wanderjahre" bildeten, eine Reihe kleiner Novellen schreiben, in welchen der Gedanke der Entsagung behandelt wäre, aber der Stoff wuchs unter der Hand

und das Hauptmotiv erwies sich als zu bedeutend, um kurz oder geteilt behandelt zu werden. So ward eine größere Erzählung. Die Komposition ist tiefsinnig und im Ganzen einheitlich, wenn auch da und dort etwas schematisch und nicht überall ganz symmetrisch. Das Tagebuch Ottiliens erscheint als eine unkünstlerische Durchbrechung des Flusses der spannenden Erzählung. Die Motivierung ist außerordentlich fein und sorgfältig, die Zeichnung der Figuren und der Landschaft, sowie der Einklang der Menschen mit der umgebenden Natur ein unerreichbares Meisterstück moderner Charakteristik. Den Titel nahm Goethe aus der Chemie: gewisse Stoffe ziehen sich an und streben nach Vereinigung, weil sie „wahlverwandt" sind, während sich wieder andere gegenseitig abstoßen. So geht es auch bei den Menschen. Die Wahl des Namens Ottilie für die Hauptfigur ergab sich auf noch nicht völlig klare Weise aus der Geschichte der gleichnamigen Heiligen. Nach der Erzählung im elften Buche von „Dichtung und Wahrheit" besuchte Goethe im Elsaß während des Sommers 1771 den Odilienberg, auf den die Legende eine fromme Gräfin versetzt; die Kapelle trug ihren Namen. Die übrigen personellen Anläße haben wir bereits berührt. Als Ort der Handlung schwebte ihm das reizende, drei Stunden von Eisenach entfernte Wilhelmsthal vor, wo sich die beschriebenen Punkte nicht schwer finden lassen. Selbst das Haus, dessen Platz Ottilie im Roman bestimmt, paßt auf den hübschen Aussichtspunkt am Hirschstein. Als Quelle des Romans wurde bisher nichts Zutreffendes aufgewiesen, doch hat B. Seuffert die wertvolle

Goethe entwarf noch ein Schema zur Fortsetzung, ohne es je auszufüllen. Das Fragment wurde zuerst bei der ersten Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft am 2. Mai 1886 im Hoftheater zu Weimar aufgeführt. In metrischer Hinsicht ist das Stück dadurch merkwürdig, daß die hier sehr sorgfältig behandelten Trimeter zum letztenmale auftreten. Mit dem Aufhören der antiken Richtung schwindet dieses Versmaß, erst wieder gegen Ende seines Lebens griff Goethe der Gleichmäßigkeit wegen bei Vollendung des Helenaaktes darauf zurück. Am 1. Juni 1809 beendete er die Ballade „Johanna Sebus", welche er auf Veranlassung guter Menschen aus dem Gebiete von Cleve zur Verherrlichung eines wackern Mädchens aus dem Volke entworfen. Das Gedicht erschien zuerst im „Heidelberger Taschenbuch" für 1810 und hat die Form einer Cantate. Die einleitenden Zeilen jeder Strophe sind vom Chor, die Erzählung selbst vom Chorführer vorzutragen. Zur eigentlichen Ballade fehlt das Dämonische. In demselben Jahre erschien endlich auch der Roman in zwei Teilen „Die Wahlverwandtschaften" bei Cotta in Tübingen. Er teilte das Schicksal der „Lehrjahre": viel Aufsehen, aber kein Verständnis, weil man nicht von der künstlerischen, sondern bloß von der moralischen Seite aus urteilte, mit welcher es ja darin nicht am besten bestellt ist. Ursprünglich wollte Goethe wie in den kleinen Stücken von 1807, die später einen Teil der „Wanderjahre" bildeten, eine Reihe kleiner Novellen schreiben, in welchen der Gedanke der Entsagung behandelt wäre, aber der Stoff wuchs unter der Hand

und das Hauptmotiv erwies sich als zu bedeutend, um kurz oder geteilt behandelt zu werden. So ward eine größere Erzählung. Die Komposition ist tiefsinnig und im Ganzen einheitlich, wenn auch da und dort etwas schematisch und nicht überall ganz symmetrisch. Das Tagebuch Ottiliens erscheint als eine unkünstlerische Durchbrechung des Flusses der spannenden Erzählung. Die Motivierung ist außerordentlich fein und sorgfältig, die Zeichnung der Figuren und der Landschaft, sowie der Einklang der Menschen mit der umgebenden Natur ein unerreichbares Meisterstück moderner Charakteristik. Den Titel nahm Goethe aus der Chemie: gewisse Stoffe ziehen sich an und streben nach Vereinigung, weil sie „wahlverwandt" sind, während sich wieder andere gegenseitig abstoßen. So geht es auch bei den Menschen. Die Wahl des Namens Ottilie für die Hauptfigur ergab sich auf noch nicht völlig klare Weise aus der Geschichte der gleichnamigen Heiligen. Nach der Erzählung im elften Buche von „Dichtung und Wahrheit" besuchte Goethe im Elsaß während des Sommers 1771 den Odilienberg, auf den die Legende eine fromme Gräfin versetzt; die Kapelle trug ihren Namen. Die übrigen personellen Anläße haben wir bereits berührt. Als Ort der Handlung schwebte ihm das reizende, drei Stunden von Eisenach entfernte Wilhelmsthal vor, wo sich die beschriebenen Punkte nicht schwer finden lassen. Selbst das Haus, dessen Platz Ottilie im Roman bestimmt, paßt auf den hübschen Aussichtspunkt am Hirschstein. Als Quelle des Romans wurde bisher nichts Zutreffendes aufgewiesen, doch hat B. Seuffert die wertvolle

Wilhelmsthal.

Entdeckung gemacht, daß der Kern der „Fabel“ bereits vorgebildet sei in Wielands „Freundschaft und Liebe auf der Probe“ (1804). Der Inhalt des naturwissenschaftlich-psychologischen Romans von Goethe läßt sich kurz also wiedergeben: Eduard und Charlotte leben in behaglicher Konvenienzehe und fühlen sich ganz glücklich, obwohl die Liebe fehlt. Dies ändert sich mit dem Eintreten des Hauptmanns, Eduards Freundes, und Ottiliens, der Pflegetochter Charlottens, welche zu dem Ehepaare wahlverwandte Naturen sind. Eduard fühlt sich mit tiefer Gewalt zu Ottilie, Charlotte zum Hauptmann hingezogen, und es entsteht eine seelenverderbliche Verstrickung, die zum geistigen Ehebruche führt. In dieser kühnen Szene treibt es Eduard mit einer heißen Leidenschaft, die er bei Ottilien empfangen, und von dem Bilde der Geliebten erfüllt, des

Nachts zu Charlotte, die sich nur den Hauptmann vorstellt. Die Sünde kommt an dem Kinde zum Ausdruck, das Charlotte gebiert; es trägt die Gesichtszüge des Hauptmanns und Ottiliens Augen. Der Fall kann als ein rein physiologischer betrachtet werden, den die Erfahrung bestätigt. Mir fällt da jene Erzählung der Bibel (1. Buch Mose, 30. Kapitel, 32.—43. Vers) vom schlauen Jakob, der in Streifen abgeschälte Stäbe in die Tränkrinne legte, um bei Begattungen der Tiere gesprenkelte Junge zu erzielen, und der biedere Pfarrer von Kurzwald ein, welcher in der Kirche den Mohren verhüllen ließ, der das Taufbecken trägt, damit sich die schwangeren Weiber nicht „verschauen" sollten. Der Hauptmann hat das Haus verlassen, aber Eduard kann nicht entsagen und Ottilie nährt die stille Hoffnung, dem geliebten Manne angehören zu können. Charlotte willigt angesichts des Kindes nicht in eine Scheidung von ihrem Manne, den sie noch zu gewinnen hofft. Da ertrinkt das Kind durch Ottiliens Schuld, Charlotte erklärt sich jetzt mit der Trennung des Ehebundes einverstanden, allein Ottilie erkennt den Abgrund und erklärt, niemals Eduards Weib werden zu wollen. Der Tod des Kindes hat sie erschüttert und in ihrer Seele den Plan zur Flucht reifen lassen. Eduard holt sie jedoch zurück, worauf sie sich zu Tode hungert. Sie trägt dem Geliebten noch auf, sich zu erhalten — für Charlotten —, er vermag es aber nicht und siecht in Gram und Schmerz dahin. Dasselbe Grabgewölbe umschließt die beiden, und nach Charlottens Willen darf dort sonst niemand mehr beigesetzt werden. An

Ottiliens Grabe geschehen Wunder, um die Liebe zu verklären, die durch Buße zur Reinheit gelangt. Es sieht aus, als ob Goethe in diesem widerlichen Motive das Ungesunde des katholisch-romantischen Mystizismus hätte darstellen wollen. Der Schluß, worin den Liebenden ein gemeinsames Wiedererwachen im Jenseits verheißen wird, ist dogmatisch gefaßt und weicht von Goethes Grundanschauung über Unsterblichkeit wesentlich ab. Wie man aus „Iphigenie" die christliche Gnadenlehre herauslesen wollte, so könnte hier die katholische Anschauung von der Buße gefunden werden, denn der „Natur-Pantheismus", von dem Brandes spricht[100]), ist in den „Wahlverwandtschaften" nirgends zu finden. Dieser Läuterungsroman behandelt das Problem der Ehe. Die Frage, ob Gesetze die Neigung befördern können, wird verneint, weil den gesellschaftlichen Satzungen das Naturgesetz entgegensteht; alle Schranken der Gesellschaft sichern nicht vor dem Anfalle der Leidenschaft. Goethe hat das Problem oft gestreift, aber erst hier vollständig behandelt. Die Macht der Pflicht kann nicht in Anschlag kommen, denn Eduard gehört voll und ganz zu den Männern des vorigen Jahrhunderts, welche mehr träumerisch genießen als schaffen, die kein Existenzkampf im heutigen Grade und kein rasches Leben im öffentlichen Verkehre in Bewegung setzt, während die Frauen allein wirken und „beeinflussen". Der Roman ist insofern pathologisch, als eine Krankheit der Zeit veranschaulicht wird, doch nicht unsittlich in der Absicht, denn Goethe hat selbst geltend gemacht, sein Werk illustriere das

Bibelwort: „Wer ein Weib anſiehet, ihrer zu begehren, der hat ſchon die Ehe mit ihr gebrochen in ſeinem Herzen“. Der geſetzliche Bund zwiſchen Mann und Weib wird geradezu als der Anfang und Gipfel aller Kultur bezeichnet. Wenn man einwendet, daß der Dichter dieſen Standpunkt hätte betonen ſollen, ſo muß dagegen bemerkt werden, daß der Stoff und noch weit mehr die Feinheit der Ausarbeitung desſelben kaum ſtärkere Gegenſätze ertrug als den lehrhaften Mittler und den typiſchen Architekten — das moraliſche Helldunkel in dieſem grellen Bilde. Es ſind auch nicht die Vorgänge als ſolche, ſondern die unterliegenden künſtleriſchen und naturgeſchichtlichen Ideen zu beachten. Die Schuld mit tragiſcher Gewalt ſühnen zu laſſen, war nicht nach dem Sinne des antikiſierenden Goethe, der darum lieber in das myſtiſche Element tauchte und die Sündigen nachträglich kanoniſierte. Sein Roman iſt indeſſen das Vorbild für alle deutſchen Ehebruchsgeſchichten mit mehr oder minder tragiſchem Ausgange geworden; eine ähnliche „geiſtige Bigamie“ ſtellt auch der Spanier Echegaray in „Galeotto“ dar. Die „Wahlverwandtſchaften“ ſind das Gegenſtück zu „Hermann und Dorothea“ und führen gleichſam eine Epiſode der „Lehrjahre“ weiter aus. Wir finden auch da moderne Ideen genug; Mittlers pädagogiſche Erörterungen ſind erſt in unſeren Tagen maßgebend geworden — inſofern jedoch, als ſie die Dogmatik nicht antaſten, da uns noch immer das „Religiöſe“ vor dem Sittlichen geht, wodurch jeder geiſtige Fortſchritt gehemmt wird. Die Urteile der Zeitgenoſſen über den Roman gingen weit aus-

einander; die einen, wie Jakob Grimm, waren entzückt[117]), die andern empört. Grillparzer wollte die „Wahlverwandtschaften“ nicht geschrieben haben, wenn man sie ihm schenken würde.

Bald nach Beendigung der letztgenannten Arbeit sonderte Goethe das Material zur Beschreibung seines eigenen Lebens, weil ihn einerseits die häufige Einkehr in sein Inneres und andererseits das geringe Verständnis, das er bei den Zeitgenossen fand, zu Selbstbekenntnissen gleichsam nötigte. Die Mühe war keine geringe, und daneben liefen noch andere Aufgaben, die sich der nimmermüde Dichter und Forscher gesetzt. Zusendungen aus der Ferne und Besuche nahmen in einer Weise zu, daß sie ihm nicht immer angenehm waren. Adam Oehlenschläger schied erbost von ihm, weil er sein Correggio-Manuskript nicht lesen wollte und den „Aladdin“ problematisch fand. Wenig ermuntert fühlte sich auch der tirolische Dichter Alois Weißenbach in Salzburg, der sein Drama „Der Brautkranz“ eingesandt und ein kühles Urteil darüber empfing[118]). Der Bühne wandte er auch jetzt noch seine volle Aufmerksamkeit zu; er sorgte für Gastspiele, die Erweiterung des Spielplans und für neue schauspielerische Kräfte, die er möglichst zu fördern suchte. Der Schauspieler Pius Alexander Wolff z. B. empfing durch ihn seine ganze Ausbildung[119]). Von allen Seiten war er in Anspruch genommen. Bettina schrieb ihm 1809—10 von München aus über die verschiedensten Dinge und mit besonderer Begeisterung vom Aufstande der Tiroler; Goethe fühlte sich von den Ereignissen „mitergriffen.“ Im Dezember

1809 erhielt er einen für die Folge wichtig gewordenen Besuch von Wilhelm Grimm. Dieser junge Gelehrte suchte mit Eifer Goethes Interesse für altdeutsche Poesie und alte Handschriften zu erwecken; der Dichter war übrigens durch die Romantiker bereits diesem Gebiete näher gebracht worden. Zum 30. Jänner 1810 schuf er die Stanzen zum großen Maskenzuge „Die romantische Poesie", welche wegen der Benützung nordischer, alt- und mittelhochdeutscher Sagenstoffe bemerkenswert sind. Die „Edda" kannte er schon seit 1802, die „Nibelungen" seit 1807 durch v. d. Hagens Ausgabe, ebenso die Romanze vom Sängerkrieg auf der Wartburg und wie das Festspiel beweist, auch den lombardischen Sagenkreis. Er lenkte so einerseits in die nationale, andererseits in die universale Richtung ein. Zunächst fesselten ihn allerdings in erster Linie noch die Naturwissenschaften.

Im Jahre 1810 erschien die „Farbenlehre", deren Bedeutung durch die Entwicklung der Wissenschaft wohl überholt ist, die aber durch den Stil und durch die flotte Methode der Untersuchung noch heute bedeutsam erscheint. Goethes Theorie von der Entstehung der Pflanze aus dem Blatte, seine Schädelknochenlehre ging in die Wissenschaft über, aber die eigensinnige Farbenlehre vermochten weder seine unbedingten Anhänger, noch Hegels Philosophie zu retten. Das Werk, schon durch die irrige Auffassung des entscheidenden Satzes bei Newton schief geraten, ist ein Denkmal seines Fleißes und Forschungseifers. Dem „Physiker" Newton glaubte Goethe die „Katzenpastete" reichen zu

dürfen. Am 12. März begab er sich nach Jena, wo er bis Mitte Mai blieb und wie später in Böhmen viel zeichnete; 22 Blätter gab samt seinen Erläuterungen 1888 die Goethe-Gesellschaft heraus[121]). Seine zeichnerischen Bestrebungen erreichten damit ihren Höhepunkt und hörten dann fast ganz auf. Von Mitte Mai bis Mitte September weilte er in Karlsbad. Dort verfaßte er vier Gedichte für die Kaiserin Maria Ludovica von Österreich und beschäftigte sich mit der Natur des Landes. Für die geologische Erschließung des Egerlandes hat er geradezu den Grund gelegt. Seine Studien über die Mineralien, die böhmischen Basalte, den Karlsbader Granit und vorzüglich über den Kammerbühl bei Eger haben in den Jahren 1807—23 manche richtigen Ergebnisse zu Tage gefördert. Das Badschlug ihm außerordentlich gut an; er fand geselligen Verkehr, den er in Weimar oft vermißte, und fühlte sich recht heiter. Auf der Heimreise besuchte er in Dresden die Gallerie und traf dort mit der Malerin Luise Seidler zusammen. Auch die poetische Thätigkeit war wiederum erwacht. Bereits in den Beginn des Jahres fallen die von Zelter für die Berliner Liedertafel vertonten Gedichte „Rechenschaft“ und „Ergo bibamus“; das Motiv zu letzterem gab wohl Basedows lustiger Refrain. Ins Jahr 1810 gehört endlich auch „Das Tagebuch“, welches leider in Jena entwendet und gedruckt wurde. Den schlüpferigen Gegenstand adelt nur einigermaßen die Form. Im folgenden Winter entstand ein „Sizilianisches Lied“, später das „Schweizerlied“: Uf'm Bergli bin i gesässe,

der einzige bekannte Versuch Goethes in der Mundart, und endlich ein „Finnisches Lied", zu welchem er eine Vorlage besaß; das muntere Schweizerliedchen ist aus einem alten Volksliede geschöpft. Herder hätte seine Freude daran haben können. Nächst der Rinaldo-Cantate fällt in die gleiche Zeit auch die Vollendung der Lebensbeschreibung des Landschaftsmalers Philipp Hackert und eine Bühnenbearbeitung von „Romeo und Julia" im Sinne seines Geschmackes, so daß die groteske Komik vermieden und Mercutio und die Amme harmloser gemacht erschienen[122]). Es war die letzte Huldigung an den einseitig antiken Standpunkt. Goethe ging, wie einige Beispiele schon zeigten, einer neuen Epoche seiner Kunstübung entgegen, nachdem die Antike erschöpft war. Der Weimarer Klassizismus hat uns die bedeutendsten Anschauungen der antiken Welt vermittelt und den Inhalt derselben samt der Form unserer Denk- und Vorstellungsweise angepaßt. Aus der Vereinigung von antiken und deutschen Ideen entsprang die zweite Blüteperiode unserer Litteratur. Wir könnten vielleicht das Altertum in allgemeiner Hinsicht entraten, weil die gereiften Dichtungen Schillers und Goethes damit gesättigt sind und uns dasjenige bieten, was wir mit Aufwendung von viel Mühe und Zeit aus den alten Klassikern holen müssen — mit Ausnahme des unmittelbaren Genusses, der in jeder Sprache selbst liegt und den man nie auf mittelbarem Wege erlangen kann. „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht", meinte Goethe, er ist gebildet, wenn er die unvergänglichen Werke seiner großen Dichter kennt und ihren

Gehalt in sich aufgenommen hat. Eine Erweiterung und Vermehrung des Bildungsstoffes bringen uns noch die fremden Litteraturen, im übrigen ist es Aufgabe der Dichter nach Goethe, auszufüllen und zu vertiefen, wo etwa eine Lücke geblieben ist. Goethe selbst wies in der dritten Epoche seiner Kunst den Weg dazu, nachdem sich vom Jahre 1811 ab langsam eine neue „Häutung" an ihm vollzogen.

Das eben genannte Jahr brachte den ersten Teil seiner Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit. Aus meinem Leben"; der zweite folgte 1812, der dritte 1813. Dann wurde die Arbeit durch die Fertigstellung der italienischen Reisebeschreibung unterbrochen, so daß der vierte Teil erst 1831 erschien; zu einem fünften Teile aber kam er nicht mehr, daher zwischen 1775 und denjenigen biographischen Schriften, die wir dort erwähnten, wohin sie sachlich gehören, eine bedauerliche Lücke besteht. Goethes Autobiographie ist mustergiltig für alle derartigen Werke geworden und zählt zu seinen Meisterstücken. Der Dichter geht nicht streng geschichtlich vor, wie wir aus zahlreichen Beispielen ersehen haben, sondern gruppiert die Ereignisse so, wie sie dem Plane entsprechen, um ein Bild der Zeit und seiner eigenen Entwickelung in ihr zu entwerfen. Sprache und Darstellung sind klar und gediegen, die litterarhistorischen Excurse haben hohen Wert und lieferten für die allgemeine Geschichte deutschen Schrifttums des 18. Jahrhunderts die wichtigsten Bausteine, und zwar „behauene." Man kann das Ganze am besten einen historisch-biographischen Roman nennen. W. Grimm bezeichnete ihn in einem Briefe an

Josef Görres als ein Werk ohne Gleichen in der Literatur[123]). Das Eingehen Goethes auf seine erste Periode seines Lebens erleichterte einem Manne den Zutritt zu ihm, welcher seine „Bekehrung“ im Auge hatte. Der Kunsthistoriker Sulpiz

Sulpiz Boisserée.

Boisserée hatte im Mai 1810 an Goethe eine Reihe von Zeichnungen zum Kölner Dom gesendet; im folgenden Jahre kam er selbst auf Empfehlung des Grafen Reinhard nach Weimar, um Goethes Interesse für deutsche Kunstbestrebungen zu erwecken, und legte ihm Zeichnungen verschiedener Art, namentlich von Denkmälern christlicher Baukunst, als des Straßburger Münsters, dann Umrisse des jungen Cornelius zu den Nibelungen und zum Faust vor. Hofrat Meyer, seit 1807 Professor der von Goethe eingerichteten Zeichenschule, schüttelte dazu sein „römisch-deutsches Haupt". Goethe aber, der vielleicht im Stillen diese prächtigen Vorlagen mit dem verglich, was die WKF in Nachahmung der Antike zusammengebracht, war für Boisserées Auseinandersetzungen zugänglich und ging langsam auf dessen Ideen ein, obwohl anfangs widerstrebend. Förderlich war es, daß er gerade vorher in Böhmen die Zeit seines Straßburger Aufenthalts für die Autobiographie behandelt und neuerdings das gothische Bauwerk Erwins beschrieben hatte. Er war so in verschiedener Weise auf eine neue Richtung vorbereitet, die auch dem Nichtklassischen Aufmerksamkeit schenkte. Goethe hatte sich in der antiken Kunst ausgelebt, er bedurfte einer frischen Anregung. Daher begriff er jetzt das Charakteristische altdeutscher Kunst und ahnte die Bedeutung derselben, die zuvörderst darin zu suchen ist, daß sie dem Volke kongenial und in der Geschichte seiner Entwickelung begründet ist. Der volle Erfolg konnte sich jedoch bei Goethe erst zeigen, als er Boisserées Aufforderung folgend die Kunstschätze der Rheinlande besucht hatte. Zu-

nächst begab er sich auch im Sommer 1812 wieder nach Karlsbad, wo er anfangs Juli das österreichische Kaiserpaar im Namen der Bürgerschaft poetisch begrüßte und die Gemahlin Napoleons als Mittlerin zwischen den Völkern feierte. Mitte Juli folgte er dann der Einladung des Herzogs nach Teplitz, wo er neuerdings den österreichischen Majestäten nahekam und namentlich von der Kaiserin mit Auszeichnung behandelt wurde. Sie sprach den Wunsch aus, er möge in einem kleinen Drama das Betragen zweier durch eine Wette getrennten Liebenden darstellen. Er schrieb deshalb Ende Juli 1812 das niedliche Lustspiel „Die Wette“ und ließ es am 5. August den hohen Herrschaften vorführen. In dieses Jahr fällt auch sein Plan zu einer Oper „Der Löwenstuhl“ [124]); die „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen“, die allerdings erst 1816 ausgeführt wurde und bereits eine neue Manier zeigt, war zur Einschaltung bestimmt. Der Stoff wurde nach den Untersuchungen von Wätzoldt teils Percy's Reliques, teils dem Decamerone des Boccaccio entnommen. Der Kern der poetischen Erzählung Goethes ist: Die Tochter eines als Bettler wandernden vertriebenen Grafen heiratet einen vornehmen Ritter. Schmähend wird ihr die geringe Herkunft vorgeworfen, da entdeckt sich der greise Vater als edlen reichen Herrn; man erkennt nun, daß der Adel sich nicht „erlernen“ läßt.

III. Goethes Universalismus in Litteratur und Kunst.

§ 10. Goethe bis zum Erscheinen des „Divan". Reise am Rhein, Main und Neckar. 1813—19.

Mit den Eingangsversen des Gedichtes „Gegenwart"

„Alles kündet Dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst Du, so hoff' ich es, bald,"

wäre dieses Kapitel am bezeichnendsten zu beginnen, denn die neue Epoche im Leben und Wirken Goethes erhielt 1813 eine andere Farbe, als der Dichter zur Anregung durch Boisserée noch ein bedeutsameres Ferment in der orientalischen Poesie fand. Die seit seiner Jugend ihm wohlvertraute Bibel, welche nur dem antikisierenden Goethe eine Zeit lang fremd blieb, jetzt aber mit alter Innigkeit zur Hand genommen wurde, führte ihn in das Patriarchenzeitalter des Orients und leitete ihn auf die morgenländische Dichtung überhaupt. Damals wurde der Orient eben von den Gelehrten neu erschlossen; bereits 1812 erschien der „Divan" des Freiherrn von Hammer-Purgstall, den Goethe im folgenden Jahre zu Gesichte bekam und eifrig

ſtudierte. Damit traten ihm der Koran, ſowie die perſiſchen und arabiſchen Dichter näher, er ergab ſich dem Studium derſelben und eröffnete dann 1815 mit dem Prälaten v. Diez in Berlin eine wichtige Korreſpondenz. Goethes „durchgeſpielte Leyer" erhielt nun wieder friſche Töne. In der Zeit der Befreiungskriege bot ihm namentlich der berühmte Sänger von Schiras, welcher unter den Schrecken Timurlenks ſeine heiteren Lieder ſang, eine lebhafte Anregung und veranlaßte ihn, ſich mit Hafis poetiſch „in Verhältnis zu ſetzen." In den Tagen, wo das erſt wenige Jahre Beſtehende ſtürzte, die Throne barſten und die Reiche zitterten, wollte ſich auch Goethe über allen Wechſel der Zeit erheben in das Reich der ewigen Dichtung und flüchtete ſich in den reinen Oſten der orientaliſchen Poeſie, um ſich mit einem „Korkwams" zu umgeben und „die Freiheit des Gefühls" zu retten, wie Hegel ſagte. In der Badekur des Frühlings und Sommers begann er ſeine Studien.

Der Beginn des Jahres 1813 hatte Goethe eines Freundes beraubt. Am 20. Jänner war nämlich Wieland geſtorben, dem er im folgenden Monate in der Loge einen ſchönen Nachruf widmete. Der Mann, welcher eine Menge Ideen in die Litteratur eingeführt und ein wichtiger Vermittler franzöſiſcher Geiſtesſchätze geweſen, verdiente es in vollem Maße, daß man ſeiner nochmals in würdiger Weiſe gedachte. Im Frühjahre begannen dann die militäriſchen Bewegungen, das deutſche Volk erhob ſich gegen Napoleon, und über Sachſen und Thüringen zog ſich das Kriegswetter zuſammen. Auguſt v. Goethe wollte gleich anderen

deutschen Jünglingen die Waffen nehmen, allein der Vater, der die Übel des Krieges kannte und damals mit eigenen Augen sah, wie „unartig“ sich die Freiwilligen benahmen, hielt seinen einzigen Sohn vom Kampfe zurück, ein Umstand, der später für beide verhängnisvoll wurde. Goethe erhoffte nicht vom Schwerte, sondern von der innern Wiedergeburt die Erlösung Deutschlands von der Fremdherrschaft. Bei dem Genie Napoleons hielt er die Erhebung für aussichtslos und betrachtete sie wenigstens 1813 noch als verfrüht. Das Jahr 1809 war in dieser Hinsicht ja lehrreich gewesen. Er selbst wich aus und reiste schon im April durch Sachsen in die böhmischen Bäder. Auf dem Wege nach Teplitz dichtete er die Parodie „Gewohnt, gethan“. Im Bade trieb er chinesische Studien und andere Orientalia, nahm Teil an dem gesellschaftlichen Leben und schuf die Balladen „Die wandelnde Glocke,“ am 22. Mai, wozu ihn der Scherz Riemers und Augusts mit einem Kinde anregte, „Der getreue Eckart“ und wahrscheinlich auch die aus Hermanni Corneri Chronicon entnommene Gespenstergeschichte „Der Todtentanz“. In Teplitz traf er den österreichischen Kanzler Grafen Metternich und den späteren Feldmarschall Heinrich Freiherrn v. Heß, welchen er anfangs August nach Dresden begleitete und in der dortigen Gallerie herumführte. Seit der Bekanntschaft mit Körner bildete die reizende Elbestadt einen Anziehungspunkt für Goethe, welcher öfters im Körnerhause in der Neustadt und in Loschwitz vorsprach. Im Vorjahre war ihm des jungen Körner bestes Drama „Zriny“ zugekommen,

ſtudierte. Damit traten ihm der Koran, ſowie die perſiſchen und arabiſchen Dichter näher, er ergab ſich dem Studium derſelben und eröffnete dann 1815 mit dem Prälaten v. Diez in Berlin eine wichtige Korreſpondenz. Goethes „durchgeſpielte Leyer“ erhielt nun wieder friſche Töne. In der Zeit der Befreiungskriege bot ihm namentlich der berühmte Sänger von Schiras, welcher unter den Schrecken Timurlenks ſeine heiteren Lieder ſang, eine lebhafte Anregung und veranlaßte ihn, ſich mit Hafis poetiſch „in Verhältnis zu ſetzen.“ In den Tagen, wo das erſt wenige Jahre Beſtehende ſtürzte, die Throne barſten und die Reiche zitterten, wollte ſich auch Goethe über allen Wechſel der Zeit erheben in das Reich der ewigen Dichtung und flüchtete ſich in den reinen Oſten der orientaliſchen Poeſie, um ſich mit einem „Korkwams“ zu umgeben und „die Freiheit des Gefühls“ zu retten, wie Hegel ſagte. In der Badekur des Frühlings und Sommers begann er ſeine Studien.

Der Beginn des Jahres 1813 hatte Goethe eines Freundes beraubt. Am 20. Jänner war nämlich Wieland geſtorben, dem er im folgenden Monate in der Loge einen ſchönen Nachruf widmete. Der Mann, welcher eine Menge Ideen in die Litteratur eingeführt und ein wichtiger Vermittler franzöſiſcher Geiſtesſchätze geweſen, verdiente es in vollem Maße, daß man ſeiner nochmals in würdiger Weiſe gedachte. Im Frühjahre begannen dann die militäriſchen Bewegungen, das deutſche Volk erhob ſich gegen Napoleon, und über Sachſen und Thüringen zog ſich das Kriegswetter zuſammen. Auguſt v. Goethe wollte gleich anderen

deutschen Jünglingen die Waffen nehmen, allein der Vater, der die Übel des Krieges kannte und damals mit eigenen Augen sah, wie „unartig“ sich die Freiwilligen benahmen, hielt seinen einzigen Sohn vom Kampfe zurück, ein Umstand, der später für beide verhängnisvoll wurde. Goethe erhoffte nicht vom Schwerte, sondern von der innern Wiedergeburt die Erlösung Deutschlands von der Fremdherrschaft. Bei dem Genie Napoleons hielt er die Erhebung für aussichtslos und betrachtete sie wenigstens 1813 noch als verfrüht. Das Jahr 1809 war in dieser Hinsicht ja lehrreich gewesen. Er selbst wich aus und reiste schon im April durch Sachsen in die böhmischen Bäder. Auf dem Wege nach Teplitz dichtete er die Parodie „Gewohnt, gethan“. Im Bade trieb er chinesische Studien und andere Orientalia, nahm Teil an dem gesellschaftlichen Leben und schuf die Balladen „Die wandelnde Glocke,“ am 22. Mai, wozu ihn der Scherz Riemers und Augusts mit einem Kinde anregte, „Der getreue Eckart“ und wahrscheinlich auch die aus Hermanni Corneri Chronicon entnommene Gespenstergeschichte „Der Todtentanz“. In Teplitz traf er den österreichischen Kanzler Grafen Metternich und den späteren Feldmarschall Heinrich Freiherrn v. Heß, welchen er anfangs August nach Dresden begleitete und in der dortigen Gallerie herumführte. Seit der Bekanntschaft mit Körner bildete die reizende Elbestadt einen Anziehungspunkt für Goethe, welcher öfters im Körnerhause in der Neustadt und in Loschwitz vorsprach. Im Vorjahre war ihm des jungen Körner bestes Drama „Zriny“ zugekommen,

das ihn vermöge des Stils neuerdings an Schiller erinnerte. Diesmal vertrieb ihn der Wiederausbruch des Krieges aus Sachsen. Gegen Ende August hielt sich Goethe im Thüringerwald auf; dort dichtete er entweder in Kranichfeld oder Stadt Ilm das volksmäßige Liedchen „Ich ging im Walde so für mich hin", welches bereits früher erwähnt wurde. Verwandt mit diesem ist „Im Vorübergehn". Max Koch hat darauf aufmerksam gemacht, daß Clemens Brentano in einem Liebesgedichte an seine spätere Gattin Sophie Mereau „Ich wollt' ein Sträußlein binden" Goethes Gedicht nachahmte. Es hat auch einige Ähnlichkeit mit einem Poem Pfeffels. Wie die beiden genannten Lieder Goethes geht ferner „Gleich und Gleich" auf sein Verhältnis zur „lieben Kleinen" Christiane Vulpius. Am 12. Oktober entstand das gesellige Lied „Offne Tafel", in welchem Goethes freundlichere Stimmung zum Durchbruche gelangt. Hierher gehört auch die Erinnerung an Weimars lustige Tage in dem bereits erwähnten Gedichte „Donnerstag nach Belvedere." Nach der Leipziger Schlacht flohen die Franzosen dem Rheine zu, die Österreicher unter General Bubna besetzten Weimar. Jetzt vertiefte sich Goethe erst recht in seine persischen und arabischen Dichter, denn er glaubte vor dem Ungemache des Krieges sicher zu sein. So traf ihn der Musikschriftsteller Friedrich Rochlitz im Dezember bei bester Stimmung[125]). Als sich mit dem Beginne des Jahres 1814 der Krieg endlich in die Ferne gezogen hatte, atmete er freier auf und faßte wieder poetische Pläne, von denen ein größerer im Sommer Ge-

stalt erhielt, als er, den Anregungen Boisserées folgend, eine Reise antrat. Am 25. Juli verließ er Weimar und begab sich nach Wiesbaden zur Kur. Schon auf dem Wege entstanden mehrere Gedichte, so am 26. Juli 1814, „Der neue Kopernikus“. Die lieblichen Gegenstände fliegen an ihm vorüber, die er mit Lust in Ruhe betrachtet, und nun meint er, auf die Lehre des großen Astronomen anspielend:

„Wenn ich's recht betrachten will
Und es ernst gewahre,
Steht vielleicht das Alles still,
Und ich selber fahre.“

Des Dichters Stimmung war völlig erheitert, und ganz anders als 1797, wo ihn die Wut, alles zu schematisieren und in „feierliche“ Berichte zu fassen, des Genusses beraubte, zog er diesmal durch die bekannten Gefilde. Er war wie verjüngt in Chisers Quell und fühlte noch einmal „Frühlingshauch und Sommerbrand“. Lied auf Lied entquoll. Mit der Rheinreise 1814—15, auf welcher ungefähr 200 Gedichte für den „Divan“ entstanden, beginnt für Goethe ein neuer Liederfrühling. Reizende Stimmungsbilder aus Natur und Leben, völlig subjektiv gehalten und von reiner Empfindung, Epigramme und Gelegenheitsverse entsprangen seiner Brust, hie und da auch einmal ein Scherz oder eine Invektive. An demselben Tage wie die Kopernikusverse dichtete er den „Jahrmarkt zu Hünfeld“, worin er seinen Reisegenossen vor 40 Jahren, den guten Lavater, bespöttelte und ein realistisches Genrebildchen entrollte. Am 30. Juli kam er nach Wiesbaden, Mitte August zog er begeistert an den Rhein:

St. Rochus bei Bingen.

hofe zur Rose in Eltville die Schilderung „Sankt-Rochusfest zu Bingen", welche er jedoch erst in der Zeit vom 25. Juli bis 15. August 1816 in Tennstädt vollendete und später in die nach dem Tagebuche gefertigten Skizzen „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815" in ähnlicher Weise aufnahm wie „Das römische Karneval" in die italienische Reisebeschreibung. Nach Wiesbaden zurückgekehrt empfing er am 23. August den von Aachen kommenden Herzog. Eine öffentliche Feier seines Geburtstages ließ er durch Riemer verhindern. Die Familie Brentano sandte i
Gelegenheit „köstliche Gaben" und lud ihn
Landsitz nach Winkel zu kommen. Goethe
Wiesbaden, den 28. August 181

erſt dem Marſchall Kellermann, nach dem Wiener Kongreß aber durch den preußiſchen König dem Fürſten Metternich geſchenkt, endlich Geiſenheim und am Fuße des Niederwaldes das berühmte Rüdesheim, wo Goethe „im Angeſicht ſo vieler Rebhügel des Eifers in Ehren" ſich erinnerte und die Nacht vom 15.—16. Auguſt 1814 zubrachte. Am Morgen des letzteren Tages ließ er ſich über den Rhein bringen und beſtieg die Anhöhe, auf welcher die Kapelle des heiligen Rochus ſtand, die nach der Verwüſtung im Kriege wiederhergeſtellt worden. Das Feſt des Heiligen zu feiern, zogen eben von allen Seiten Prozeſſionen dahin. Man rechnete bei 10,000 Menſchen, die voll Freude und Andacht zuſammenſtrömten. Goethe bewunderte ebenſo die prächtige Ausſicht auf das zu Füßen liegende Bingen, das Nahethal, den Rhein mit dem Mäuſeturm und Ehrenfels, wie das andächtige Gewimmel, bis er von der würdigen Betrachtung „unſchicklich abgezogen und durch einen Lärm im Rücken weggeſtört" wurde. Ein derber Burſche kam mit einem blutenden Dachs hervor: „Das arme, ſchuldloſe Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeſchreckt, abgeſchnitten von ſeinem Bau, wird am ſchonungsreichſten Feſte von den immer unbarmherzigen Menſchen im ſegenvollſten Augenblicke getödtet." Faſt wäre dem Dichter wieder der Ausdruck „Mörbergrube" entwiſcht, den er einmal der Welt zugeſchleudert hat. Als die Feier vorüber war, ſtieg er hinab nach Bingen, machte eine Kahnfahrt und fuhr dann wieder zurück. Am 17. Auguſt 1814 begann er im Gaſt-

St. Rochus bei Bingen.

hofe zur Rose in Eltville die Schilderung „Sankt-Rochusfest zu Bingen", welche er jedoch erst in der Zeit vom 25. Juli bis 15. August 1816 in Tennstädt vollendete und später in die nach dem Tagebuche gefertigten Skizzen „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815" in ähnlicher Weise aufnahm wie „Das römische Karneval" in die italienische Reisebeschreibung. Nach Wiesbaden zurückgekehrt empfing er am 23. August den von Aachen kommenden Herzog. Eine öffentliche Feier seines Geburtstages ließ er durch Riemer verhindern. Die Familie Brentano sandte ihm zu dieser Gelegenheit „köstliche Gaben" und lud ihn ein, auf ihren Landsitz nach Winkel zu kommen. Goethe antwortete aus Wiesbaden, den 28. August 1814, unter verbindlichstem

Danke, er werde der Einladung noch vor Ende der Woche folgen. Am 31. Auguſt reiſte er auch dahin ab und blieb bis 8. September in Winkel bei gar freundlichen Menſchen. Obwohl er im Rheingau bereits eine andere Generation traf, ſo war er doch überall von den Vätern her in gutem Angedenken und empfand die Veränderung der Zeiten nicht allzuſehr. Der Beſitzer des Landgutes zu Winkel war Franz Brentano, Schöff und Senator der freien Stadt Frankfurt, der ältere Sohn des bekannten Peter Anton Brentano aus ſeiner erſten Ehe mit Paula Brentano-Gnoſſo. Er war am 17. November 1765 zu Frankfurt a. M. geboren und mit Antonia Edlen v. Birkenſtock aus Wien vermählt. Der Vater dieſer durch Schönheit und Geiſt gleich ausgezeichneten Frau war der k. k. Hofrat Johann Melchior v. Birkenſtock aus dem Eichsfelde, ein tüchtiger Kunſtkenner und Gelehrter. Er verkehrte mit vielen hervorragenden Perſonen ſeiner Zeit, ſo mit dem Erzherzog Karl, dem Fürſt-Primas v. Dalberg, dem letzten Mainzer Kurfürſten Fr. C. v. Erthal, der einſt die Unterſuchung gegen den Grafen Spaur geleitet, Johannes v. Müller, Gleim, Canova, Overbeck, W. Tiſchbein und Benjamin Franklin. Durch ſeine Gattin Joſepha v. Hay war er Schwager des Freiherrn Joſef v. Sonnenfels und des Biſchofs von Königgrätz J. L. v. Hay. In Frankfurt befindet ſich ein hübſches Bild Antonias mit den Verſen:

„Wie hängen Herz und Aug' ſo gern
An Deinem Bild, Antonia!
Es ſcheint geſchmeichelt, biſt Du fern,
Und wird verdunkelt, biſt Du da."

Man hielt sie öfters für eine Widmung Goethes allein sie stammen von dem liebenden Vater der schönen und edeln Tochter. Vorzüge der Geburt und des Geistes vereinigten sich in dieser Familie, welche namentlich durch die Verbindung mit den Brentanos den geistigen Verkehr zwischen Süd- und Mitteldeutschland herstellte. Birkenstock starb am 28. Oktober 1809 in Wien. Die bedeutende Kunstsammlung desselben kam in den Erbbesitz der Tochter und des Eidams zu Frankfurt, wo Goethe dieselbe öfters besichtigte. Hier in der Gallengasse und den Sommer in Winkel fanden sich häufig berühmte Gäste ein. Zu den Vertrauten des Hauses gehörten die geistreichen Schwestern Pauline und Charlotte Servière und die Mitglieder der Familie des Bankiers und Geheimrates Joh. Jakob v. Willemer. Zu den Freunden der Familie Brentano zählten endlich Goethe, der Minister v. Stein, die Bischöfe Sailer und Diepenbrock, Beethoven und Savigny, der Gemahl der Gundel Brentano. Auch Jean Paul und L. Achim v. Arnim verkehrten hier. Der Tochter des Hauses, Maximiliane Brentano, widmete Beethoven 1821 eine Sonate; neun Briefe von ihm nebst einem Briefe von Weißenbach liegen im Familiennachlaß, ebenso einundzwanzig Briefe Goethes an Franz und Antonia, die hier zum erstenmale benützt werden[126]). Jener „geliebten wie verehrten Familie“ verdankte Goethe genußreiche Tage und glückliche Stunden, die er in Winkel und auf zahlreichen Ausflügen zu beiden Seiten des Rheins verbrachte. In „Kunst und Altertum“ schilderte er später den Aufenthalt unter dem Titel: „Rheingau. Herbsttage.“

In der Villa zu Winkel befindet sich eine kleine Handzeichnung Goethes mit etlichen Versen. Die reinste Geselligkeit lebte in diesem liebenswürdigen Kreise. Einmal ward gesprächsweise auch des Zacharias Werner gedacht, der inzwischen katholischer Mönch geworden und bei Übersendung seines „Tedeum" an Antonia, Aschaffenburg den 13. April 1814, keine andere Formel mehr gefunden hatte als die Anrede „An meine geistreiche Glaubensschwester". Goethe hatte mit ihm schon längst gebrochen. Wie Holtei aus Goethes Munde erzählt, habe Werner nach seiner Rückkehr aus Italien diesem gleich am ersten Abende ein Sonett vorgelesen, in dem er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich. Da hatte Goethe, welcher zwar Kreuz und Christentum durchaus nicht haßte, wohl aber geschmacklos frömmelnde Tendenz verabscheute, von ihm genug und ließ ihn laufen. Am 1. September 1814 wurde das aufgehobene Kloster Eibingen, dessen Einrichtungsgegenstände nach St. Rochus gekommen waren, und Rüdesheim, am 2. Vollrath und Johannisberg, am 3. Geisenheim, am 4. die Kapelle des hl. Rhabanus Maurus von Fulda, Weinheim und Ingelheim, die Heimat des Kosmographen Sebastian Münster, und am 6. noch das liebliche Bingen besucht. Er ließ sich auch die Stelle zeigen, wo sich Bettinas Freundin, die arme Günderode, den Dolch im Herzen, aus unglücklicher Liebe am 28. Juli 1806 in den Rhein gestürzt, und empfand „das unangenehme Gefühl, was ein tragisches Lokal jederzeit erregt". Von der Altane des Schlosses Johannisberg betrachtete er entzückt die Aussicht auf die Rheinlandschaft von Biberich

bis zur „ahnungsvollen Bergschlucht" des Bingerloches und auf die Rebhügel und die Höhen bis zum fernen Donnersberge. Überall achtete er auch auf die Gegenstände der Kunst und die geologischen Verhältnisse. Diese schönen Herbsttage im Rheingau blieben ihm unvergeßlich; dankbar erinnerte sich der erfreute Dichter in späteren Briefen an das erwiesene Gute und Liebe und an manche Weinspende. Am 8. September 1814 kehrte er nach Wiesbaden zurück, wo er noch acht Tage blieb, um dann nach Frankfurt zu fahren, wo ihn Sulpiz Boisserée bereits erwartete. In seiner Vaterstadt schenkte er den reichen Kunstschätzen gesteigerte Aufmerksamkeit und überließ sich „ganz dem Wohlbehagen". Am 18. September besuchte er die erwähnte Familie Brentano in der Gallengasse und traf den Geheimrat v. Willemer, sowie den Sohn seines Jugendfreundes Schlosser und der Fahlmer, Dr. Schlosser, den Maler Schütz und manchen andern teuern Bekannten. Am 24. September kam er zur Besichtigung der Kunstsammlung der durch Fr. Schlegel gebildeten Brüder Boisserée nach Heidelberg, die ihm reichen Genuß brachte. Diese für deutsche Kunst und Litteratur begeisterten Katholiken hatten nach und nach eine schöne Sammlung von Gemälden zusammengebracht, „wo man die Stufen der niederländischen Kunstschule durch das byzantinische und gräzisierende Bemühen bis zu Johann van Eyck und dessen Schüler und Nachfolger auf eine Weise kennen lernt, die in Verwunderung setzt". Die später namentlich durch oberdeutsche Bilder vermehrte Sammlung gelangte 1828 durch Kauf in den

Besitz des Königs Ludwig I. von Bayern, der sie teils in der alten Pinakothek zu München, teils in Nürnberg aufstellen ließ. Nach einem kurzen Besuche Mannheims den 2. Oktober fuhr Goethe mit Boisserée nach Darmstadt und am 10. Oktober wieder nach Frankfurt. Von Willemers Türmchen auf dem Mühlberg betrachtete er am 18. Oktober nachts „die durch tausend und aber tausend Feuer erleuchtete Gebirgsreihe" bei der Leipziger Jahrtagsfeier. Dann besuchte er Offenbach und Hanau und kehrte am 27. Oktober wieder mit reichem Gewinn nach Weimar zurück. Auch auf der Herreise entstanden mehrere Divan-Gedichte. Außer diesen reihen in das Jahr 1814 noch „Pfingsten" und wahrscheinlich das unheilige Stoßgebet „Menschengefühl". Die Gelegenheitsverse der Jahre 1814—16 hat er unter der Spitzmarke „Rhein und Main" vereinigt. An das Ende des Jahres fällt das auf Ifflands Anregung geschriebene Festspiel „Des Epimenides Erwachen" zur Feier der Befreiung Deutschlands vom Joche des Korsen; es ward am 30. März 1815 in Berlin und später in Weimar gegeben[127]). Im Epimenides hat sich Goethe selbst abgebildet, der nach dem Alpdruck der Revolution zu neuem Leben erwacht und mit erhöhtem Seherblick in ferne Zeiten ausschaute, was damals ganz Deutschland that. Somit bedeutet Epimenides im allgemeinen auch das erwachende Deutschland. Er wählte diese griechische Sagengestalt, um möglichst allgemein zu sein, was mit einer nationalen deutschen Sage nicht zu erreichen war; an den Berliner Festlichkeiten sollte auch der russische Kaiser teilnehmen. So ganz ohne

Teilnahme für die Sache der Befreiung war also Goethe nicht, obwohl er keine Kriegslieder gedichtet hat. Er meinte auch, dies würde ihm nicht wohl anstehen, dafür hat er andere Dinge zustande gebracht, die ihm zur Ehre gereichen und sein Mitgefühl für die Sache des Volkes bekunden. Ich erinnere da nur an seine frühere Absicht, ein lyrisches und historisches Volksbuch zusammenzustellen, und an das Interesse, welches er dem Plane zur Stiftung einer „Deutschen Gesellschaft" entgegenbrachte.

Zu Weihnachten sandte ihm die Familie Franz Brentano ein Fäßchen Wein; Goethe dankte in einem herzlichen Briefe, Weimar, den 28. Dezember 1814, für die köstliche Gabe, äußerte sich über den Genuß desselben und sandte auch Grüße der „Freundin Paula" (Servière). Als Erwiderung übermachte er an Antonie ein Stammbuch und schrieb auf die erste Seite desselben die Verse, welche ihm die sinnige Frau auf seine Bitte aus Wiesbaden vom 8. September 1814 ins Gedenkbuch geschrieben. Auf der zweiten Seite aber trug er folgende Verse ein, die mit der Aufschrift „Frühlingsgarten" in den Ausgaben stehen:

„Lieblich ist's, im Frühlingsgarten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher, im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen:
Denn der Anblick solcher Züge
Thut so Seel' als Geist genüge.
Ja! Zu Lieb und Treu bekennet
Sich der Freund, wie er sich nennet

den Ihrigen Goethe.

Weimar, am Neujahrstage 1815.

Am 16. Jänner und 12. Februar drückte er nochmals brieflich den Dank für bewiesene Freundschaft und genossene frohe Stunden aus. Seine Studien zu vertiefen und zu befestigen, zog er im Frühlinge abermals an den Rhein und Main. Es handelte sich damals auch um die Frage, was mit den wieder erlangten Kunstgegenständen in den Rheinlanden anzufangen sei. Am 24. Mai fuhr er von Weimar nach Eisenach und dichtete mehrere Lieder zum „Divan", nachdem er den Winter hindurch an Hammers Übertragungen fleißig gearbeitet. Dann ging es über Frankfurt den 29. Mai nach Wiesbaden, wo er bis 10. August blieb. An Sonntagen wanderte er häufig nach dem paradiesischen Biberich, wo er mit dem Erzherzog Karl zusammentraf und mit Behagen die Natur genoß. Auch in Wiesbaden gab es Leben und häufige Besuche. Nach dem Briefe Goethes an Antonie, Wiesbaden, 6. Juli 1815, waren Brentano, der gemeinschaftliche Freund Willemer und ein „Mädchen" der Frau Sophie Bansa, der mütterlichen Freundin Antoniens, bei ihm. Goethe spricht von der anziehenden Umgebung des erwähnten Mädchens, von den schönen Verhältnissen, dem hübschen Ganzen; vielleicht bezieht sich hierher das Gedicht „Juni", welches am 24. Juni 1815 entstanden sein soll. Am 18. Juli schrieb er an Antonie von allerlei Einladungen, am andern Tage wohnte er der Übergabe von Johannisberg, zunächst an Österreich, bei. Den 25. Juli fuhr er dann mit dem Freiherrn v. Stein im Wagen nach Thal-Ehrenbreitenstein und von dort im Nachen nach Köln, besuchte am 26. den Dom und

die folgenden Tage das Jabach'sche Bild und verschiedene Kunstsammlungen in der Stadt, sowie in Bonn, Andernach Neuwied und Koblenz, frühstückte am 29. bei Josef Görres auf der Karthause und fuhr dann mit dem Minister nach Nassau. Mit diesem ward der erwähnte Plan einer Gesellschaft für deutsche Geschichte besprochen. Goethe interessierte sich dafür wegen der eröffneten Aussicht in die ältere Litteratur lebhaft, und der Umstand belebte auch seinen Verkehr mit Görres, der dazumal neben der Herausgabe des „Rheinischen Merkur" mittelhochdeutsche Poesie betrieb und als patriotischer Schriftsteller eine publizistische Großmacht bedeutete. Katholischer Fanatiker wurde er erst später als Professor in München; Heine nannte ihn bekanntlich die „tonsurierte Hyäne". Goethe hingegen schied von ihm mit freundlichem Andenken. Am 31. Juli traf er wieder in Wiesbaden ein, dann kam Boisserée, mit welchem er täglich verkehrte oder Spaziergänge unternahm. In einem kurzen Briefe an Antonie, Wiesbaden, 6. August 1815, teilte er seine nächsten Reiseabsichten mit und sprach die Hoffnung aus, die Familie Brentano entweder in Frankfurt oder auf der Durchreise nach Winkel in Wiesbaden zu treffen. Am 10. August begaben sich Goethe und Boisserée nach Mainz, wo vor allem die Sammlungen des Grafen Kesselstadt und des Malers Kaspar Schneider aufgesucht wurden. Dann verfügten sie sich nach Frankfurt. Am 15. August meldete Goethe an Antonie, er sei in ihrer verwaisten Gemäldegallerie gewesen, und setzte bei: „Bei Georg haben wir einen ungezogen lustigen Mittag zu-

gebracht.“ Gemeint ist Georg Brentano, der älteste Sohn des Peter Anton aus seiner Ehe mit Maximiliane v. la Roche, der gleichfalls ein großer Kunstfreund war. Vier Tage später hatte Goethe Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit Joh. Christian Ehrmann, dem „würdigen, geistreichen Veteran“ aus der Straßburgerzeit, auf Boisserées Anregung hin zu erneuern. Er gab ihm über die Steinmetzen-Brüderschaft nähere Nachrichten und spielte ihm dann beim Geburtstagfeste auf der Gerbermühle bei Frankfurt einen überaus heiteren Streich, der ganz in der Art dieses sonderbaren Mannes lag[128]). Damals verkehrte nämlich Goethe am häufigsten mit dem Geheimrate von Willemer und dessen Gattin Marianne, die als Suleika im „Divan“ unsterblich geworden.

Maria Anna Katharina Therese Jung war als Tochter eines armen Instrumentenmachers am 20. November 1784 zu Linz in Oberösterreich geboren, kam mit 8 Jahren zur Bühne und 1798 in Begleitung ihrer Mutter mit dem Balletmeister Traub als Tänzerin und Spielerin nach Frankfurt a. M. Der ideal angelegte Bankier v. Willemer, welcher als Aktionär Mitglied der Theaterdirektion war, nahm sie von der Bühne weg, ließ sie ausbilden und vermählte sich mit ihr am 24. September 1814. Willemer war 1760 geboren und starb 1838, Marianne ging am 6. Dezember 1860 aus dem Leben. In ihrem Hause zu Frankfurt, als auch auf dem Landsitze Gerbermühle bei Oberrad, am linken Mainufer gegen Offenbach zu gelegen, erschien Goethe öfters als Gast, ebenso die Familie

die folgenden Tage das Jabach'sche Bild und verschiedene Kunstsammlungen in der Stadt, sowie in Bonn, Andernach Neuwied und Koblenz, frühstückte am 29. bei Josef Görres auf der Karthause und fuhr dann mit dem Minister nach Nassau. Mit diesem ward der erwähnte Plan einer Gesellschaft für deutsche Geschichte besprochen. Goethe interessierte sich dafür wegen der eröffneten Aussicht in die ältere Litteratur lebhaft, und der Umstand belebte auch seinen Verkehr mit Görres, der dazumal neben der Herausgabe des „Rheinischen Merkur" mittelhochdeutsche Poesie betrieb und als patriotischer Schriftsteller eine publizistische Großmacht bedeutete. Katholischer Fanatiker wurde er erst später als Professor in München; Heine nannte ihn bekanntlich die „tonsurierte Hyäne". Goethe hingegen schied von ihm mit freundlichem Andenken. Am 31. Juli traf er wieder in Wiesbaden ein, dann kam Boisserée, mit welchem er täglich verkehrte oder Spaziergänge unternahm. In einem kurzen Briefe an Antonie, Wiesbaden, 6. August 1815, teilte er seine nächsten Reiseabsichten mit und sprach die Hoffnung aus, die Familie Brentano entweder in Frankfurt oder auf der Durchreise nach Winkel in Wiesbaden zu treffen. Am 10. August begaben sich Goethe und Boisserée nach Mainz, wo vor allem die Sammlungen des Grafen Kesselstadt und des Malers Kaspar Schneider aufgesucht wurden. Dann verfügten sie sich nach Frankfurt. Am 15. August meldete Goethe an Antonie, er sei in ihrer verwaisten Gemäldegallerie gewesen, und setzte bei: „Bei Georg haben wir einen ungezogen lustigen Mittag zu-

gebracht." Gemeint ist Georg Brentano, der älteste Sohn des Peter Anton aus seiner Ehe mit Maximiliane v. la Roche, der gleichfalls ein großer Kunstfreund war. Vier Tage später hatte Goethe Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit Joh. Christian Ehrmann, dem „würdigen, geistreichen Veteran" aus der Straßburgerzeit, auf Boisserées Anregung hin zu erneuern. Er gab ihm über die Steinmetzen-Brüderschaft nähere Nachrichten und spielte ihm dann beim Geburtstagfeste auf der Gerbermühle bei Frankfurt einen überaus heiteren Streich, der ganz in der Art dieses sonderbaren Mannes lag[128]). Damals verkehrte nämlich Goethe am häufigsten mit dem Geheimrate von Willemer und dessen Gattin Marianne, die als Suleika im „Divan" unsterblich geworden.

Maria Anna Katharina Therese Jung war als Tochter eines armen Instrumentenmachers am 20. November 1784 zu Linz in Oberösterreich geboren, kam mit 8 Jahren zur Bühne und 1798 in Begleitung ihrer Mutter mit dem Balletmeister Traub als Tänzerin und Spielerin nach Frankfurt a. M. Der ideal angelegte Bankier v. Willemer, welcher als Aktionär Mitglied der Theaterdirektion war, nahm sie von der Bühne weg, ließ sie ausbilden und vermählte sich mit ihr am 24. September 1814. Willemer war 1760 geboren und starb 1838, Marianne ging am 6. Dezember 1860 aus dem Leben. In ihrem Hause zu Frankfurt, als auch auf dem Landsitze Gerbermühle bei Oberrad, am linken Mainufer gegen Offenbach zu gelegen, erschien Goethe öfters als Gast, ebenso die Familie

Brentano. Marianne war schön, heiter, hochgebildet und poetisch gestimmt, dabei edel und gut. Willemers jüngste Tochter Frau Scharf nannte sie den „Engel“, im Hause Brentano hieß sie später wegen treuer Aushilfe bei allen Festlichkeiten und wegen der gütigen Zuneigung zu den Kindern das „Großmütterchen“. In ihrem ganzen Wesen war das heitere, offene und unbefangen genießende, gemütliche Österreichertum ausgeprägt. Die Neigung des Romantikers Clemens Brentano berührte sie nicht, dagegen übte Goethe auf sie den stärksten Einfluß. In Liedern, wie sie ihm nach Art des Hafis für den „Divan“ kamen, drückte

Marianne von Willemer.

er seine Gefühle aus, die Marianne ebenso erwiderte. Eine Reihe von Gedichten des „Divan“ gehört ihr an. Goethe nahm sie, manchmal mit Veränderungen, einfach in

das „Buch Suleika“ als Antworten auf Hatems Lieder hinüber. Hermann Grimm hat mehrere davon nach dem Geständnisse Mariannens aufgezeigt. An ein gewöhnliches Liebesverhältnis ist bei Marianne-Suleika und Goethe-Hatem nicht zu denken; das Richtige sagt uns der Spruch im „Divan“:

„Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
Ans unbezwungne feste Land. —
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens.“

In „Suleikas Eden“, bei der „schönen Müllerin“, verlebte Goethe im August und September paradiesische Tage, genoß das Glück eines erheiternden Umgangs, schrieb an seinen Kunstberichten, betrachtete vom Balkon des Landhauses aus den farbenprächtigen Sonnenuntergang und dichtete Lieder, in denen die Gegend unter orientalischen Namen verherrlicht ist. Der Verkehr war um so fördernder, als er in Marianne zum erstenmale eine Frau fand, die seine poetischen Gefühlsergüsse wieder in Versen beantwortete. In dem Verhältnisse zu ihr besaß er eine verständige Vertraute auch in Willemers Tochter erster Ehe, Rosette Städel, späteren Bürgermeisterin Thomas, die auch in Winkel viel verkehrte. Von ihrer geschickten Hand ist die kleine Aquarelle im Besitze der Brentanos, welche den Blick von der Gerbermühle mainabwärts gegen die Stadt, im Hintergrunde den Taunus, zeigt. Unter dieses hübsche Blättchen schrieb Goethe:

„Wasserfülle, Landesgröße,
Heitrer Himmel, offne Bahn,
Diese Wellen, diese Flöße
Landen auch in Winkel an.“[129])

Am 5. September traf Goethe im Hause des Bürgermeisters v. Guaita in Frankfurt, des Gemahls der Meline Brentano, mit den Brüdern Wilhelm und Ludwig Grimm zusammen und belobte die vorgelegten Zeichnungen Ludwigs; am 19. September begab er sich nach Darmstadt und am 21. mit Boisserée nach Heidelberg, in dessen Hause er zumeist dem Studium oblag. Sonst war er auch bei Voß, Frau v. Humboldt und anderen bedeutenden Persönlichkeiten; mit W. Grimm traf er wieder bei Besichtigung der altdeutschen Gemälde der Brüder Boisserée zusammen. Da bewunderte er besonders das große Bild Johanns van Eyck (Christi Verkündigung, Geburt und Darstellung im Tempel) und that sogar den Ausspruch[130]: „Da habe ich nun in meinem Leben viele Verse gemacht, darunter sind ein paar gute und viele mittelmäßige; da malt der Eyck ein solches Bild, das mehr wert ist als alles, was ich gemacht habe.“ Weit entfernt von allem Geschmäcklertum empfand Goethe im Innern die reine Wirkung der nationalen Kunst, sofern sie natürlich bleibt. Dem Nazarenertum war und blieb er allerdings feind, aber die edle Gotik sagte ihm wieder zu, nachdem er den einseitig antiken Standpunkt, dem er früher gehuldigt und dem beispielsweise noch Meyer, Tischbein, Mengs und Unterberger in ausgesprochener Weise nachgingen, überwunden hatte. Gegen den Zelotismus wandte er sich auch später noch in „Kunst und Altertum“. Sein Standpunkt war eben in Litteratur und Kunst ein universaler, und das war wichtig für die Folgezeit. Am 24. September überraschte ihn der Besuch der

Familie v. Willemer, worauf das damals entstandene Divan-Gedicht „Ist es möglich, Stern der Sterne" Bezug nimmt. Nach der Rückkehr nach Frankfurt dichtete Marianne ihr schönstes Lied für Goethe:

„Ach, um Deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich Dich beneide!
Denn Du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide",

welches er mit geringen Änderungen dem achten Buche des „Divan" einverleibte. Der volle Schmelz dichterischen Geistes ruht auf diesen Versen der seltenen Frau, die so eigenartig auf- und niederschweben und in der Sprache eine Hügellandschaft mit Wald und Blumen malen, die an das schöne Heimatland Mariannens und an die Höhen den Main dahin erinnert. Die Schlußstrophe, eine formvollendete Nachdichtung des 25. Rubajat des Hafis, lautet in deutschem Geiste:

„Sag ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben!
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben."

Mit sinnigem Geschmack hat man Suleikas Irdisches unter einer Edeltanne auf dem Frankfurter Friedhofe bestattet und auf das Marmorkreuz über dem Grabe die Worte des ersten Korintherbriefes geschrieben: „Die Liebe höret nimmer auf." Ein schönes Denkmal besitzt sie auch in dem von Th. Creizenach herausgegebenen Briefwechsel. Ihre Briefe an eine Jugendfreundin, Fräulein Anna

Pirngruber in Linz, kamen nach dem Tode derselben 1885 in das Weimarer Archiv. Das Gedicht an den Westwind haben Schubert und Mendelssohn in Musik gesetzt.

Die Trennung von Marianne traf auch Goethe sehr schwer. Am 28. September 1815 kam der Herzog Karl August nach Heidelberg, den er auf das Schloß und am 30. nach Mannheim führte. Am 3. Oktober reiste er nach Karlsruhe, wo er seinen Jugendfreund Jung-Stilling in peinlichen Verhältnissen und den alamannischen Dichter Hebel traf, der „von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen". Bei der Rückkehr nach Heidelberg fühlte sich Goethe unpäßlich, so daß ihn der besorgte Boisserée auf der Heimreise bis Würzburg geleitete. Von dort fuhr er wieder allein am 11. Oktober nach Weimar zurück. Vor Meiningen warf am 10. Oktober sein Wagen um. Er begab sich zu Fuß in die Stadt und dichtete dann das „Ghasel auf den Eilfer", welches wir nun auch in seiner ursprünglichen Gestalt kennen. In dieser entspricht es ganz den Verhältnissen der Rhein- und Mainreise 1815, wo er das Buch Suleika und das Schenkenbuch für den „Divan" dichtete. Die leichte Reimform aller geraden Verse, während die ungeraden ohne Reim sind, zeugt für die schnelle Aufzeichnung. Des köstlichen Weines von 1811 hatte er schon 1814 in Rüdesheim gedacht; Brentano und

Willemer regalierten ihn mit diesem köstlichen Naß, und an den Gedanken, daß sich der Freund denselben für ihn dem Munde abspare, knüpft er das ziemlich lange Gedicht, welches K. Burdach gegen Düntzer auf Willemer bezieht und in Meiningen entstanden sein läßt, gleichsam als einen fröhlichen, an die einstige Frankfurter Geniezeit gemahnenden Nachklang der schönen Reise[181]). Der Gewinn aus den Jahren 1814—15 war bedeutend. In treuer Dankbarkeit stiftete Goethe für die St. Rochuskapelle bei Bingen ein Votivbild, den Heiligen darstellend, wie er im Pilgergewand „völlig ausgebeutelt" den Palast verläßt. Es wurde von Goethe erfunden und skizziert, vom „Kunschtmeyer" sorgfältig kartoniert und von Luise Seidler gemalt, bei der Wiederkehr des Festes 1816 auch freundlich angenommen. In einem Briefe an Antonie Brentano, Weimar, 19. April 1816, beschreibt Goethe das Bild und setzt hinzu: „Kein vollendetes Meisterwerk, aber gut angelegt und ansprechend, Zeit und Weihrauch mögen das ihrige thun." Am 12. Juli 1889 brannte die Kapelle, vom Blitz getroffen, nieder. Goethes Schenkung ist gerettet und wird in der neuerbauten gothischen Kirche wieder aufgestellt werden[182]). Der „protestantische Heide" — so nennt er sich in dem Briefe an Antonie, Wiesbaden, 18. Juli 1815 — hat sich außerdem noch für die Vollendung des Kölner Domes eingesetzt. Eine andere Wirkung jener Kunstreisen und des Einflusses von Boisserée war die Begründung der Hefte „Von Kunst und Altertum", in denen Goethe seine neuen Ansichten aussprach und der altdeutschen Kunst das Wort redete. So konnte er jetzt

auch die Aufsätze „Shakespeare und kein Ende“ (1815), worin er namentlich für eine richtigere Auffassung des Hamlet eintrat[188]), und „Ruysdael als Dichter“ (1816) schreiben, nachdem seine Ansichten eine so wohlthätige Erweiterung erfahren hatten. Seine erhöhte Lebens- und Schaffensfreudigkeit beweisen ferner mehrere bemerkenswerte kleinere Gedichte als „Lust und Qual“ (Knabe saß ich, Fischerknabe; 24. Dezember 1815), die Begleitverse an Frau v. Stein zum 25. Dezember 1815, dann „Mai“ (1816), „Frühling übers Jahr“ (15. Mai 1816), „Gegenseitig“, und „Künstler-Lied“. Das Jahr 1816 war für ihn nicht sehr erfreulich. Die Erhebung seines Fürsten zum Großherzog brachte zwar großen Jubel, in den er gerne mit einstimmte, aber am 6. Juni 1816 ging seine wackere Hausfrau mit Tod ab. Er beweinte sie mit aufrichtigem Schmerze und war ganz fassungslos. Auguste, sein Tröster in den jammervollen Tagen, berichtete darüber am 10. Juni an Antonie Brentano und damit auch an Willemer. Nach einem Briefe der Elise v. d. Recke an Johanna Schopenhauer, Karlsbad, den 3. Juli 1816, starb Christiane unter furchtbaren Krämpfen, — sie hatte sich vor Schmerz die Zunge durchgebissen — von den Menschen, denen sie Gutes gethan, verlassen, und noch im Grabe geschmäht. Elise setzt bei: „Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von andern Böses sprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, so weit ich sie kannte, immer so, daß ich mir es wohl erklären konnte, daß ihr anspruchsloser heller, ganz natürlicher Verstand Interesse

für unseren Goethe haben konnte, der mir seine Frau mit diesen Worten vorstellte: „Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus that, ich ihr nur Freuden zu danken habe.“ Am 12. Juni 1816 antwortete Goethe auf eine Sendung Alexanders v. Humboldt mit schmerzlicher Beziehung auf jenes Familienereignis, welches ihn schwer drückte. Christiane hatte zwar keinen Anteil an Goethes Geiste, aber sie war treu und arbeitsam und duldete ohne Murren; ihr einziges Vergnügen war das Tanzen. In dem bereits angezogenen Briefe an Antonie vom 19. Juli 1816 spricht er von einer notwendigen Zerstreuung durch eine Erholungsreise nach Heidelberg und Baden. Allein sie kam nicht zur Ausführung; dafür weilte er im Hochsommer längere Zeit in Tennstädt. Die üble Stimmung beeinträchtigte wohl auch sehr stark den seltsamen Besuch der Lotte Kestner in Weimar Ende September 1816. Im folgenden Jahre vermählte sich sein Sohn mit Ottilie v. Pogwisch; die Schwiegertochter sollte auch des Vaters Haus verwalten und verschönern, und sie that es, teilweise mit Hilfe ihrer Schwester, nach bestem Wissen und Können. Das Jahr 1817 änderte auch Goethes Stellung zum Theater. Der Schauspieler Karsten wurde damals auf Veranlassung des Großherzogs zum Gastspiele eingeladen, um sich in dem Stücke „Der Hund des Aubry“ mit einem Pudel zu produzieren, der die Spur des Mörders entdeckt. Goethe widersprach, entsetzt über eine solche Entweihung des Musentempels, unter Berufung auf die Theaterstatuten, allein vergeblich. Er ging nach Jena.

Pirngruber in Linz, kamen nach dem Tode derselben 1885 in das Weimarer Archiv. Das Gedicht an den Westwind haben Schubert und Mendelssohn in Musik gesetzt.

Die Trennung von Marianne traf auch Goethe sehr schwer. Am 28. September 1815 kam der Herzog Karl August nach Heidelberg, den er auf das Schloß und am 30. nach Mannheim führte. Am 3. Oktober reiste er nach Karlsruhe, wo er seinen Jugendfreund Jung-Stilling in peinlichen Verhältnissen und den alamannischen Dichter Hebel traf, der „von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen". Bei der Rückkehr nach Heidelberg fühlte sich Goethe unpäßlich, so daß ihn der besorgte Boisserée auf der Heimreise bis Würzburg geleitete. Von dort fuhr er wieder allein am 11. Oktober nach Weimar zurück. Vor Meiningen warf am 10. Oktober sein Wagen um. Er begab sich zu Fuß in die Stadt und dichtete dann das „Ghasel auf den Eilfer", welches wir nun auch in seiner ursprünglichen Gestalt kennen. In dieser entspricht es ganz den Verhältnissen der Rhein- und Mainreise 1815, wo er das Buch Suleika und das Schenkenbuch für den „Divan" dichtete. Die leichte Reimform aller geraden Verse, während die ungeraden ohne Reim sind, zeugt für die schnelle Aufzeichnung. Des köstlichen Weines von 1811 hatte er schon 1814 in Rüdesheim gedacht; Brentano und

der Bühne aus und damit auch eine größere Achtung gegen den Stand der „Komödianten". Goethes üble Stimmung spiegelt sich noch in dem wichtigen Briefe an Antonie, Jena, 16. Jänner 1818 ab, worin er sagt: „Man muß sich selbst schonen, wo nichts geschont wird." In Jena stellte er hierauf etwas ironisch den Deutschen die „Nativität" (11. April 1818) und dichtete „Um Mitternacht". In seinem „unschuldigen einsiedlerischen Leben" that ihm jedes Freundeswort wohl; gerührt dankte er Antonien am 26. März 1818 aus Jena für eine Sendung Weines, die neue Hoffnung und Zuversicht gebe, „denn wie sollten die Götter ungefällig genug seyn, das Familienfest zu stören, dessen Feyer die wohlgesinnteste Freundschaft statlichs vorbereitet". Er meinte damit die Geburt seines ersten Enkels Walther, wozu er ein „Wiegenlied" dichtete.

Auch körperliches Unwohlsein plagte ihn, so daß er nur mit einiger Anstrengung am 5. Juli 1818 der Taufe des jetzt regierenden Großherzogs Karl Alexander beiwohnen konnte. In Karlsbad fand seine angegriffene Gesundheit wieder eine wohlthuende Kräftigung und Stärkung, so daß er dort in alter Regsamkeit an Gesellschaften teilnehmen und eine Reihe kleiner Gelegenheitsgedichte machen konnte. Neben der Beschäftigung mit dem „Divan" gab er sich eifrig mit den Naturwissenschaften ab. Im Jahre 1819 erschien endlich seine letzte große lyrische Sammlung „West-östlicher Divan" in 12 Büchern, wozu später noch einige Einschaltungen gemacht wurden. Diese 284 Gedichte bezeichnen den neuen Höhepunkt seiner Poesie und behandeln

deutsche Erlebnisse und Empfindungen in orientalischem Gewande. Das Fremde ist jedoch dem deutschen Geiste nach Möglichkeit angepaßt. Wir finden keinen Harem, sondern deutsche Liebe, keinen Fatalismus, sondern die Gottergebenheit des seelenvollen deutschen Herzens und ideale Zukunftshoffnung. So ist der „Divan" gegen den Weltschmerz Byrons wie der Hammer auf dem Amboß. Wie wenig eine sklavische Nachbildung des Hafis beabsichtigt war, zeigt das Hineinmengen antiker Gottheiten und anderer nichtorientalischer Dinge; selbst Ulrich von Hutten kommt vor. Überall herrscht eine realistische Symbolik, keine idealen Masken und abstrakten Allegorien begegnen uns, wie in den „Römischen Elegien", dafür individuelle Züge und eine gewisse Vorliebe für das Geschichtliche. In Beziehung auf die Form gestattete er sich viele Freiheit, indem er den „orientalischen Reim" vermied, der Stil ist dem Zwecke angemessen, zwar nicht überall gewählt, aber von realistischer Kraft und Fülle; auch die Versmaße sind, beiläufig bemerkt, nicht orientalisch. Nur einzelnes ist matt gegeben, wenn er ausfüllt oder einen Übergang herstellen will. Der Titel des Ganzen lehrt, daß Goethe die Wechselwirkung zwischen Ost und West zur Darstellung bringen wollte; das Wort „Divan" bedeutet im Arabischen eine Gedichte-Sammlung. Der Eindruck dieses Werkes war anfangs wegen der ungewohnten äußeren Form ein befremdender, um so größer aber war der Einfluß desselben auf die Folgezeit. Die orientalische Poesie wurde Mode. Erst nach Goethe konnte Rückert mit seinen

Nachbildungen kommen, zu denen er ebenfalls von Hammer-Purgstall angeleitet war, konnten Platen und andere Dichter orientalische Strophenformen bieten, Bodenstedt den Mirza Schaffy einführen, Graf Schack den Firdousi übertragen und zahlreiche jüngere Poeten die „Hegire" in den Orient unternehmen. Die Lieder des „Divan" mit ihrer Plastik und dem zarten lyrischen Hauche sind auf Heine und Béranger von bedeutsamem Einflusse gewesen, während die Spruchdichtung in Paul Heyse einen würdigen Nachfolger gefunden hat. Goethes Sprache und Liedertechnik ist der Zeit weit voraus geeilt, in der Gesamtidee des „Divan" liegt bereits der Charakter der Universalität, und, gewaltig vorausdeutend, der Geist unseres kosmopolitischen Zeitalters. Der Dichter verstand es auch im Alter noch, aus sich und der Natur zu schöpfen und der Menschheit reife Früchte zu bieten. Vor mir liegt aus dem Nachlasse der Frau v. Stein ein Oktavblättchen von bläulichem Conceptpapier, worauf die geistreiche Frau in ihren alten Tagen folgende Kritik der Dichtung ihres Freundes schrieb: „Goethe übersetzt nur die Stimmen der Natur rein aus der Ursprache des Herzens, und wo ein Herz in den Ahnungen des wahrhaft göttlichen aufglühen mag, da findet es in Goethe's Schriften sicher irgend wo eine Spur, daß er einmahl daßelbe empfand und ohne Übertreibung aussprach." Die von Herder betonte Idee der Weltlitteratur faßte Goethe in viel weiterem Sinne als es die Romantiker vermochten. Interessant ist es ferner, daß er Charakter und Wert der Märchen bestimmte, die keine besondere Absicht haben und daher den Menschen nicht auf

sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen. Darum war Mohamed ihr Gegner[184]) Zum besseren Verständnis des „Divan" gab Goethe einen reichen Noten-Apparat bei, in welchem sich auch breite Exkurse finden. Das steigerte noch mehr die Verwunderung der Leser über den deutschen Dichter im „Kaftan des Orientalen." Sein Freund Ehrmann nahm ihn sofort mittelst lateinischen Diploms in die von ihm gestiftete „Gesellschaft der verrückten Hofräte" auf. Dieser wunderliche Mann wurde im Alter ganz kindisch und starb am 13. August 1827 im Hause seines Adoptivsohnes zu Speier, nachdem er zuvor Goethes Briefe verbrannt hatte[185]). Seine in den Jahren 1815—19 an Goethe gerichteten und im Archive zu Weimar aufbewahrten Briefe enthalten meist Schnurren drolligster Art.

Am 28. August 1819 trat Goethe mit dem 70. Lebensjahre in das Patriarchenalter. Der Tag wurde namentlich in seiner Geburtsstadt von Freunden und Bekannten festlich begangen. Er selbst aber hielt Rückschau auf sein bisheriges Leben und Wirken und traf Anstalt zu einer neuen Ausgabe seiner Werke in 20 Bänden.

§ 11. Der Patriarch von Weimar. Die Marienbader Romanze und die Trilogie der Leidenschaft. Wilhelm Meisters Wanderjahre. 1820—32.

Es wurde kurz angedeutet, wie sich Goethe in der Poesie vom einseitigen Klassizismus allmählich frei machte und zur Universalität wandte. Denselben Weg betrat er auch in der Kunst, indem er den verschiedenen Richtungen derselben Rechnung trug und selbst zum Schätzer der altdeutschen Malerei wurde. Allein die in der Antike gewonnene Objektivität verließ er nicht, die Kunst galt ihm als frei und unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse, denn sie ist keine Magd. War er in einer Hinsicht bezüglich der Symbolik derselben in Übereinstimmung mit Schellings Kunstphilosophie, so trennte ihn doch wieder die Ablehnung der bloßen Allegorie von dieser und von jener neuen Richtung, die wir schon zweimal gestreift haben. Die Romantiker, zuerst Stürmer, dann unter Fichtes Einfluß — Thätigkeit und Streben sind unendlich und unaufhörlich — krasse Subjektivisten und Titanen, verschwammen allmählich im Wunderbaren und Traumhaften. Von der anfänglichen Bewunderung des „Wilhelm Meister" kam Novalis zum Märchen als seiner höchsten Poesie. Die älteren Romantiker glaubten kein Gesetz über sich und konstruierten vom eigenen Ich aus

sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen. Darum war Mohamed ihr Gegner[184]) Zum besseren Verständnis des „Divan" gab Goethe einen reichen Noten-Apparat bei, in welchem sich auch breite Exkurse finden. Das steigerte noch mehr die Verwunderung der Leser über den deutschen Dichter im „Kaftan des Orientalen." Sein Freund Ehrmann nahm ihn sofort mittelst lateinischen Diploms in die von ihm gestiftete „Gesellschaft der verrückten Hofräte" auf. Dieser wunderliche Mann wurde im Alter ganz kindisch und starb am 13. August 1827 im Hause seines Adoptivsohnes zu Speier, nachdem er zuvor Goethes Briefe verbrannt hatte[185]). Seine in den Jahren 1815—19 an Goethe gerichteten und im Archive zu Weimar aufbewahrten Briefe enthalten meist Schnurren drolligster Art.

Am 28. August 1819 trat Goethe mit dem 70. Lebensjahre in das Patriarchenalter. Der Tag wurde namentlich in seiner Geburtsstadt von Freunden und Bekannten festlich begangen. Er selbst aber hielt Rückschau auf sein bisheriges Leben und Wirken und traf Anstalt zu einer neuen Ausgabe seiner Werke in 20 Bänden.

§ 11. Der Patriarch von Weimar. Die Marienbader Romanze und die Trilogie der Leidenschaft. Wilhelm Meisters Wanderjahre. 1820—32.

Es wurde kurz angedeutet, wie sich Goethe in der Poesie vom einseitigen Klassizismus allmählich frei machte und zur Universalität wandte. Denselben Weg betrat er auch in der Kunst, indem er den verschiedenen Richtungen derselben Rechnung trug und selbst zum Schätzer der altdeutschen Malerei wurde. Allein die in der Antike gewonnene Objektivität verließ er nicht, die Kunst galt ihm als frei und unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse, denn sie ist keine Magd. War er in einer Hinsicht bezüglich der Symbolik derselben in Übereinstimmung mit Schellings Kunstphilosophie, so trennte ihn doch wieder die Ablehnung der bloßen Allegorie von dieser und von jener neuen Richtung, die wir schon zweimal gestreift haben. Die Romantiker, zuerst Stürmer, dann unter Fichtes Einfluß — Thätigkeit und Streben sind unendlich und unaufhörlich — krasse Subjektivisten und Titanen, verschwammen allmählich im Wunderbaren und Traumhaften. Von der anfänglichen Bewunderung des „Wilhelm Meister" kam Novalis zum Märchen als seiner höchsten Poesie. Die älteren Romantiker glaubten kein Gesetz über sich und konstruierten vom eigenen Ich aus

die Welt. Das führte zu Willkür und Sittenlosigkeit im Leben und Dichten. Später nahmen sie die Religion als Krücke für ihre „gebrechlichen Herzen“ und wurden mehr, oder minder eifrige Katholiken; Zacharias Werner schlüpfte sogar in die Kutte und wurde recht fromm und süßlich. Sie dachten an nichts Geringeres als an eine völlige Erneuerung der gesamten poetischen Kunst. Allein die besonders durch Friedrich Schlegel, den virtuosen Essayisten der Schule, mit Emphase verkündigten Absichten der Romantiker verliefen fast ganz im Sande. Ihr Hauptverdienst ist nicht die Dichtung, sondern die Kritik und vor allem die Anregung zu den germanistischen Studien. Goethe, der erklärte „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“, verhielt sich anfangs aus bekannten Gründen freundlich zu den neuen Genies, bald aber that sich eine Kluft auf, die immer größer wurde. Er schwieg, wie er in dem Spruchgedichte „Ins Einzelne“ sagt, noch lange zu dem sonderlichen Thun, endlich aber brach er gegen das Träumelnde und Frömmelnde der „Pfaffenhelden“ los, die nur Oberleder, aber keine Sohlen bringen, wie es in dem Gedichte „Auf den Kauf“ heißt. Zur Absage benützte er seine Zeitschrift „Kunst und Altertum“ als Sprachrohr. Es geschah jedoch nicht aus Haß gegen den Katholizismus überhaupt, denn ihm war ja auch die protestantische Orthodoxie zuwider, sondern weil er dem ersteren Bekenntnisse Freiheit und Duldung nicht zumuten durfte, er zweifelte ferner an der Wahrhaftigkeit der Übertäufer und erblickte auch in der katholischen Religionsübung nur das Indivi-

duelle, während er den typischen Dogmatismus ablehnte. So faßte er ja das gregorianische Kirchenlied „Veni creator spiritus“ nicht kirchlich-rituell, sondern charakteristisch als einen ganz eigentlichen „Appell ans Genie“ auf (1820). Diesen Anstrich tragen fast alle Gedichte, in denen er das religiöse Gebiet berührte, und das geschah öfters.

Im Frühjahre 1820 reiste er wieder nach Karlsbad. Der Weg führte ihn über Wunsiedel nach Eger. Er beobachtete ununterbrochen die Wolkenformen und schrieb Bemerkungen auf, beschäftigte sich mit den geologischen Verhältnissen des Egerlandes und erkannte, daß dieselben nicht plutonisch, sondern aus der Lagerung des Gesteins neptunistisch zu erklären seien. In den Heften zur Naturwissenschaft und Morphologie legte er seine Ansichten nieder und ermunterte jüngere Leute zu weiteren Forschungen. Am 24. April fuhr er von Eger aus nach Marienbad, welches durch den

Ansicht von Marienbad im Jahre 1820.

unternehmenden Abt Karl Kaspar Reitenberger von Tepl aus einer Wildnis hervorgezaubert worden war. Goethe beobachtete mit Vergnügen und lebhaftem Anteil den Fort-

Abt Reitenberger.

gang dieser Kulturarbeit und sandte dem Abte seine Empfehlung. Eine für die Folge wichtige Bekanntschaft machte er am 26. April 1820 zu Eger mit dem Rate Josef Sebastian

Grüner, der ihn auf seinen geologischen Ausflügen begleitete, mit Mineralien versah und über die Sitten und Gebräuche der Egerländer aufklären mußte. „Es ist ein wackeres abgeschlossenes Völkchen", meinte Goethe. „Ich habe die Egerländer wegen ihrer beibehaltenen Kleidertracht, die ich in früheren Jahren wahrnahm, lieb gewonnen. Sie haben mit den Altenburgern viel Ähnlichkeit." Später bemerkte er, daß sie robust und gesund seien, aber wenig Waden hätten. Den Rat Grüner ermunterte er zu weiteren Beobachtungen und erteilte ihm für die Schrift „Über Sitten und Gebräuche des Egerischen Landvolkes" schätzenswerte Ratschläge. Goethe hat also eigentlich die Volkskunde jenes merkwürdigen Landstriches angeregt[136]). Der geologischen Erforschung des Kammerbühls wandte er seine erneute Aufmerksamkeit zu. Am 2. Mai schrieb er von Karlsbad aus an Zelter über den Eindruck, den er von Marienbad empfangen. In Karlsbad traf er große Gesellschaft. Prinz Bernhard, die Familie Schlosser aus Frankfurt, Elise v. d. Recke und ihre Schwester Herzogin Dorothea von Curland, Goethes und Schillers ehemalige Schülerin Amalia von Imhof-Helvig, Anselm Feuerbach und die österreichischen Offiziere Anton Prokesch und Graf Paar, welche den Dichter mit der Homöopathie bekannt machten, näherten sich ihm. Er unterhielt sich gerne mit diesen Personen und hatte in den „Annalen" für alle und jedes ein wohlwollendes Wort. Auch dem Landvolke schenkte er Beachtung; er wohnte einer Bauernhochzeit bei und dichtete zur Feier des vom Volke verehrten

Johannes von Pomuk ein Liedlein „St. Nepomuck's Vorabend", welches er zur Vertonung am 24. Mai an Zelter sandte. Nebenbei beschäftigte er sich mit Nachträgen zum „Divan" und mit Erzählungen zu den „Wanderjahren", die er 1821 mit einem „Wandersegen" zum erstenmale ausgehen ließ. Außerdem dichtete er „zahme Xenien", von welchen 1821—23 zwei Abteilungen zusammenkamen, und die indische Trilogie „Paria", deren Grundgedanke in dem Glauben des verachteten Paria liegt, daß Gott, der Schöpfer der Welten, niemanden verstoße, sondern allen Menschen einen Weg zu ihm offen gelassen habe. Bemerkenswert ist für das Jahr 1821 ferner, daß Goethe wieder an Calderon geriet und dessen „Tochter der Luft" rühmend besprach, er war zuerst durch die Romantiker mit diesem Dichter bekannt geworden und hegte schon 1807 die Absicht, denselben in dem sogenannten „Trauerspiel in der Christenheit" nachzuahmen. Es blieb Bruchstück. Im Sommer 1821 machte Goethe zum erstenmale seine Kur in Marienbad, wo ihn vorzüglich wieder mineralogische Studien beschäftigten. Über die geologischen Verhältnisse von Marienbad schrieb er einen größeren Aufsatz, dann stellte er eine eigene Mineraliensammlung zusammen und übermachte eine Suite auch dem Stifte Tepl, welches ihm dafür andere Stücke ausfolgte. In Marienbad weilte damals auch die Familie des ehemaligen preußischen Kapitäns v. Bröfigke, der sich Goethe wie alten Bekannten näherte. Die Tochter des Herrn v. Bröfigke, Amalie, kannte er bereits von Karlsbad her als teilnehmende Freundin seiner Muse. Sie war

zuerst mit dem mecklenburgischen Hofmarschall v. Levetzow vermählt und hatte von demselben zwei Töchter Ulrike und Amalie. Die Ehe wurde jedoch gelöst und die geschiedene Frau heiratete einen Vetter ihres ersten Gatten, den preußischen Offizier Friedrich von Levetzow, welcher bei Waterloo fiel. Von ihm stammte eine Tochter Bertha, die nachmals eine berühmte weibliche Schönheit wurde. Frau v. Levetzow vermählte sich nach dem Tode ihres ersten Gatten im Jahre 1843 mit dem österreichischen Geheimrat und Hofkammer-Präsidenten Grafen Klebelsberg, der das Schlößchen Trziblitz bei Lobositz besaß. Es liegt mit seinem weiten Parke reizend am Fuße des böhmischen Mittelgebirges und wurde 1835 umgebaut und erweitert. In den zwanziger Jahren pflegte Frau von Levetzow den Sommer mit ihren Töchtern in Marienbad bei den Eltern zuzubringen. Diese besaßen dort eine eigene Villa mit Terrasse, später zur „Stadt Weimar" benannt, und

Stadt Weimar im Jahre 1821.

gaben öfters gesellschaftliche Unterhaltungen. Den Winter verbrachte Frau v. Levetzow in Straßburg, wo ihre Töchter im Institute der Madame Grafa erzogen wurden. Sie hielt dort großes Haus und sah die vornehme Welt der Stadt häufig bei sich, darunter auch Wilhelm Türckheim, den Sohn der Lili[187]). Am 30. Juli 1821 kam Frau v. Levetzow mit ihrer ältesten Tochter Ulrike nach Marienbad. Letztere war am 4. Februar 1804 in Leipzig geboren und verlebte dort und in dem nahen Lömnitz, auf dem Gute der Familie von Brösigke, teilweise ihre Kinderjahre. Jetzt war sie zur lieblichen Jungfrau erblüht, wie sie in einem zu Trzibliz befindlichen Pastellgemälde dargestellt ist, und bezauberte durch natürliche Anmut und Heiterkeit ihre Umgebung. Da trat auch Goethe in den Kreis und fühlte sich alsbald von Ulrike lieblich angezogen. Er widmete ihr im August 1821 mit wenigen Prosaworten die „Wanderjahre", begleitete sie auf Spaziergängen und unterhielt sie mit Botanik und Mineralogie. Ihre Gelehrigkeit und ihr lebhaftes Wesen sagte ihm außerordentlich zu und mit Vergnügen lauschte er, wenn sie aus Walter Scott vorlas oder auf der Laute spielte[188]). Von dieser Zeit an pflegte er sie sein „liebes Töchterchen" zu nennen. An seinem Geburtstage speiste er bei Abt Reitenberger, dann überraschte ihn Ulrike mit einem sinnigen Angebinde von Blumen. So verging ihm die Zeit auf das angenehmste. Bei seinen wissenschaftlichen Studien verkehrte er auch mit den Chorherren Eckl und Zauper, mit denen er weiter in Verkehr blieb, als er wieder nach

Weimar zurückgekehrt war. Am 23. April 1822 lud Frau von Bröſigke den Dichter ein, den kommenden Sommer in ihrem Hauſe Wohnung zu nehmen, und fügte bei: „Und wie wird ſich Ulrikchen freuen, wenn ſie wieder Töchterchen genannt wird, worauf ſie ſo ſtolz iſt.“ Goethe ſagte in einem kurzen Schreiben aus Weimar vom 1. Juni 1822 zu und wohnte dann vom 12. Juni bis 24. Juli in dem gaſtlichen Hauſe. Aus ſeinem eigenhändig geführten, aber kurz gehaltenen Tagebuche erfahren wir, daß er ſich täglich im Kreiſe der liebenswürdigen Familie bewegte, mit ihr früh-ſtückte, zu Mittag ſpeiſte und den Abend verbrachte. Bei dem häufigen Verkehr wuchs die herzliche Zuneigung, die dann den Abſchied erſchwerte. Vor der Abfahrt widmete er Ulriken am 24. Juli 1822 den zweiten Teil „Dichtung und Wahrheit“ mit den Verſen[139]):

„Wie ſchlimm es einem Freund ergangen,
Davon giebt dieſes Buch Bericht;
Nun iſt ſein tröſtendes Verlangen:
Zur guten Zeit vergiß ihn nicht!“

In dieſen einfachen Zeilen vermißt man jede heftigere Gefühlsäußerung. Goethe hielt Ulrike und anderen Perſonen gegenüber faſt ängſtlich an ſich und verbarg ſeine innerſten Empfindungen vor der Außenwelt, dagegen ſprechen ſeine Verſe deutlicher. Von mehreren kleinen Gedichten abgeſehen, die er in Böhmen ſchuf, verdient hier das lyriſche Geſpräch „Aeolsharfen“ wegen der perſönlichen Motive Beachtung. Es entſtand auf der Fahrt nach Eger am 25. Auguſt 1822 und vergleicht Ulriken in der Schluß-ſtrophe mit der Iris:

„Ja, Du bist wohl an Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie
Und immer neu und immer gleich wie sie."

In Böhmen hatte Goethe auch diesmal bedeutende Menschen kennen gelernt, vor allen den Grafen Kaspar Sternberg, welcher ihn bei seinen Studien mehrfach unterstützte und später auch in Weimar besuchte. Am 4. August 1822 lernte er in Falkenau den verkrüppelten Naturdichter Anton Fürnstein kennen, den er zur Fortsetzung seiner poetischen Thätigkeit ermunterte und durch eine Besprechung der Gedichte förderte. Von Eger aus machte Goethe dann einen Abstecher nach Waldsassen und Redwitz, achtete überall auf industrielle Betriebe und geologische Verhältnisse und zeichnete sich alles Wissenswerte auf. Bevor er Böhmen verließ, sandte er ein beschädigtes Handschreiben Friedrichs II. aus Potsdam, 18. April 1765, die Zusage einer Patenschaft an Kapitän von Brösigke enthaltend, sorgfältig ausgebessert und aufgezogen, von Eger aus an den Eigentümer zurück und fügte mit dem Datum des 28. August 1822 die Verse hinzu:

„Das Blatt, wo Seine Hand geruht,
Die einst der Welt geboten,
Ist herzustellen fromm und gut.
Heil Ihm, dem großen Todten!"

Das ehrwürdige Schriftstück befindet sich nun im Besitze Ulrikens in Trzibliz. Es ist kein Zweifel, daß der Dichter bereits 1822 lebhaft für das „Töchterchen" fühlte; obwohl er den Namen sorgfältig verbarg, so sprach man doch alsbald davon, daß er sich wieder vermählen wolle

Zelter hörte es am Rhein. Inzwischen ward Goethe von zwei alten Erinnerungen mächtig ergriffen. Im Oktober 1822 mahnte ihn die Gräfin Guste Stolberg, die nun alt, fromm und Witwe geworden war, in einem eindringlichen Briefe, er möge auf sein Seelenheil bedacht nehmen. Er antwortete ihr aber, daß er in redlichem Wirken und Streben wohl unbesorgt der Zukunft und dem Jenseits ins Auge blicken dürfe. Gar seltsam berührte ihn bald darauf ein Bericht des Professors Näke über seine „Wallfahrt nach Sesenheim" zur Auskundschaftung des Goethe'schen Liebesidylls; Goethe antwortete mit dem Aufsatze „Wiederholte Spiegelungen" und suchte ohne Argwohn symbolisch darin auszudrücken, wie sich ein Ereignis im Laufe der Zeit in der menschlichen Überlieferung zu verändern vermöge[140]). Dann befiel ihn eine gefährliche Krankheit, doch genas er allmählig wieder. Graf Reinhard widmete ihm dazu herzliche Verse und schrieb dem heilenden Trunk vom Marienbader Kreuzbrunnen diese Wirkung zu[141]). Wilhelm Grimm schrieb am 16. Mai 1823 an David Theodor August Suadebißen in Lübeck: „Es scheint, als ob er sich wirklich nach der Krankheit wieder verjüngt habe, ob es aber nicht ein zu jugendlicher Sinn ist, wenn er ein ganz blutjunges Fräulein heiraten will, wie ich gestern habe erzählen hören, mag er selbst am besten beurteilen können"[142]).

Nachdem er im Juni 1823 Eckermann in sein Haus als vertrauten Sekretär aufgenommen, ging er abermals nach Böhmen, um seine volle Gesundheit zu erlangen. Am 26. Juni reiste er mit seinem Sohne zunächst nach Jena,

dann fuhr er über Pösneck, Schleiz, Hof und Franzensbrunn nach Eger, wo er am 29. Juni abends eintraf und sogleich den Rat Grüner aufsuchte. Am 2. Juli kam er nach Marienbad und stieg in der „Goldenen Traube" au

Goethe-Haus in Marienbad.

dem Kirchenplatz ab, die jetzt als Goethe-Haus bezeichnet ist. Am 11. Juli fand sich die Familie v. Levetzow ein und wohnte fortan ihm gegenüber in der „Stadt Weimar", dem jetzigen Postgebäude. Anfangs war Goethe emsig mit poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Später widmete er der Gesellschaft die meiste Zeit. Auf der im Bilde (S. 365) sichtbaren Terrasse der „Stadt Weimar" weilte er am liebsten. Auch der Großherzog Karl August fand sich manchmal ein, dann Graf Klebelsberg, General v. Schack, Minister v. Bülow und andere. Erwähnenswert ist auch das Zusammentreffen Goethes mit dem gewesenen

König Ludwig Napoleon, Grafen v. St. Leu. Der Dichter war nach überstandener Krankheit „beinahe lebensunfähig" ins „Bad der heiligen Jungfrau" gekommen, aber hier erholte er sich vollständig, so daß er sogar bei Abendgesellschaften tanzte. In Marienbad hat er nach dem Briefe an Zelter vom 24. August 1823 seine Zeit „heiter, ohne Unbilden, ja heiter und wie ins Leben zurückkehrend" zugebracht. Zu Ulrike gestaltete sich das Verhältnis inniger und ging in leidenschaftliche Neigung über, so daß er im tiefsten Innern aufgeregt wurde. Er benutzte jede Gelegenheit, um mit ihr zu verkehren und verherrlichte in Versen manchen glücklichen Augenblick ihres Zusammenseins. Er begleitete sie und die Familie häufig auf Spaziergängen gegen die Mühle, auf den Waldsitz und zum Kreuzbrunnen, oder er suchte sie in der Colonnade, traf wohl auch zufällig mit ihr „auf holder Schwelle" zusammen und konnte dann das Steigen seines Herzensbarometers fühlen. An Ulrike sind jene „Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beschäftigung" gerichtet, welche unter dem Gesamttitel „Liebschaft" in den Werken stehen. Die Verse „Du gingst vorüber?" beklagen den Zufall, die Geliebte auf der Straße übersehen zu haben; Ulrike versicherte mich[143]) persönlich, sie nie erhalten zu haben und daher auch nicht zu besitzen. Dagegen verwahrt sie einige andere Zeichen der Erinnerung, Goethes Briefe aber befinden sich schon längst in Weimar. Als Brautwerber ist der Dichter selbst nicht aufgetreten, aber seine Umgebung suchte eine Heirat

des Vierundsiebzigers mit der Neunzehnjährigen zu vermitteln. Der Großherzog wünschte es ernstlich und versprach dem Paare in Weimar ein Haus dem Palais gegenüber einzuräumen. Er wandte sich an Ulrikens Mutter und meinte, sie möchte der Tochter zureden, sich zur Heirat zu entschließen, um Goethes Hauswesen zu verschönern. Die Mutter aber entgegnete, Goethe habe ja doch seine Schwiegertochter im Hause und sei also nicht vereinsamt; sie teilte indes der Tochter die Sache mit und bemerkte, sie wolle trotz dem bedeutenden Altersunterschiede weder zu- noch abraten. Ulrike erklärte darauf, Goethe gern zu haben, wie man einen älteren Verwandten liebe, aber nicht genug zum Heiraten. Der Ästhetiker Vischer pflegte die Anekdote zu erzählen, Goethe habe als Brautwerber ziemlich lang und viel gesprochen; Ulrike hätte aber entgegnet: „Herr Geheimrath, das ist mir zu hoch!" Damit sei die Sache erledigt gewesen[144]). Es ist daran kein wahres Wort. Im Gegenteil sah Goethe selbst am besten ein, daß es zu einer Brautfahrt zu spät sei. Der Verzicht kam ihm allerdings schwer genug. Am 18. August übersiedelte die Familie v. Levetzow nach Karlsbad. Da dichtete Goethe die Verse:

„Am heißen Quell verbringst Du Deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwist;
Denn wie ich Dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie Du wo anders bist."

Er war unwohl und mußte sich schröpfen lassen. Einige Beruhigung kam ihm indessen durch die Musik. Die Klaviervirtuosin Marie Szymanowska heiterte ihn durch ihr köstliches Spiel auf. Dafür schrieb er der schönen

König Ludwig Napoleon, Grafen v. St. Leu. Der Dichter war nach überstandener Krankheit „beinahe lebensunfähig" ins „Bad der heiligen Jungfrau" gekommen, aber hier erholte er sich vollständig, so daß er sogar bei Abendgesellschaften tanzte. In Marienbad hat er nach dem Briefe an Zelter vom 24. August 1823 seine Zeit „heiter, ohne Unbilden, ja heiter und wie ins Leben zurückkehrend" zugebracht. Zu Ulrike gestaltete sich das Verhältnis inniger und ging in leidenschaftliche Neigung über, so daß er im tiefsten Innern aufgeregt wurde. Er benutzte jede Gelegenheit, um mit ihr zu verkehren und verherrlichte in Versen manchen glücklichen Augenblick ihres Zusammenseins. Er begleitete sie und die Familie häufig auf Spaziergängen gegen die Mühle, auf den Waldsitz und zum Kreuzbrunnen, oder er suchte sie in der Colonnade, traf wohl auch zufällig mit ihr „auf holder Schwelle" zusammen und konnte dann das Steigen seines Herzensbarometers fühlen. An Ulrike sind jene „Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beschäftigung" gerichtet, welche unter dem Gesamttitel „Liebschaft" in den Werken stehen. Die Verse „Du gingst vorüber?" beklagen den Zufall, die Geliebte auf der Straße übersehen zu haben; Ulrike versicherte mich[143]) persönlich, sie nie erhalten zu haben und daher auch nicht zu besitzen. Dagegen verwahrt sie einige andere Zeichen der Erinnerung, Goethes Briefe aber befinden sich schon längst in Weimar. Als Brautwerber ist der Dichter selbst nicht aufgetreten, aber seine Umgebung suchte eine Heirat

des Vierundsiebzigers mit der Neunzehnjährigen zu vermitteln. Der Großherzog wünschte es ernstlich und versprach dem Paare in Weimar ein Haus dem Palais gegenüber einzuräumen. Er wandte sich an Ulrikens Mutter und meinte, sie möchte der Tochter zureden, sich zur Heirat zu entschließen, um Goethes Hauswesen zu verschönern. Die Mutter aber entgegnete, Goethe habe ja doch seine Schwiegertochter im Hause und sei also nicht vereinsamt; sie teilte indes der Tochter die Sache mit und bemerkte, sie wolle trotz dem bedeutenden Altersunterschiede weder zu- noch abraten. Ulrike erklärte darauf, Goethe gern zu haben, wie man einen älteren Verwandten liebe, aber nicht genug zum Heiraten. Der Ästhetiker Vischer pflegte die Anekdote zu erzählen, Goethe habe als Brautwerber ziemlich lang und viel gesprochen; Ulrike hätte aber entgegnet: „Herr Geheimrath, das ist mir zu hoch!" Damit sei die Sache erledigt gewesen[144]). Es ist daran kein wahres Wort. Im Gegenteil sah Goethe selbst am besten ein, daß es zu einer Brautfahrt zu spät sei. Der Verzicht kam ihm allerdings schwer genug. Am 18. August übersiedelte die Familie v. Levetzow nach Karlsbad. Da dichtete Goethe die Verse:

„Am heißen Quell verbringst Du Deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwist;
Denn wie ich Dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie Du wo anders bist."

Er war unwohl und mußte sich schröpfen lassen. Einige Beruhigung kam ihm indessen durch die Musik. Die Klaviervirtuosin Marie Szymanowska heiterte ihn durch ihr köstliches Spiel auf. Dafür schrieb er der schönen

Künſtlerin das Gedicht „Ausſöhnung", von dem noch geſprochen werden ſoll, ins Album. Ein kürzeres Gedicht widmete er der Schweſter der Genannten, Fräulein Caſimira Wołowska. Von den beiden Töchtern der Madame

Magiſtratsrat Grüner.

Szymanowska wurde die eine die Gattin des polnischen Dichters Mickiewicz, die andere die treue Lebensgefährtin des unlängst verstorbenen Bildhauers und polnischen Lyrikers Lenartowicz in Florenz. Am 20. August 1823 reiste Goethe noch einmal nach Eger, wo er im Verkehr mit Grüner und anderen Persönlichkeiten vier Tage blieb. Am 25. fuhr er über Zwotau, wo er Elise v. d. Recke und Tiedge traf, nach Karlsbad und nahm in demselben Hause „zum goldenen Strauß" Wohnung, in welchem die Familie v. Levetzow war. Hier erhielt die Geselligkeit des früheren Zusammenseins ihre Fortsetzung. Mehr als in Marienbad war Goethe die folgenden zwölf Tage im Kreise der lieben Familie. Nur als eine Unterbrechung des lebhaften Verkehrs erscheinen in seinem Tagebuche einige Besuche bei und von andern Persönlichkeiten verzeichnet. Besonders reich vertreten war der polnische Adel. Goethe traf namentlich den Dichter Grafen Fredro, Madame Gajewska und die Gräfin Jaraczewska, die in der Litteratur ihres Volkes einen Namen haben. Am 28. August feierte er in Elbogen mit Levetzows in stiller Beglückung seinen Geburtstag. Am 5. September schlug die Scheidestunde; Goethe fuhr nach neun Uhr früh in der Richtung auf Eger ab. Die schönen Tage waren vorüber, doch nicht vergessen. Der Dichter war innerlich in tiefer Aufregung und doch entschlossen, die Leidenschaft niederzukämpfen und sich durch die Poesie von derselben zu befreien. Bereits auf der Heimreise dichtete er an der bekannten Marienbader „Elegie", die, ein Muster der Gattung, seiner Trauer um das entschwundene Glück hoch-

poetischen Ausdruck gab. In allem Weh und Schmerz der Seele findet der Dichter Trost in dem Gedanken der Erhebung zu Gott, dem „ewig Ungenannten", sobald die irdische Leidenschaft mit geistigen Waffen überwunden ist:

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — — —"

Rührend wirkt es, wie er sich vor dem Höheren beugt und das ihn so nahe angehende Persönliche, wovon die Elegie erfüllt ist, in die Sphäre des Allgemeinen emporrückt; als poetische Beichte bezeichnet er auch dieses Gedicht in dem schönen Motto:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide."

Goethe, der stets aus dem Vollen schöpfen durfte, war doch wieder ungemein bescheiden und für jede Anregung dankbar; wie er ein bedeutendes Fördernis in dem einzigen Worte fand, daß sein Denken und Dichten „gegenständlich" sei, so faßte er auch hier in treuer Gesinnung und frommer Erkenntlichkeit zusammen, was ihm durch die letzte Liebe geworden. Die „Elegie" steht zwischen den Gedichten „An Werther" zur Jubelausgabe des „vielbeweinten Schattens" (1824) und der schon erwähnten „Aussöhnung" im „Doppelglück der Töne wie der Liebe" und bildet mit denselben die „Trilogie der Leidenschaft". Das Dreiblatt war ursprünglich in dieser Zusammensetzung nicht beabsichtigt, erzielt aber als Ganzes durch die darin behandelten Er-

lebnisse eine bedeutende Wirkung. Ulrike bekam auch diese Gedichte nicht zu Gesicht. Sie selbst ist unvermählt geblieben und besitzt seit dem Tode ihrer Mutter (1868) Trzibliz.

Kammerbühl bei Eger.

Wie Friedrike Brion lebt sie ihren Erinnerungen und teilt Wohlthaten aus, nur nach dem Maße ihrer Mittel reichlicher als die Pastorstochter von Sesenheim. Ihre Schwester Amalie heiratete den General v. Rauch und starb frühzeitig, Bertha wurde die Gattin des Rittmeisters Baron Mladota auf Netluck und ging 1885 aus dem Leben.

Goethe verschloß sich nach der Heimkehr nach Weimar in seiner „Dachshöhle" und ergab sich neuen Studien. Im Oktober erschien Madame Szymanowska und erregte in ihm durch ihr Spiel nochmals die lebhafteste Erinnerung an die schönen Marienbader Tage. Als sie wegging, war er tief bewegt und schaute ihr noch lange

nach. Dann weinte er und verfiel bald darauf in eine neue Krankheit. Seine Beziehungen zu Böhmen hörten mit dem Scheiden von diesem Lande nicht auf, vielmehr verbanden ihn auch in Zukunft wissenschaftliche Interessen mit demselben. Selbst der altböhmischen Poesie wandte er, durch Zauper angeregt, seine Aufmerksamkeit zu und übertrug aus der Königinhofer Handschrift „Das Sträußchen", welches 1823 in „Kunst und Altertum" erschien. Um einen Begriff von seiner Vielseitigkeit zu erhalten, genügt es zu erwähnen, daß er sich damals mit neugriechischen Heldenliedern und Liebes-Skolien, mit litthauischen Volksliedern, mit indischen und chinesischen Dichtungen, mit der Litteratur der Romanen, namentlich der Franzosen, befaßte und manches übertrug oder rezensierte. Tégners Frithjofsage, von Amalie v. Imhof-Helvig übersetzt, sowie Simrocks Übertragungen des Nibelungenliedes blieben ihm nicht fremd; 1823 fesselte ihn noch einmal die deutsche Baukunst und trug ihn in freundlicher Erinnerung zurück in die schöne Straßburger Zeit. Daß er den germanistischen Studien der Brüder Grimm volle Aufmerksamkeit schenkte, wurde bereits betont; erst bei den Faröern hörte sein Interesse auf und er that auch gegen die heimischen Philologen den zutreffenden Ausspruch, die Deutschen wüßten nicht immer deutlich, ob sie volle Weizengarben oder Strohbündel einfahren[145]). Im genannten Jahre wurde er durch den Besuch des Wuk Stefanović Karadzić der südslavischen Litteratur näher gebracht, 1824—26 wechselte er Briefe mit Therese Albertine Luise v. Jakob („Talvj"), welche in

der Renger'schen Buchhandlung zu Halle (jetzt in Leipzig) serbische Volkslieder herausgab. Die Briefe sind nunmehr im 12. Bande des Goethe-Jahrbuchs veröffentlicht; über die serbische Litteratur äußerte sich dann Goethe noch eigens. Wichtig sind ferner seine Beziehungen zu Carlyle, dem Bewunderer und Übersetzer der „Lehrjahre", und zu Lord Byron gewesen; des letzteren „Cain" besprach er mit Anerkennung und den „Manfred" brachte er in freundliche Verbindung mit seinem „Faust". Goethes Strophen „An Lord Byron" (1823) trafen den hier ebenso richtig als wohlwollend charakterisierten Weltschmerzdichter noch vor der Einschiffung nach Griechenland in Livorno; zum Euphorion im „Faust" entlehnte er ihm manchen Zug. Goethe ging darauf aus, die fremde Litteratur in die heimische hereinzuziehen, damit sie sich gegenseitig durchdringen und die gebildeten Völker einander nähern sollten. Das Evangelium Herders kleidete er in die später von Rückert verfolgte Idee, daß Weltlitteratur Weltversöhnung und der nationale Gegensatz nur Veranlassung zu einem edlen Wettkampfe sei: „Überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im ganzen damit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amtes ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltlitteratur, in der uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie

loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen. Dies Alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist." Den Völkerfrühling in der Litteratur verheißen die viel zitierten Verse:

„Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul*) Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemut erfreun!"

So wurde aus dem antiken und orientalischen Goethe im Alter ein germanisch-universaler, seine Weltanschauung erweiterte sich und gab ihm die früher nur leise ausgesprochene Überzeugung, daß alles Leben eine beständige Fortentwicklung, deren Zweck die Vervollkommnung des Menschengeschlechts sei. Goethe hat im Gegensatze zu dem mittelalterlichen Geiste, der alles vollkommene Glück ins Jenseits verlegte, den Fortschritt auf Erden gepredigt und durch Begründung einer neuen Weltanschauung den Menschen wieder in die Herrschaft über die irdischen Dinge eingesetzt und ihm die Erreichung der „Ideale" schon hienieden in Aussicht gestellt. „Die Erde hat mich wieder," darf der moderne Mensch mit Faust sagen, die Erde ist schön und gut. Vor allen aber hat er die Deutschen zur Freiheit

*) Nachtigall (Divan 7, 2; 10, 2).

geführt und den geistigen Aufschwung des Volkes ermöglicht, dem schließlich auch der politische folgte. Goethe ist der größte „führende Geist“ der Neuzeit. Er hat uns zur Thätigkeit und Pflichterfüllung angeleitet durch Wort und Beispiel und uns aus träumerischem Stillleben zur ernsten Arbeit angetrieben, damit wir unseren Zweck erfüllen und mit ihm sprechen können:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!“

Es ist eine aus Unkenntnis oder berechneter Bosheit stammende Behauptung, Goethe fehle die sittliche Größe, er habe kein Verständnis für die Geschichte und die Leiden seines Volkes besessen, weil ihm das persönliche Christentum gemangelt habe[146]). Eckermann meinte sehr treffend, Widersacher hätten ihm vorgeworfen, er habe keinen Glauben gehabt; er hatte aber blos den ihrigen nicht, weil er ihm zu gering war. Carlyle behauptete, niemand habe das Wesen des Christentums und des Heidentums zugleich besser ergründet und erkannt als Goethe[147]). Übrigens hat er gerade in seinen letzten Lebensjahren in den Gesprächen mit Eckermann sehr erfreuliche Aussprüche zu Gunsten des Christentums und seiner Kulturaufgabe gethan; mit Recht führte ihn daher der katholische Prälat Hettinger an vielen Stellen seiner „Apologie des Christentums“ als Autorität an. Jesuitische Heuchelei stand ihm freilich immer fern und seine Wahrheitsliebe und Offenheit bedurfte nie der eigenen Beschönigung. Aus seinen Geständnissen aber schmiedeten sich seine Feinde ihre Waffen. Die Anklagen gegen ihn

traten schon zu Lebzeiten auf. Als ihm Varnhagen zum 28. August 1823 seine Schrift „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" übersandt hatte, meinte der belobte Dichter ironisch, er wünschte auch eine Sammlung von Aussprüchen Mißwollender. Besonders legte man ihm den Mangel an Patriotismus zur Last; er wurde im Alter deshalb noch angegriffen und geschmäht. Sein Verhalten im Jahre 1813 brachte ihm manche Verdächtigung und lastete schwer auf seinem Sohne und seinen Enkeln. Die Erinnerungen der Frau v. Littrow aus Wien werden in dieser Hinsicht eigenartige Streiflichter auf die Sache werfen. Bettina Brentano weilte 1824 — ohne persönlichen Groll — wieder bei Goethe in Weimar und war trotz ihrer Kränklichkeit um das Zustandekommen eines Denkmals in seiner Vaterstadt bemüht; allein bei der damaligen Mißgunst der Deutschen gegen ihren größten Dichter und geistigen Wohlthäter scheiterte der schöne Plan. Später haben dann die Börne und Menzel Goethes Andenken beschmutzt. Dagegen fühlten sich tausende gegen ihn tief verpflichtet. Der Tiroler Anton Falger, den er in Weimar persönlich ermuntert und belobt hatte, sprach beispielsweise im hohen Alter noch mit rührender Dankbarkeit von ihm[148]). Den ausgiebigsten Schutz fand der greise Dichter aber bei der Großherzogin Luise. Als ihn der weimarische Landtag wegen einer Rechnungslegung chikanieren wollte, sagte die edle Fürstin abwehrend: „Wir haben nur einen Goethe und wer weiß, wie lange noch? Ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden."

Dieſes denkwürdige Wort ſpricht mehr als alles andere für die Seelengröße dieſer deutſchen Frau, die man ja auch zu verunglimpfen gewagt hat. In ſeinen alten Tagen zog ſich Goethe immer mehr in ſein ſtilles Haus

Goethes Wohnhaus in Weimar.

am Frauenplan zurück, während der Klatſch ſich draußen mit ihm beſchäftigte. Er verachtete gerade dieſen auf das Tiefſte. Als einmal in ſeiner Gegenwart von abweſenden Perſonen übel geſprochen wurde, entgegnete er ſcharf: „Euren Schmutz kehrt bei Euch zuſammen, aber bringt ihn nicht mir ins Haus!“[140]) Bei öffentlichen Empfängen umgab er ſich mit einem gewiſſen Nimbus, um das Gemeine abzuſchrecken, wenn ihm aber Biederkeit

oder das allgemein menschliche Leid entgegentrat, da öffnete sich sein Herz, und der Olympier wurde zum Samaritan. Sein Auftreten hatte den Anstrich natürlicher Majestät, sein Umgang und sein Gespräch war guten Menschen gegenüber offen und bedeutend. Aus den jüngst bekannt gewordenen Aufzeichnungen der russischen Schriftstellerin Smirnow wissen wir, welchen Eindruck er auf den jungen Kaiser Nikolaus machte, der von Goethe sagte: „Über alles wußte er mit der Ursprünglichkeit des Genies eines Menschen voller eigener, nicht erborgter Ideen zu reden.“ Dorothea Schlegel und Deinhardstein versicherten, er habe einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht. Wortkarg war er nur dann, wenn er seine Kunden nicht näher kannte; seine Schwiegertochter mußte da oft vermittelnd dazwischen treten. Weil man von ihm auch lauter wichtige Worte erwartete, so ging mancher unbefriedigt hinweg, wenn ihm Goethe nichts besonderes zu sagen wußte. Er pflegte stets, um seine Besucher zu ehren, in gewählter Kleidung zu erscheinen, doch empfing er nicht jeden Neugierigen, da ihm sonst keine Zeit mehr für seine eigenen Studien übrig geblieben wäre. Denn unthätig konnte er nicht sein, solange seine Gesundheit vorhielt, und so war auch sein Alter ein beständiger Arbeitstag im Dienste der Menschheit und der Kultur.

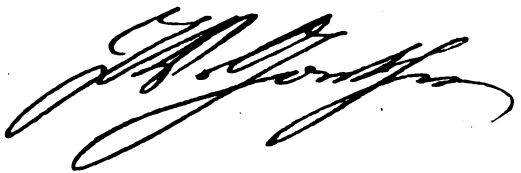
Das Jahr 1825 brachte die Jubelfeier des Großherzogs, die Goethe in Versen verherrlichte und durch eine Medaille verewigte. Mit einer Gedenkmünze bedachte auch der wohlwollende Fürst seinen Minister und Freund zu seinem Dienstjubiläum am 7. November 1825. In dem

Memento.

Mußt nicht widerstehn dem Spitzsal,
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirst du ihm entgegen gehen,
Wird's dich freundlich nach sich ziehen

Weimar
März 1825.

J. W. Goethe



Handschreiben des Großherzogs zu diesem Tage hieß es: „Gewiß betrachte ich mit allem Recht den Tag, wo Sie, meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freund-

Goethe 1828.

schaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bis hieher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rat, dessen lebendiger Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte." Das Schreiben ist nicht nur ehrend für Goethe, sondern auch bezeichnend für die Hochsinnigkeit des Großherzogs, des ersten konstitutionellen deutschen Monarchen, welcher seinem Lande stets ein milder, besorgter Fürst war und dem die Gründung des weimarischen Geistesstaates zu danken ist. Nach diesen Festlichkeiten wurde es um den Dichter, von vorübergehenden Besuchen abgesehen, immer einsamer, so daß er Zeit zur poetischen Beschäftigung fand. Seit 1825 arbeitete er an der neuen Ausgabe der „Wanderjahre" und am zweiten Teile des „Faust"; 1826 wurde Helena vollendet, wobei ihm das gründliche mythologische Lexikon von Benjamin Hederich treue Dienste geleistet hatte. Im Frühling 1827 begann er in seinem Gartenhause an der Ilm die „Deutsch-chinesischen Tag- und Jahreszeiten." Die neueste deutsche Poesie beachtete er jetzt weniger, suchte sie aber tabellarisch zu klassifizieren; die „Lazarethpoesie" war ja nicht nach seinem Geschmacke. Um so freudiger begrüßte er ausländische

Erſcheinungen der Litteratur, vor allen die „Promessi sposi“ des Aleſſandro Manzoni (1827), deſſen Ode auf den Tod Napoleons er auch überſetzte. Im Jahre 1826 nahm er den öſterreichiſchen Dramatiker Franz Grillparzer mit großer Liebenswürdigkeit in ſeinem Hauſe auf. Dieſer war von der Güte des Meiſters, dem er manche Anregung verdankte[150]), bis zu Thränen gerührt. Im folgenden Jahre überraſchte ihn zum 78. Geburtstage König Ludwig von

Großherzog Karl Auguſt.

schaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bis hieher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rat, dessen lebendiger Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte." Das Schreiben ist nicht nur ehrend für Goethe, sondern auch bezeichnend für die Hochsinnigkeit des Großherzogs, des ersten konstitutionellen deutschen Monarchen, welcher seinem Lande stets ein milder, besorgter Fürst war und dem die Gründung des weimarischen Geistesstaates zu danken ist. Nach diesen Festlichkeiten wurde es um den Dichter, von vorübergehenden Besuchen abgesehen, immer einsamer, so daß er Zeit zur poetischen Beschäftigung fand. Seit 1825 arbeitete er an der neuen Ausgabe der „Wanderjahre" und am zweiten Teile des „Faust"; 1826 wurde Helena vollendet, wobei ihm das gründliche mythologische Lexikon von Benjamin Hederich treue Dienste geleistet hatte. Im Frühling 1827 begann er in seinem Gartenhause an der Ilm die „Deutsch-chinesischen Tag- und Jahreszeiten." Die neueste deutsche Poesie beachtete er jetzt weniger, suchte sie aber tabellarisch zu klassifizieren; die „Lazarethpoesie" war ja nicht nach seinem Geschmacke. Um so freudiger begrüßte er ausländische

mehr lange besitzen. Karl August starb infolge eines Schlaganfalles zu Graditz bei Torgau auf der Rückkehr von Potsdam den 14. Juni 1828. Goethe zog sich trauernd nach dem einsamen Dornburg bei Jena zurück, wo er in betrübten Tagen seit dem Tode seiner Schwester häufig weilte. Noch zum Jahreswechsel hatte er den Großherzog bei der Rückkunft aus England in „Verehrung, Lieb' und Treue begrüßt", jetzt mußte er ihn beweinen. In Dornburg weilte er vom 7. Juli bis 12. September 1828 und gewann dort wieder die nötige Fassung und sogar noch die Lust zur lyrischen Dichtung. Am 25. August entstand das tiefgefühlte Stimmungsbild: „Dem aufgehenden Vollmonde" mit der Schlußpointe:

„Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht,"

und später das an die Örtlichkeit anknüpfende Lied: „Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten Nebelschleiern sich enthüllen," welche die allmählige Fassung des Dichters im Ausblick auf die Zukunft verkünden. Er hatte schwere Schicksalsschläge zu überdauern. Am 6. Jänner 1827 war bereits Frau von Stein im 85. Lebensjahre verstorben, mit der ihn die Freundschaft des Alters verband. In ihren letzten Lebensjahren ging sie, ein Hündchen an der Leine führend, gebückt durch Weimars Straßen. Vor ihrem Tode verordnete sie, daß ihre Leiche nicht an Goethes Hause vorübergetragen, sondern auf einem Umwege zur letzten Ruhestätte gebracht werde. So sah der Dichter Blatt um Blatt vom Baume fallen; 1830 starb auch die

Großherzogin Luise und sein Sohn August, welcher in Rom auf dem protestantischen Friedhofe neben der Pyramide des Cestius, wo einst sein Vater sinnend gestanden, den ewigen Frieden fand. August, der auch unter dem Namen Adoro dichtete, war ein excentrischer Mensch, aber jedenfalls besser geartet, als ihn der schlesische Dichter Karl von Holtei geschildert. Er teilt sich mit Byron in die Gestalt des „Euphorion" im zweiten Teile des „Faust." Mit Goethes Enkelkindern erlosch die Familie des großen Dichters; das „Archiv" ging 1885 in den Besitz der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar über, welche die Schätze desselben dem deutschen Volke zugänglich macht und dadurch erst eine Übersicht über Goethes überall eindringende Thätigkeit ermöglicht. Die Weimarer Monumentalausgabe der Werke des Dichters ist im Gange; ihr liegt die Ausgabe letzter Hand (C) zu Grunde, welche der alte Goethe mit Hilfe Riemers und Eckermanns in den Jahren 1827—30 besorgte. Dem Rate seiner Gehilfen, nach dem Beispiele Körners die historische Reihenfolge der Gedichte zu wählen, folgte er nicht, obwohl er in den letzten Jahren selbst bei neuen Erzeugnissen seiner Muse oft Veranlassung und Entstehungszeit beizufügen pflegte.

In stiller Zurückgezogenheit beging er am 28. August 1829 die Feier seines 80. Geburtstages, zu welcher ihm aus Nähe und Ferne die verschiedensten Huldigungen zu teil wurden. Zahlreiche Besucher kamen nach Weimar, um den „Jubilar" zu sehen. Bedeutend war das Erscheinen des polnischen Romantikers Mickiewicz mit seinem Freunde

mehr lange besitzen. Karl August starb infolge eines Schlaganfalles zu Graditz bei Torgau auf der Rückkehr von Potsdam den 14. Juni 1828. Goethe zog sich trauernd nach dem einsamen Dornburg bei Jena zurück, wo er in betrübten Tagen seit dem Tode seiner Schwester häufig weilte. Noch zum Jahreswechsel hatte er den Großherzog bei der Rückkunft aus England in „Verehrung, Lieb' und Treue begrüßt", jetzt mußte er ihn beweinen. In Dornburg weilte er vom 7. Juli bis 12. September 1828 und gewann dort wieder die nötige Fassung und sogar noch die Lust zur lyrischen Dichtung. Am 25. August entstand das tiefgefühlte Stimmungsbild: „Dem aufgehenden Vollmonde" mit der Schlußpointe:

„Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht,"

und später das an die Örtlichkeit anknüpfende Lied: „Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten Nebelschleiern sich enthüllen," welche die allmählige Fassung des Dichters im Ausblick auf die Zukunft verkünden. Er hatte schwere Schicksalsschläge zu überdauern. Am 6. Jänner 1827 war bereits Frau von Stein im 85. Lebensjahre verstorben, mit der ihn die Freundschaft des Alters verband. In ihren letzten Lebensjahren ging sie, ein Hündchen an der Leine führend, gebückt durch Weimars Straßen. Vor ihrem Tode verordnete sie, daß ihre Leiche nicht an Goethes Hause vorübergetragen, sondern auf einem Umwege zur letzten Ruhestätte gebracht werde. So sah der Dichter [illegible] um Blatt vom Baume fallen; 1830 starb auch die

Goethe unterhielt sich mit demselben über französische und polnische Litteratur, hatte ein anerkennendes Wort auch für den französischen Neuromantiker Victor Hugo, mahnte aber zu Maßhaltung und Selbstzucht, deren jede „nationale" Dichtung dringend bedürfe. Von der polnischen Litteratur bedauerte er, daß ihm die Schätze derselben nicht so zugänglich seien, wie andere Denkmale des geistigen Lebens der Völker, und empfahl für einen polnischen Dramatiker besonders die Gestalt „Kasimirs des Mönches" aus dem 11. Jahrhundert zur Bearbeitung. Im Jahre 1829 empfing er auch die musikalisch hochbegabte Karoline Perthaler, 1830 Felix Mendelssohn, dessen Briefe nun ebenfalls veröffentlicht sind, und den Wiener Dramaturgen Deinhardstein. Dieser hat dann in den „Skizzen einer Reise" Bericht erstattet, ohne jedoch Goethes Prolog zu seinem „Hans Sachs" zu erwähnen. Der schriftliche Verkehr Goethes war sehr ausgedehnt, da er von allen Seiten mächtig angeregt wurde. Wer nicht selbst nach Weimar kommen konnte, schickte wenigstens Schriften und Briefe; Heine hatte sich bereits Ende 1821 an ihn gewandt. Weimar war thatsächlich der Mittelpunkt der Litteratur. Goethe arbeitete die letzten Jahre mit wachsendem Eifer an der Vollendung des „Faust". Von kleineren Gedichten mögen erwähnt werden „Der Bräutigam," welches 1829 in der von Ottilie von Goethe herausgegebenen Zeitschrift „Chaos" erschien, und „Das Vermächtnis," womit er zuerst das zweite Buch des „neuen Geschlings" der „Wanderjahre" schloß und seine Naturanschauung in die Worte faßte:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte Dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt."

Im Juni 1829 erschienen endlich „Wilhelm Meisters Wanderjahre" in der neuen Gestalt. Die Dichtung hängt mit den „Lehrjahren" eigentlich nicht streng organisch zusammen, indem hier nur die Wanderungen eines gereiften Weltbürgers beschrieben werden, so daß sich zum ersteren Werke häufig ein lehrhafter Gegensatz ergiebt. Das Ganze ist kein Roman, sondern nur eine Sammlung kleiner, teilweise entlehnter Novellen, mit denen Goethe schon seit Jahren beschäftigt war und bei guter Laune Gesellschaften zu unterhalten pflegte. Mit erzählenden Skizzen und Märchen, wovon er das erwähnte Jugendmärchen in „Dichtung und Wahrheit" einschob, trug er sich seit dem Anfang des Jahrhunderts, die schöne Melusine hatte er ja schon in der Laube zu Sesenheim erzählt. Eine innere Verbindung der verschieden zusammengerafften „Wanderjahre" mit den „Lehrjahren" gelang nicht, und so ist die äußere Verknüpfung der einzelnen Geschichten ebenfalls nur lose. Den Anstoß zu solcher Art der Darstellung empfing er von den Romantikern, besonders von L. Tieck, der ihn durch seine „Gartenwochen" nach dem Beispiele des Spaniers Cervantes die bequeme Verwendung kleiner Anekdoten und Erzählungen lehrte. „Das nußbraune Mädchen" ist nach Düntzers Urteil die erste deutsche Dorfgeschichte. Die

neueren idyllischen Novellisten haben aus Goethes Werk manches gelernt, namentlich die hübsche Abrundung. Die Vision Nataliens ist aber wohl das wunderlichste Gebilde Goethe'scher Phantasie. Die Einleitung gleicht dem idyllischen Bilde im „Wanderer." Über anderes wurde bereits gehandelt, so daß ich hier kurz sein kann, nachdem eine Darstellung des Inhalts den verfügbaren Raum überschritte. Als Hauptidee des Werkes, wenn schon davon die Rede sein kann, dürfte der Satz gelten: „Suche jeder, wie er's treibe." In künstlerischer Hinsicht jedoch hat Goethe hier den Weg der Alten eingeschlagen, indem er den Gegenstand selbst darstellte und objektiv anschaulich machte. Die Lesewelt verhielt sich gegen die „Wanderjahre" völlig gleichgiltig, ja sie griff sogar lieber zu den „falschen Wanderjahren," welche um dieselbe Zeit der Pastor Pustkuchen in Halberstadt publizierte. Zu den bekanntesten Lobrednern der Goethe'schen Dichtung gehörten Sulpiz Boisserée, der große Kunstkenner, und Varnhagen von Ense, der dieselbe im letzten Hefte von „Kunst und Altertum" rühmte. Mit dem ersteren blieb Goethe bis an sein Lebensende freundschaftlich verbunden; er sandte ihm seine am 3. März 1830 gedichtete Parabel „Die Originalen" zu, welche eine freundliche Ermunterung an die Maler ausdrückte, sich mit seinen Dichtungen künstlerisch zu beschäftigen. Dies ist in größerem Maße erst in der neueren Zeit geschehen. Den nimmermüden Dichter befiel dann wieder eine Krankheit. Ein Blutsturz, der ihn nach Erhalt der Todesnachricht seines Sohnes befiel, brachte ihn an den Rand des Grabes, doch

siegte seine kräftige Natur noch einmal über die körperlichen Leiden. Im Juli 1831 beendete er den „Faust“ und schloß die Selbstbiographie ab. Er hielt sein Lebenswerk für vollbracht und blickte heiter vor und zurück in die Zeit, welcher er das Gepräge verliehen. Selbstbewußt konnte er darum in den „Zahmen Xenien“ seinen Freunden und Feinden sagen:

„Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten.“

Der öffentlichen Feier seines 82. Geburtstages wich er aus und verweilte sechs Tage, die heitersten des ganzen Sommers, in dem erinnerungsreichen Ilmenau. Noch rüstig erstieg er den Gickelhahn und „rekognoszierte“ die Inschrift auf dem Bretterhäuschen, das die fast verwischten Verse des schönen Nachtliedes vom 6 September 1780 trug. Er frischte die Schrift auf, indem er sich die Verse langsam und deutlich vorsprach; bei den Worten „Warte nur, balde ruhest Du auch“ quollen Thränen aus seinen Augen und er schluchzte vernehmlich. Es war sein letzter Geburtstag. Das Jagdhäuschen mit Goethes Versen ging am Morgen des 12. August 1870 infolge Unvorsichtigkeit beerensuchender Hirten in Flammen auf, wurde aber seither in früherer Gestalt wieder hergestellt.

Der „alte Herr“ gönnte sich jedoch keine Rast. Größere Pläne entwarf er in der klaren und ruhigen Voraussicht des baldigen Endes nicht mehr, aber er suchte nach Möglichkeit abzuschließen und sich nützlich zu beschäftigen. Noch im Jahre seines Todes machte er anatomische Studien und

führte im Jänner und Februar 1832 mit Boisserée in München eine Correspondenz „Über den Regenbogen", die wir in den Nachträgen zur Farbenlehre finden. Es erscheint wie eine ahnungsvolle Prophezeiung des Dichters von der einstigen Weltversöhnung, wenn er sich am Vorabende seines Hinscheidens mit dem Friedenszeichen beschäftigt und die Verse in Erinnerung bringt, die er auf dasselbe vor etlichen Jahren gedichtet:

„Frohe Zeichen zu gewahren,
Wird der Erdkreis nimmer müde;
Schon seit vielen tausend Jahren
Spricht der Himmelsbogen: Friede!"

Und nun wollen wir, bevor von Goethes Ableben gesprochen wird, seine Lebensdichtung angehen, in welcher er denselben Gedanken einer friedlichen Lösung des großen Rätsels der Menschheit behandelt hat.

§ 12. Faust. Goethes Tod. Rückblick und Ausblick.

Sechzig Jahre hat Goethe an der Tragödie „Faust" gebaut. Ein Werk, welches mehrfach unterbrochen und wieder aufgenommen, dessen Plan sogar unter der Zeit geändert worden, muß notwendigerweise der strengen Einheitlichkeit entbehren. Der Dichter hat in verschiedenen Epochen seines bewegten Lebens daran gezimmert, und zwar so, daß er je nach Stimmung Szenen ausarbeitete, einschob und herausnahm, und oft nach vorwärts und nach rückwärts ausfüllen mußte, um den Zusammenhang herzustellen. „Faust" entstand demnach in ähnlicher Art wie die homerischen Epen und das Nibelungenlied. Der ursprüngliche Plan, der den 20 Szenen des ersten Teiles zugrunde lag, war ein anderer als derjenige des Schemas von 1798, der zweite Teil ist auch in einer anderen Stilart gehalten als der Urfaust. Deshalb stellte Goethe 1797 die „Zueignung", das „Vorspiel auf dem Theater" und den „Prolog im Himmel" voraus, um einigermaßen die Schwächen der Konzeption zu verdecken; den Mephisto mußte er vertiefen und aus dem gewöhnlichen Verführer zum Träger des bösen Prinzips machen. Es wäre um die Dichtung übel bestellt, wäre sie einseitig als Drama aufzufassen, aber „Faust" ist kein Drama, sondern eine Geschichte des Menschen

in dramatischer Form, halb Mysterium, halb Drama, von epischen und lyrischen Einlagen unterbrochen, mit litterarischen Satiren und philosophischen Ideen durchsetzt. Es ist die Vereinigung und der Gipfel aller Poesie, eine Dichtung, die in der Weltlitteratur nichts gleiches hat. Vom engeren Standpunkte aus wird man allerdings Goethes Faustidee verschoben finden und nicht schwer erweisen können, daß der erste Teil des Gedichtes infolge des vorausgeschickten Prologs im Widerspruch mit der vorgeführten Handlung stehe und daß im Urfaust Goethes die Faustidee der Sage liege[152]); nimmt man jedoch den höheren und freieren Standpunkt in der Beurteilung der Faustdichtung ein, so wird das Urteil anders fallen. Dann ist sie, von einigen unbedeutenden Narben abgesehen, einheitlich. Goethe schreibt die Geschichte des ganzen Individuums und stellt das Genie in Gegensatz zum Dasein. Sein Faust erstrebt kein Einzelnes, sondern fordert zum Unterschiede von „Götz" und „Egmont" das ganze Leben in einer stark gesteigerten Form und mit dem ganzen Wollen eines idealen Charakters. Das Spiel ist frei, weil der Zusammenhang mit der Welt unterbrochen, kein rein persönliches Motiv mehr vorhanden ist, Goethes Helden aber sind im antiken Sinne unfrei, weil sie wollen müssen, sie sind der sittlichen Schuld entrückt, weil nur ihr Dasein ihre tragische Schuld ist[153]). Infolgedessen fällt Fausts Gang durch die kleine und große Welt mit allen Sprüngen und Abwegen unter den einen Gesichtspunkt der geistigen Ideeneinheit. Die Frage, ob Faust überhaupt so streben darf,

ist gegenstandslos; da er existiert, hat er das Recht zu streben, sein Titanismus lehnt den Glauben mit innerer Notwendigkeit ab, weil er dem Forschungstriebe entgegengesetzt ist, und mit prometheischem Trotze dürfte er selbst „Gott" zurufen: Warum hast Du mich zum Menschen gemacht? Er sucht mit seinem Unendlichkeitsstreben die Grenzen irdischer Beschränkung zu durchbrechen, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. Mit diesem tragischen Zwiespalt geht er durchs Leben wie Goethe, der im „Faust" seine gesamte Lebenserfahrung kodifiziert hat. Die Tragödie ist aus dem Individualismus des 18. Jahrhunderts hervorgegangen. Faust ist der Repräsentant des modernen Kulturmenschen mit seinem genialischen Streben, wozu ihn bereits Lessing gestempelt hat. Darf er schon aus diesem Grunde nicht untergehen, so kommt dazu noch Goethes Grundgedanke einer überall befreienden Idee, welche seine nachitalienischen Werke zum guten Ausgange zu führen pflegt.

Die Faustidee selbst ist so alt als das Menschengeschlecht. Die geheimnisvollen Vorgänge im Weltall führten die Naturvölker zur Vergötterung der Naturkräfte. Man suchte sie zu erklären und ihre Wirkungen nachzuahmen durch Zauberei. Schon das Altertum war davon erfüllt. Im christlichen Zeitalter erscheint Simon Magus als hervorragender Typus, der bereits wesentliche Züge der Faustsage trägt; das Mittelalter läßt seine Zauberer mit Gottes Hilf und Gnade und die Fürbitte der Heiligen gerettet werden, aber die Reformation, welche den Wert der Reue und die Gnadenlehre verwarf, gab der Sage einen herberen

Zug, indem Faust vom Teufel geholt wird. Die Humanisten suchten in das Mysterium der Natur mittelst eines geheimnisvollen „Schlüssels“ einzudringen und ihre Nachfolger beschäftigten sich gerne mit solchen Problemen, um sich die Natur dienstbar zu machen, daher die Zitierung des Erdgeistes als des Trägers der Naturgeheimnisse. In der Reformationszeit wurden die alten Zaubergeschichten auf eine historische Persönlichkeit übertragen, nämlich auf den Doktor Johann Faust, aus Knittlingen in Schwaben oder aus Rod bei Weimar gebürtig und Sohn eines Bauern. Er studierte in Krakau die natürliche Magie und durchzog dann als Zauberkünstler und Wunderdoktor Europa. In Venedig machte er den Versuch zu fliegen, in einem Kloster ließ er eine Katze mit Blechschuhen zurück, in Basel zeigte er die seltsamen Vögel der neuen Welt und in Innsbruck produzierte er sich vor Kaiser Karl V. Er führte einen gelehrigen Pudel und ein dressiertes Pferd mit sich. In Deutschland verschaffte ihm die Gunst des Franz v. Sickingen das Rektorat zu Creuznach an der Nahe, dann wurde er Professor zu Erfurt und zauberte dort den Studenten die homerischen Helden vor. Im Jahre 1516 richtete er bei dem bekannten Abte Johannes Entenfuß eine „Faustküche“ ein, hierauf erschien er zu Wittenberg. Um 1530 verschwindet er. Melanchthon erzählt, in einer Nacht habe seine Seele der Teufel geholt, am Morgen fand man seinen Leichnam mit umgedrehtem Halse. Zur Herbstmesse 1587 erschien bei Spieß zu Frankfurt a. M. das erste Faustbuch, welchem dann zahlreiche Nachdrucke

und Auszüge und 1593 ein zweiter Teil, vom Famulus Wagner handelnd, folgten. Aus dem Pfizer'schen Auszug des Faustbuches entstanden die Volksbücher, welche Goethe schon in der Jugend kannte. Neben diesem prosaischen Faust gab es aber auch einen poetischen. Der Engländer Christoph Marlowe dramatisierte den Faust und gab ihm eine charakteristische Gestalt. Mit den englischen Komödianten kam das Stück auch nach Deutschland, wo im 17. Jahrhundert das Volksschauspiel vom Doktor Faust entstand und vielen Anklang fand. Im französierenden, aufgeklärten 18. Jahrhunderte mit seiner souveränen Verachtung des Volkstümlichen erschien das Drama nur noch als Puppenspiel, wie es der junge Goethe kennen lernte, der also von beiden Seiten her angeregt war. In Straßburg ging ihm der Sinn für deutsche Baukunst und unter Herders Einfluß für volkstümliche Dichtung auf. Hier mag er sich schon mit bestimmten Entwürfen getragen haben, und 1773—75 entstanden die angeführten 20 Szenen. In Weimar ruhte die Arbeit, auf der italienischen Reise änderte sich dann seine Kunstanschauung und sein Stil. In der Villa Borghese entstand, angeregt durch eine neapolitanische Zauberballade, die „Hexenküche", aber er konnte sich in den ganzen Ton des älteren Faust nicht mehr finden. Die (13.) Szene „Wald und Höhle" ist sprachlich und metrisch schon ganz im klassischen Stile der „Iphigenie" gehalten. Der naturalistische Stil der Gretchenszenen war dem Idealstil der „Iphigenie" eben fremd. Erst durch die Balladendichtung des Jahres 1797 wurde er wieder auf den „Dunst- und Nebelweg" des

Volkstümlichen geführt. Die „schwankenden Gestalten" seiner Jugend nahten sich ihm und im „Prolog" entwarf er nach dem Muster des Buches Hiob den neuen poetischen Plan. Das Weitere wurde bereits an seiner Stelle flüchtig angemerkt. Im Sommer 1831 erhielt die ganze Dichtung einen Schluß, ein „Notdach" zwar nur, weil die Frage überhaupt als eine transzendentale hienieden nicht beantwortet werden kann, aber doch den einzig denkbaren Abschluß in dem Verweise auf die befreiende Aussicht ins Jenseits; 1833 erschien der ganze „Faust" im Drucke.

Goethes Dichtung ist in wesentlichen Punkten etwas Neues. Der erste Teil des „Faust" bringt vornehmlich die „Tragödie des Weibes" zur ergreifenden Darstellung. Im großen Eingangsmonologe, welcher in der Form strenge Nachahmung des Hans Sachs zeigt, erscheint Faust als alternder, an sich selbst verzweifelnder Gelehrter in der hochgewölbten, gothischen Studierstube mitten unter Büchern und anderm Hausrat der Urväter. Das Studium aller vier Fakultäten hat ihn zur Kant'schen Erkenntnis geführt, daß wir nichts wissen können. Nun sucht er durch Magie zum Ziele zu gelangen und die Geheimnisse der Natur zu ergründen, er zitiert den Erdgeist, den er jedoch nicht ertragen kann, weil er ihm nicht gleicht.[154]) Da stört ihn sein Famulus Wagner, der „trockne Schleicher", und leitet ihn durch sein dünkelhaft-beschränktes Gespräch zur Erkenntnis zurück, daß er ein „Zwerg" und sein Sehnen nicht zu stillen sei. Er greift zur Giftphiole, um, des Leibes ledig, zur transzendentalen Wahrheit zu kommen. Doch der Klang

der Osterglocken und der feierliche Chorgesang in der anstoßenden Klosterkirche rufen ihn mit einer zarten Erinnerung an seine Jugend wieder ins Leben zurück. Allein er findet, daß der holde Glaube der Kindheit entschwunden, der kein Wissen bringt und doch beseligt. Faust ist kein starker Logiker, sondern ein hochentwickelter Sinnen- und Gemütsmensch, der zwar an Gott nicht glauben will, aber von kirchlichen Eindrücken der Jugend und vom Gespensterglauben der Alten sich nicht losmachen kann. In der zweiten Szene — „Vor dem Thor" — treffen wir ihn und Wagner am Ostertage auf einem Spaziergange im Freien, wo sich munteres Volk vergnügt. Der Gegensatz zwischen den Gelehrten und dem naiv genießenden Landvolke tritt bezeichnend hervor. Faust fühlt aufs neue die zwei Seelen in seiner Brust, die sich von einander trennen wollen und doch nicht trennbar sind, weil sie seine Existenz bedeuten. Er sieht nun einen schwarzen Pudel „durch Saat und Stoppel streifen", der sich in Kreisen naht und von Faust nach Hause genommen wird. Dieser fühlt in der folgenden Szene Menschen- und Gottesliebe in sich quellen, er greift zum johanneischen Evangelium und beginnt zu übersetzen, der Pudel knurrt und nimmt eine immer abenteuerlichere Gestalt an, um Fausts Aufmerksamkeit zu erregen. Nun folgt der Beschwörungsaktus, Mephisto tritt als fahrender Scholar hinter dem Ofen hervor — das erregende Moment der Handlung. Noch 1800 hatte Goethe die Absicht, den bösen Geist, der stets verneint, durch einen großen Disputationsaktus einzuführen. Die Beschwörung ist etwas rein Äußer-

Volkstümlichen geführt. Die „schwankenden Gestalten" seiner Jugend nahten sich ihm und im „Prolog" entwarf er nach dem Muster des Buches Hiob den neuen poetischen Plan. Das Weitere wurde bereits an seiner Stelle flüchtig angemerkt. Im Sommer 1831 erhielt die ganze Dichtung einen Schluß, ein „Notdach" zwar nur, weil die Frage überhaupt als eine transzendentale hienieden nicht beantwortet werden kann, aber doch den einzig denkbaren Abschluß in dem Verweise auf die befreiende Aussicht ins Jenseits; 1833 erschien der ganze „Faust" im Drucke.

Goethes Dichtung ist in wesentlichen Punkten etwas Neues. Der erste Teil des „Faust" bringt vornehmlich die „Tragödie des Weibes" zur ergreifenden Darstellung. Im großen Eingangsmonologe, welcher in der Form strenge Nachahmung des Hans Sachs zeigt, erscheint Faust als alternder, an sich selbst verzweifelnder Gelehrter in der hochgewölbten, gothischen Studierstube mitten unter Büchern und anderm Hausrat der Urväter. Das Studium aller vier Fakultäten hat ihn zur Kant'schen Erkenntnis geführt, daß wir nichts wissen können. Nun sucht er durch Magie zum Ziele zu gelangen und die Geheimnisse der Natur zu ergründen, er zitiert den Erdgeist, den er jedoch nicht ertragen kann, weil er ihm nicht gleicht.[154]) Da stört ihn sein Famulus Wagner, der „trockne Schleicher", und leitet ihn durch sein dünkelhaft-beschränktes Gespräch zur Erkenntnis zurück, daß er ein „Zwerg" und sein Sehnen nicht zu stillen sei. Er greift zur Giftphiole, um, des Leibes ledig, zur transzendentalen Wahrheit zu kommen. Doch der Klang

der Osterglocken und der feierliche Chorgesang in der anstoßenden Klosterkirche rufen ihn mit einer zarten Erinnerung an seine Jugend wieder ins Leben zurück. Allein er findet, daß der holde Glaube der Kindheit entschwunden, der kein Wissen bringt und doch beseligt. Faust ist kein starker Logiker, sondern ein hochentwickelter Sinnen- und Gemütsmensch, der zwar an Gott nicht glauben will, aber von kirchlichen Eindrücken der Jugend und vom Gespensterglauben der Alten sich nicht losmachen kann. In der zweiten Szene — „Vor dem Thor" — treffen wir ihn und Wagner am Ostertage auf einem Spaziergange im Freien, wo sich munteres Volk vergnügt. Der Gegensatz zwischen den Gelehrten und dem naiv genießenden Landvolke tritt bezeichnend hervor. Faust fühlt aufs neue die zwei Seelen in seiner Brust, die sich von einander trennen wollen und doch nicht trennbar sind, weil sie seine Existenz bedeuten. Er sieht nun einen schwarzen Pudel „durch Saat und Stoppel streifen", der sich in Kreisen naht und von Faust nach Hause genommen wird. Dieser fühlt in der folgenden Szene Menschen- und Gottesliebe in sich quellen, er greift zum johanneischen Evangelium und beginnt zu übersetzen, der Pudel knurrt und nimmt eine immer abenteuerlichere Gestalt an, um Fausts Aufmerksamkeit zu erregen. Nun folgt der Beschwörungsaktus, Mephisto tritt als fahrender Scholar hinter dem Ofen hervor — das erregende Moment der Handlung. Noch 1800 hatte Goethe die Absicht, den bösen Geist, der stets verneint, durch einen großen Disputationsaktus einzuführen. Die Beschwörung ist etwas rein Äußer-

liches. Faust glaubt zwar weder an Hölle noch Teufel, aber er hält in dem Pudel einen Elementargeist verborgen im Sinne des 16. Jahrhunderts. Um ihn in das „Meer des Wahnes" einzugaukeln, läßt ihn Goethe von unsichtbaren Geistern umschweben und durch „süße Traumgestalten" bethören. Dieses Element der Szene im Studierzimmer darf daher nicht übersehen werden. Ein scheinbarer Widerspruch in dem Wesen des Mephistopheles ist es, daß er von sich selbst sagt, er sei ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft; er löst sich jedoch leicht, wenn man denkt, daß er als höllischer Geist unfrei ist und das Gute durch das Böse verwirklichen helfen m u ß. Seine Worte sind hier gleichsam Selbstironie. Nach dem Prolog ringt er nicht so sehr mit Faust, als mit Gott, und ist völlig unfähig, die Folgen einer That zu erwägen.[155])

In der nächsten Szene im Studierzimmer erscheint Faust wieder mißgestimmt, denn der Geisterspuk hat ihn hilflos gesehen und sich selbst überlassen. Mephistopheles tritt hingegen als Humorist auf in der Tracht eines schmucken Junkers. Es kommt zum Pakt. Der böse Geist hat sich im „Prolog im Himmel" dem „Alten" gegenüber geprahlt, er werde den Faust so erniedrigen, daß er ihm elenden Quark aus der Hand fresse. Faust selbst bietet er nun einen Vertrag auf Gegenseitigkeit; dieser aber geht nur auf die Wette ein, ihm oder irgend jemand zu gehören, wenn er zum Augenblicke sage: „Verweile doch! Du bist so schön!" Er anerkennt also nur diesseitige Motive, um den Vertrag

zu ſchließen, da ihm des Teufels Künſte vielleicht doch nützlich werden könnten. Demgemäß liegt alſo Fauſts Rettung ſchon hier angedeutet. Er ſcheint den Pakt gar nicht recht ernſt zu nehmen und bedient ſich nur des „liebenswürdigſten aller Teufel", um überhaupt handeln zu können.[156]) Mephiſto will den Fauſt zunächſt aus dem „Marterort" der Studierſtube hinausführen ins gewöhnliche Leben und ihn „durch flache Unbedeutenheit ſchleppen", damit er im Sinnengenuſſe der kleinen Welt zugrunde gehe. Fauſt macht Toilette zur Fahrt, indeſſen Mephiſto mit dem Schüler ſich unterhält. Dann fahren ſie durch die Lüfte davon. Das Ausbreiten des Mantels und die Luftfahrt iſt ein dem Wodanmythus entnommener Zug der Fauſtſage. Triumphierend ruft Mephiſto dem Fauſt zu: „Ich gratuliere Dir zum neuen Lebenslauf!" Die 5. Szene ſpielt in Auerbachs Keller in Leipzig und iſt vor dem September 1775 gedichtet; am 17. September 1775 ſetzte Goethe Branders Rattenlied ein. Die noch derbere Flohballade klingt an Schubarts Fabel „Hahn und Adler" an, das Naſenabſchneiden kommt ſchon bei Pfizer vor. Goethe hat übrigens manches Motiv direkt aus dem Volksmunde geſchöpft; an dieſer Szene dürften auch Erinnerungen an die Ulke der Leipziger Studenten kleben. Fauſt findet an dem tollen Treiben der platten Burſche und des Mephiſto keinen Gefallen. Nun wird er in der Hexenküche verjüngt und für Cupidos Lockungen empfänglich gemacht; im Spiegel hat er ein ſchönes Frauenbild geſchaut. Mephiſto führt ihm hierauf das ſchöne Gretchen zu. Die Tragödie dieſes Weibes iſt die ſchönſte

und großartigste Schöpfung Goethe'scher Muse, Gretchen selbst seine naturwahrste und vollendetste Figur, schon in der sprachlichen Darstellung ein Meisterwerk. Der Realismus des „Götz" erscheint mit dem Idealismus „Iphigeniens" vermählt. Wilhelm Scherer sagt darüber: „Gretchens rührende Gestalt ist wesentlich in dieser Schicht von Goethes Stylentwicklung noch zu Frankfurt ausgebildet, und nie hat er Größeres geschaffen, nie das Ideal der Unschuld, Einfalt, Herzenskraft und Liebesfülle glaubwürdiger vergegenwärtigt: die herbe Jungfräulichkeit des Anfangs — in der Szene auf der Straße —, der Duft der Reinheit, der sie umweht, die Hoheit der Niedrigkeit, die kleine Welt häuslicher Verrichtungen, die sie ausfüllt, der Instinkt der Weiblichkeit, mit dem sie das Schwesterchen pflegt, die natürliche Anmut, mit der sie ihr Herz enthüllt, die naive Putzsucht des Mädchens aus dem Volke, die Freude am Gold und der sehnsüchtige Seufzer der Armut, aber auch die ersten Schatten, die über diese spiegelklare Seele fliegen, die Unruhe, in die sie Fausts kecke Anrede versetzt, die Ahnung einer Gefahr, das unwillkürliche Beben vor Mephisto, die fromme Angst um das Seelenheil des Geliebten, die Sehnsucht und die Hingebung, die Unfähigkeit, ihm etwas zu versagen, und alles, was daraus folgt: Wahnsinn, Kerker und Tod. Ein schaudervoller Weg vom Idyllischen zum Tragischen! Der Zauber der Unschuld bleibt über sie ausgegossen mitten in der Schuld; welche unbegreifliche Kunst des Dichters! Nirgends regt er kleinliche Rührung an, nirgends verhüllt er, nichts schwächt er ab, und doch gießt

er uns eine Liebe zu diesem Geschöpfe ins Herz, mit der man nur das Reine lieben kann. Er scheint sie an der Brust zu halten wie ein Vater, der seine sündige Tochter nicht verstoßen kann und trotz allem an sie glauben muß. Das erhabene Verzeihen der Humanität ruht mit vollem milden Glanze auf dieser „guten Seele", wie es im zweiten Teile heißt, „die sich einmal nur vergessen, die nicht ahnte, daß sie fehle." Shakespeares Ophelia gab das erste Vorbild; aber wie hoch ist Gretchen über sie hinausgewachsen! Um wie viel ehrfürchtiger neigte sich der Schüler Klopstocks vor dem Weibe, als der Zeitgenosse Elisabeths von England!" Goethes Gretchen ist als poetisches Kunstwerk weder vorher noch nachher einmal erreicht worden, eine zweite Kerkerszene dürfte nie wieder entstehen. Der gewaltigen, erschütternden Tragik verstand Goethe aber auch den befreienden, versöhnenden Ausgang im Gedanken göttlicher Erbarmung entgegenzustellen, er hat gerade hier die wertvollsten Perlen christlicher Dichtung eingestreut. Ich halte es für keine überflüssige Wiederholung zu behaupten, daß diese Dichtung am meisten zur Überwindung konfessioneller Vorurteile zwischen Katholiken und Protestanten beigetragen hat. Goethes „Faust" führt uns durch die ganze menschliche Empfindungswelt hindurch; auch sprachlich finden wir hier alle wichtigeren Töne vom platten Witze Mephistos und der Hexe bis zu den erhabenen Klängen des hohen Liedes, die wir übrigens bereits in der „Pandora" vernehmen, in einer gewaltigen Reihe an. Während einerseits die Sprache eine so hohe ist, daß sie fremden Über-

setzern unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, ist die Umgangssprache der Gebildeten Deutschlands mit Bildern und Redewendungen aus „Faust" durchsetzt. Goethes Werk ist eine Universaldichtung; alle andern Faustdichtungen sind nur „Kinderfäuste gegen Goethes Riesenfaust". — Im ersten Teile findet auch die heiße Sehnsucht der Sturm- und Drangzeit nach Natur und Ursprünglichkeit beredten Ausdruck.

Echt naturalistisch ist die Szene „am Brunnen" zwischen Gretchen und Lieschen, sie bereitet auf die Zwingerszene vor, wo Gretchen zerknirscht zur Gottesmutter fleht und ihr Bild bekränzt. In der folgenden Nachtszene wird Gretchens braver Bruder Valentin getötet, er stirbt unter Verwünschungen auf seine Schwester; der Fluch Valentins erinnert an eine alte Polizeiverordnung des 15. Jahrhunderts. In der „krassen" Domszene hört Gretchen aus dem Strafgesang des Thomas von Celano ihr Urteil und wird durch den „bösen Geist", den nagenden Wurm des Gewissens, gequält, der sich sehr wirksam gerade bei den Exequien der Mutter als warnende und rächende innere Stimme vernehmen läßt.[157]) Faust ist nach dem Tode Valentins geflohen, Mephistopheles führt ihn zur tollen Walpurgisnacht auf den Brocken, um den seelisch Gemarterten durch niedere Sinnlichkeit zu zerstreuen. Eines besonderen Motivs, warum Faust das arme Gretchen verläßt, bedarf es nicht, sein Handeln ist innerlich durch das Verhältnis zum bösen Geiste und äußerlich durch den Gang der Ereignisse bedingt. Es pflegt ja im menschlichen Leben auch häufig so zu gehen. Die „deutsche Walpurgisnacht" (1800–1) sollte in drei Stufen

geführt werden, ist aber nicht fertig geworden und durch litterarische Satiren übel ergänzt. Der Walpurgisnachtstraum unter dem Titel „Oberons und Titanias goldne Hochzeit" 1797 für Schillers Musenalmanach als eine Art Fortsetzung der „Xenien" gedichtet, füllt die Lücke des Intermezzos aus, um Stimmung zu machen. Zwischen diesem und der Prosaszene „Trüber Tag" liegt Fausts Reue. Durch Mephisto hat er erfahren, daß Gretchen, die ihr Kind getötet und die Mutter vergiftet, im Kerker sei und der Hinrichtung harre; in dem Spektakel der Hexennacht hat er auch eine Vision von Gretchen, und nun will er sie retten. Den Schluß des ersten Teiles bildet die ergreifende Kerkerszene, Goethes genialste Leistung auf dem Gebiete des Dramas. Gretchen ist geistesirre, nur auf Augenblicke kehrt ihr im Gegensatze zu Ophelia das Bewußtsein wieder, und in diesen graut's ihr vor Faust, den der Dichter wohl aus dem Grunde Heinrich nennt, weil der überlieferte Name Johann als Bedientenname und auch sonst — man denke an Hanswurst und Hans Arsch von Rippach — zu niedrig war. Es liegt nahe, an Heinrich Merck zu denken, der zum Mephisto Modell stand, soweit dieser Teufel überhaupt menschliche Züge trägt. Für die Gretchen-Katastrophe war Wagners „Kindsmörderin" und ein Straßburger Ereignis vorbildlich, den Rest ergänzte der Dichter aus seiner Phantasie, aber an Friedrike Brion ist nicht zu denken. Die Kerkerszene zeigt, daß Gretchen freiwillig ihr Verbrechen sühnen will; sie folgt darum Faust, der sie durch des Mephisto Kunst zu befreien sucht, nicht und wendet sich

vor dem Gerichte Gottes an die ewige Gnade. Daher wird sie gerettet. Der Schluß, später angefügt, deutet auf die ähnliche Errettung des Faust voraus. Die Stelle hat offenbar diese Absicht, ohne gerade eine „katholisierende Tendenz" verfolgen zu wollen. Die „Gnade" ist bei Goethe als die unbegrenzte Liebe zu denken. Wie Christus zur büßenden Magdalena dürfte Goethe zum Gretchen sagen: „Sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben werden." Durch den raschen Abschluß der Gretchen-Tragödie wird der Faden der Handlung durchschnitten, so daß der Dichter durch den Anruf des Mephisto an Faust: „Her zu mir!" auf eine Fortsetzung derselben hinweisen muß. Das Trauerspiel „Gretchen" ist zu Ende, aber die Hauptperson der Dichtung kann mit dem Untergang des verführten Mädchens und einer billigen Reue des Verführers nicht verschwinden. Faust muß erst durch die „große Welt" geführt werden, was im zweiten Teile geschieht.

Der Tragödie zweiter Teil bietet den Erklärern trotz des gewissen Parallelismus der Szenen erhebliche Schwierigkeiten, da die Anschauungen des 16. Jahrhunderts mit denen des 18. vielfach kreuzen und die ganze Anlage typisch ist. Im zweiten Teile des „Faust", sagt Wilhelm Scherer, regiert ausschließlich der typische Realismus, nur daß der Realismus mehr und mehr verschwindet und lediglich die Typen bleiben, neben denen Allegorien und Personifikationen üppig wuchern. Manchmal verliert sich das Vorgeführte in bloßen Abstraktionen. Goethe ließ verschiedene Erscheinungsformen und personifizierte Vorstellungen eintreten,

die ihr Wesen nach Innen und Außen kehren und ihre Reflexe in das Spiel und vor allem in die Brust des Helden werfen. Der Dichter empfindet Wonne, wie sich diese Gestalten in klassischer Ruhe bescheinen, und er giebt ihnen seine Einfälle, Ideen, die sonst unaussprechlich sind. Das Philosophische erschwert denn auch die Erklärung scheinbar klarer Vorgänge. Im Gespräche mit Eckermann hat Goethe eine eigene Idee des Faust als die „magere Schnur," auf der er ein reiches Leben hinlaufen ließ, in Abrede gestellt. G. Keller meinte, der Dichter hätte im zweiten Teile seines großen dramatischen Gedichts noch einmal vor seinem Tode den „ganzen glänzenden klagenden Zug von Dämonen und Gestalten," die in seiner Brust hausten, lediglich zu seinem Vergnügen beschauen wollen. Dadurch werden nun hier die Personen des ersten Teils zu typischen Vertretern von Charakteren, wie Mephisto, der ganz allgemein den irdischen Egoismus, als ein dem Genie entgegenstehendes Prinzip darstellt; das Überirdische kann überhaupt nur symbolisch zur Anschauung gebracht werden. Von einem Drama darf kaum mehr die Rede sein, die Einheit der Conception fehlt und an ihre Stelle tritt die Einheit der auf den Hauptheldeu zielenden Ideen. Selbst der Charakter des Faust, schon im ersten Teile nach dem Zaubertrunk undramatisch verschoben, ist ein anderer, da er im zweiten Teile fast so aufgefaßt erscheint, als wenn kein erster Teil da wäre. Vom Standpunkte der dramatischen Kunst aus steht der erste Teil höher als der zweite, vom allgemeinen Standpunkte aus aber erscheint die Einheit

der Hauptmasse der Ideen auch hier völlig beachtet. Bei der oben angedeuteten Beschaffenheit des zweiten Teiles ist es aber erklärlich, daß sich unter den Auslegern bis jetzt keine Übereinstimmung ergeben hat, weil jeder von einem andern Gesichtspunkte ausgeht. Das Wunderlichste ist, was F. A. Louvier in einem zweibändigen Kommentare leistet; er behauptet Dinge, die gar nicht im „Faust" stehen, Alles hat einen anderen Sinn als den dort angedeuteten und so fehlt seinen Erklärungsversuchen bei bestem Willen jede thatsächliche Unterlage. Die einzig richtige Methode kann nur die historisch-philologische sein, die sich so lange an den Wortlaut hält, bis sie durch den Dichter selbst auf etwas anderes gelenkt wird.

Die Lücke zwischen dem ersten und zweiten Teile der Tragödie ist nach Scherer mit der Reue und Verzweiflung des Faust auszufüllen, die ihn nach Gretchens Tode befällt. Am Beginne des ersten Aktes finden wir Faust in „anmutiger Gegend" auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlafsuchend. Es dämmert. Die Naturgeister, anmutige, kleine Gestalten, umschweben ihn. Der aus Shakespeares „Sturm" entlehnte Luftgeist Ariel singt als Chorführer, von Äolsharfen begleitet:

„Wenn der Blüten Frühlingsregen
Über alle schwebend sinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebor'nen blinkt:
Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann,"

und fordert die Elfen auf, des „Herzens grimmen Strauß“ zu besänftigen, „des Vorwurfs glühend bittre Pfeile“ zu entfernen und Fausts Inneres „von erlebtem Graus“ nach edler Elfen Weise zu reinigen. Diese Heilung des Faust geht also nicht psychologisch wie im echten Drama vor sich, sondern durch die Naturkräfte und die Zeit. Die poetische Gerechtigkeit bleibt aus, da für Faust bloß der Maßstab des Strebens gilt nach Goethes Grundauffassung, die ich vorhin angedeutet habe. Nach diesem Vorspiele beginnt die Handlung. Faust kehrt wie neugeboren ins Leben zurück, um zu leben und seine Aufgabe zu erfüllen. Wir finden da ein symbolisches Bekenntnis aus Goethes eigener Laufbahn. In der kaiserlichen Pfalz spielt der ganze Akt. Die Umgebung des Herrschers wird „typisch erschöpft“ im Sinne des 16. Jahrhunderts, an politischer Satire ist kein Mangel. Die Mißstände des Reiches und die große Geldnot treten grell hervor. Mephisto, der an die Stelle des alten Hofnarren getreten und dem Astrologen wacker „einbläßt,“ hilft aus der Verlegenheit, indem er das Papiergeld erfindet. Faust ist nicht zugegen, ihm obliegt es, den Hof, zumal die Damen, mit Maskenzügen zu unterhalten. Die dritte Szene ist eine große mythologisch-satirische Phantasmagorie. Faust erscheint in der Maske des Plutus, des Gottes des Wohlstandes, der die goldsüchtige Menge abwehrt und Gaukelspiel treibt. Der Mummenschanz ist im italienischen Stile des 18. Jahrhunderts gehalten. Die Absicht der breiten Szene geht auf das Malerische der Oper, sie entspricht der Szene in Auerbachs Keller. Hier

wird Faust wechselnd zerstreut und zuerst mit Gestalten der antiken Welt bekannt gemacht. Er gewinnt damit eine höhere Lebensauffassung zu neuer Entwickelung. Die Szene „Lustgarten" erweist im Augenblick die beglückende Folge der mephistopheliſchen Kunst. Der Akt ist rein episch. Von Faust versieht man sich noch anderer Dinge. Der Kaiser will Helena und Paris sehen. Faust ist in Verlegenheit, da Mephisto als „christlicher Teufel" mit der antiken Welt nichts mehr zu schaffen hat; indes rät ihm dieser die „Mütter" — die Herrscherinnen der Unterwelt — als Beschwörungsmittel an und gibt ihm den Schlüssel dazu. In den Worten des Mephistopheles:

„Göttinnen*) thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch wen'ger eine Zeit"

steckt ein Ausfall auf Kants transzendentale Aesthetik, da Goethe an Raum und Zeit als bloße (aprioriſche) Formen der Anschauung nicht glaubte, wie er auch die Idee ablehnte, daß die Anschauung von der Sinnenqualität abhängig sei. Während Faust in der Unterwelt weilt, produziert sich Mephisto als Kurpfuscher, dann erfolgt im „Rittersaal" die feierliche Beschwörung des antiken Liebespaares. Die Wirkung der Erscheinung auf die Anwesenden ist verschieden. Faust verliebt sich selbst in Helena, das griechische Schönheitsideal, wie Goethe in Italien in die Antike. Die Szene veranschaulicht den Gedanken, daß das Nationale nicht genügt und durch die antiken Formen ergänzt werden muß,

*) Hier die „Mütter", II. 5. 1601—2.

wenn aber Biedermann meint, es sei durch den Gang zu den Müttern auf die Zerstörung der Schönheitsidee im Mittelalter hingedeutet, so ist das jedenfalls zu weit hergeholt. Im zweiten Akte finden wir Faust wieder im Studierzimmer, wohin ihn Mephisto „aus Ironie" getragen. Faust, von Helena „paralysiert", liegt auf altväterischem Bette in den Träumen griechischer Weltanschauung. Mephisto zieht die Glocke und ruft dadurch die Bewohner des Hauses herbei. Das bedeutet die unberufene Neugier, die sich überall heandrängt. Zuerst erscheint der Famulus Nikodemus und zeigt die vor sich gegangenen Veränderungen an der Hochschule an. Wagner ist Fausts Vertreter geworden, der „Schüler" erscheint als Baccalaureus; er ist frech und meint:

„Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel sein."

In ihm ist die rücksichtslose Neuerungssucht des durch Fichte vertretenen absoluten Idealismus und der Romantiker persifliert; in dem Spotte des Mephisto, daß die Jungen meinten, sie hätten die Weisheit der Alten aus ihrer eigenen Pfote gesogen, liegt eine Anspielung Goethes. „Original, fahr' hin in deiner Pracht!" ruft Mephisto aus, doch verheißt er ihm einstige Größe:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein.

Nach den Ausführungen von K. Borinski[158]) war Goethe hier von Hegel beeinflußt, der Dichter vom Philosophen, wie umgekehrt ein Philosoph vom Dichter lernte — Schopenhauer aus Goethes „Faust". Mephisto begibt sich alsdann zu Wagner, der eben im Sinne der Alchymisten

des 16. Jahrhunderts in mächtiger Retorte den Homunculus macht. Dieser wird Fausts Wegweiser auf der Suche nach Helena. Er bedeutet dessen Sehnsucht und erhält mit dem Augenblicke Leiblichkeit, wo das griechische Schönheitsideal gefunden ist. Er führt Faust auf die pharsalischen Felder zur „klassischen Walpurgisnacht", wo sich nicht bloß griechische, sondern auch altorientalische Gebilde der Phantasie tummeln; die Greife speziell sind chetitisch. Die personifizierten griechischen Naturgottheiten bedeuten die verschiedenen Stufen griechischer Kunst: Mephisto wird eine Phorkyade, aber von der häßlichsten Gestalt, zum abschreckenden Kontrast. Es mag, obwohl nicht strenge hieher gehörig, bemerkt werden, daß das Häßliche bei Goethe nur als Gegensatz, aber nie als Hauptsache gesucht und hingestellt wird wie bei unseren modernen Realisten. Die Phorkyaden sind des „Chaos Töchter." In den „Felsbuchten des ägäischen Meeres", wo im Mondenschein die Sirenen auf den Klippen lagern, wo Galatee im Muschelwagen erscheint und den Vater (Nereus) begrüßt und den Homunculus zum Tode entflammt, ist eine große, freie romantische Stimmung verbreitet, sagt Scherer. Der Sieg der Neptunisten ist ein Eigenlob des Naturhistorikers Goethe.

Der dritte Akt umfaßt die 1826 vollendete „Helena" und ist in Einzelheiten bezüglich des Zusammenhangs mit dem Ganzen nur schwach motiviert. Die Hochzeit Helenas mit Faust bildete für den Dichter eine Klippe, an der er 1800 fast scheiterte, indem er keinen rechten Anschluß finden konnte. Er mußte da tiefer in die altklassische Litteratur

greifen. In der Form herrscht der Ton des Sophokles und der antike Chor. Faust erscheint als ritterlicher Burgherr und setzt Helena zur Mitregentin ein. Sie wird seine Gattin und gebiert ihm den Flügelsohn mit goldener Leier und leuchtendem Haupte, den Euphorion, der aber seine Triebe nicht mäßigen kann, bis er tot von der Höhe fällt. Aus der Tiefe ruft er noch seine Mutter zu sich, und dem Faust bleiben nur die Gewänder der schönen Herrin. Die tiefere Bedeutung des langen Aktes liegt in der geplanten Verbindung zwischen dem deutschen und antiken Kunstprinzip nach der Vorstellung Goethes. Deutsches Wesen wird von der Antike belebt und gesteigert, wie es der Dichter an sich erfahren. Er erscheint demnach selbst als Träger der Renaissance. Euphorion bedeutet den aus beiden Richtungen hervorgegangenen antik-romantisch-germanischen Geist und läßt durch die Maske den Romantiker Byron, den Philhellenen, blicken, dessen Nachfolgern nur die Form, das Kleid der antiken Poesie, bleibt. Die Antike selbst aber ist nicht mehr lebensfähig. Faust hat thatsächlich in dem geistigen Streben nach der Schönheit so wenig Glück und Zufriedenheit gefunden wie in dem sinnlichen Getriebe des ersten Teiles. Darum wendet er sich im vierten Akte der Kulturarbeit zu, um endlich Befriedigung zu finden, denn die *That* ist alles.

Im Reiche giebt es infolge des Assignatenschwindels einen Krach, welcher das Volk um Hab und Gut bringt. Es kommt zum Aufstande, ein Gegenkaiser wird aufgestellt und Faust tritt auf die Seite des historischen Rechtes. Der Kaiser gewinnt mit Hilfe des Mephisto die entscheidende

des 16. Jahrhunderts in mächtiger Retorte den Homunculus macht. Dieser wird Fausts Wegweiser auf der Suche nach Helena. Er bedeutet dessen Sehnsucht und erhält mit dem Augenblicke Leiblichkeit, wo das griechische Schönheitsideal gefunden ist. Er führt Faust auf die pharsalischen Felder zur „klassischen Walpurgisnacht", wo sich nicht bloß griechische, sondern auch altorientalische Gebilde der Phantasie tummeln; die Greise speziell sind chetitisch. Die personifizierten griechischen Naturgottheiten bedeuten die verschiedenen Stufen griechischer Kunst. Mephisto wird eine Phorkyade, aber von der häßlichsten Gestalt, zum abschreckenden Kontrast. Es mag, obwohl nicht strenge hieher gehörig, bemerkt werden, daß das Häßliche bei Goethe nur als Gegensatz, aber nie als Hauptsache gesucht und hingestellt wird wie bei unseren modernen Realisten. Die Phorkyaden sind des „Chaos Töchter." In den „Felsbuchten des ägäischen Meeres", wo im Mondenschein die Sirenen auf den Klippen lagern, wo Galatee im Muschelwagen erscheint und den Vater (Nereus) begrüßt und den Homunculus zum Tode entflammt, ist eine große, freie romantische Stimmung verbreitet, sagt Scherer. Der Sieg der Neptunisten ist ein Eigenlob des Naturhistorikers Goethe.

Der dritte Akt umfaßt die 1826 vollendete „Helena" und ist in Einzelheiten bezüglich des Zusammenhangs mit dem Ganzen nur schwach motiviert. Die Hochzeit Helenas mit Faust bildete für den Dichter eine Klippe, an der er 1800 fast scheiterte, indem er keinen rechten Anschluß finden konnte. Er mußte da tiefer in die altklassische Litteratur

greifen. In der Form herrscht der Ton des Sophokles und der antike Chor. Faust erscheint als ritterlicher Burgherr und setzt Helena zur Mitregentin ein. Sie wird seine Gattin und gebiert ihm den Flügelsohn mit goldener Leier und leuchtendem Haupte, den Euphorion, der aber seine Triebe nicht mäßigen kann, bis er tot von der Höhe fällt. Aus der Tiefe ruft er noch seine Mutter zu sich, und dem Faust bleiben nur die Gewänder der schönen Herrin. Die tiefere Bedeutung des langen Aktes liegt in der geplanten Verbindung zwischen dem deutschen und antiken Kunstprinzip nach der Vorstellung Goethes. Deutsches Wesen wird von der Antike belebt und gesteigert, wie es der Dichter an sich erfahren. Er erscheint demnach selbst als Träger der Renaissance. Euphorion bedeutet den aus beiden Richtungen hervorgegangenen antik-romantisch-germanischen Geist und läßt durch die Maske den Romantiker Byron, den Philhellenen, blicken, dessen Nachfolgern nur die Form, das Kleid der antiken Poesie, bleibt. Die Antike selbst aber ist nicht mehr lebensfähig. Faust hat thatsächlich in dem geistigen Streben nach der Schönheit so wenig Glück und Zufriedenheit gefunden wie in dem sinnlichen Getriebe des ersten Teiles. Darum wendet er sich im vierten Akte der Kulturarbeit zu, um endlich Befriedigung zu finden, denn die That ist alles.

Im Reiche giebt es infolge des Assignatenschwindels einen Krach, welcher das Volk um Hab und Gut bringt. Es kommt zum Aufstande, ein Gegenkaiser wird aufgestellt und Faust tritt auf die Seite des historischen Rechtes. Der Kaiser gewinnt mit Hilfe des Mephisto die entscheidende

Schlacht und Faust erhält zum Lohne einen Küstenstrich trotz des Widerspruches der allzeit nach Zehent und Besitz begehrlichen Kirche. Nun hat Faust ein Eigentum, mit dem er wirtschaften kann, um seinen Thätigkeitstrieb zu befriedigen. Am Beginne des fünften Aktes erscheint Faust gealtert, aber seine Kulturarbeit ist ihm gelungen; er ist Fürst des kleinen Landes, das er dem Meere abgerungen und angebaut hat. Er legt einen Hafen an und eröffnet seinem Reiche den überseeischen Handel. Mephisto und dessen Geister sind ihm dienstbar, aber nicht aufrichtig ergeben, denn wo sie können, arbeiten sie seinen Absichten durch verkehrte Ausführung seiner Befehle entgegen: Schifffahrt und Handel nehmen die Form der Seeräuberei an und Fausts Aufträge werden mit boshafter Härte ausgeführt. Das wird in der im Frühling 1831 gedichteten Szene von Philemon und Baucis gezeigt. Die alten Leute haben ein Häuschen mit Garten und Kirchlein am Strande; sie stellen die Idylle im Gegensatz zur rasch fortschreitenden Kultur der Neuzeit dar. Faust möchte ihren Besitz erwerben, denn ihn stört das Gebimmel des Glöckleins auf der Düne und erinnert ihn daran, daß sein „Hochbesitz" nicht „rein" sei:

„Der Lindenraum, die braune Laute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.
Und wünscht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten schaudert mir."

Dagegen hat er einen Palast mit weitem Ziergarten, durch den ein gradgeführter Kanal zieht. Goethe mag der Park des Kardinals Rohan in Zabern vorgeschwebt haben, den er 1770 sah und im zehnten Buche von „Dichtung und Wahr-

heit" anmerkte. Faust will sich dort, wo die Linden ragen, eine Aussichtswarte bauen und folgt dem Rate des Mephisto, sich nicht zu genieren und die alten Leute einfach an einen andern Ort zu versetzen. Goethe hatte die Kolonisation in Nordamerika im Auge, wovon er ein kleines Abbild in der Entstehung von Marienbad sah; am Schlusse wird vielleicht sogar auf die Kolonisationspläne Napoleons I. hingewiesen[59]). Mephisto entlockt nun Faust den Auftrag, Philemon und Baucis zu versetzen, und führt denselben grausam aus, indem er die Hütte in Brand steckt. Das alte Paar stirbt vor Schreck, ein Fremder, der sich dort zur Wehr setzt, wird „gestreckt". Die Szene zeigt, daß der bestgemeinte Befehl bei der angeborenen Bosheit der Menschen schlecht ausgeführt werden und daß man den Willen nie für das Werk nehmen kann. Dadurch gerät Faust in neue Schuld, denn „geboten schnell, zu schnell gethan!" und „es irrt der Mensch so lang er strebt." Es erwächst ihm neues Unheil. Aus den Trümmern der zerstörten Habe schweben „schattenhaft" um Mitternacht vier graue Weiber heran: der Mangel, die Schuld, die Sorge und die Not. Die Sorge allein kann zu ihm gelangen, dem Reichen, und quält sein Gewissen. Faust will jetzt alle Magie abthun und sich mit der sittlichen Weltordnung aussöhnen. Die Sorge haucht ihn an, und er erblindet. Aber er klagt nicht mehr, sondern fühlt im Innern die Menschenliebe wachsen, er ruft seine Leute herbei, den letzten Sumpf auszutrocknen, um den Menschen beglückenden Raum zu schaffen. Er opfert sich ganz dem Gemeinwesen, denn „nur der verdient sich Freiheit wie das

Leben, der täglich sie erobern muß." Nun möchte er „auf freiem Grund mit freiem Volke stehn" und zum Augenblicke sagen: „Verweile doch! Du bist so schön!" Da sinkt er zurück und stirbt — 100 Jahre alt im Genusse des höchsten Augenblicks, den ihm die beglückte Menschheit vorahnend bringt. Wir finden Faust im 5. Akte des zweiten Teiles da, wo auch Goethe am Ende seines Lebens anlangte, bei der selbstlosen Menschenliebe nach einem thätigen Leben.

An dieser Stelle werden wir endlich wieder an die Wette mit dem Teufel erinnert. Faust stirbt im Vorgefühle hohen Glücks im Dienste der Menschheit, aber er hat sich nur hypothetisch ausgedrückt. Die Frage, wer gewonnen, könnte immerhin zweifelhaft sein, darum ruft Mephisto seine Geister zu Hilfe, um Fausts Seele, die „Flatternde, die Flücht'ge", zu fassen. Das Erscheinen des Himmelschores sagt uns, daß der Sünder Vergebung gefunden, daß Faust gerettet wird. Der Vorgang ist ein verwickelter, da die Handlung ins Jenseits hinübergeführt und das Unendliche nach Schellings Kunstphilosophie im Endlichen der Kunst zur Darstellung gebracht werden soll. Goethe greift darum wieder in das Gebiet der katholischen Mystik hinüber, um sich verständlich zu machen. In den „Faust" hatte er soviel „hineingeheimnißt", daß eine andere Lösung nicht mehr denkbar und der „Prolog im Himmel" auf dieselbe hindeuten mußte. Faust erwirbt sich durch sein immer strebendes Bemühen das „Paradies", da er aber trotzdem ein „Sünder" bleibt, so muß die „Gnade", die ewige Liebe, nachhelfen. Das büßende Gretchen erwirbt ihm dieselbe. Deshalb

ſtreuen Engel Balſamduft verſendende Roſen, die ſie von den heiligen Büßerinnen empfangen haben, um Fauſts Seele von allen Schlacken und Makeln zu reinigen. Den böſen Geiſtern werden ſie zu ſengenden Flammen und

„Satane ſtehen auf den Köpfen,
Die Plumpen ſchlagen Rad auf Rad
Und ſtürzen ärſchlings in die Hölle.“

Mephiſto wird von Fauſts Seele ferngehalten, von den Engeln ins Proſcenium gedrängt und muß endlich beſchämt abziehen, ihm iſt ein „großer, einz'ger Schatz entwendet“. Die Schlußſzene „Bergſchluchten, Wald, Fels, Einöde“ ſoll ein Bild der Gnade Gottes zeigen. Heilige Anachoreten ſchweben auf und nieder und deuten die Grade der überirdiſchen Seligkeit an. Der Zug geht wie bei Dante von der Erde zum Himmel, Engel ſchweben mit Fauſts Unſterblichem empor, indes der Doktor Marianus das Ideal der reinen Liebe — die Jungfrau und Göttin — anruft. In der äußeren Szenerie ſchwebte dem Dichter das Leben in der Thebaïs nach dem Gemälde auf dem Campo santo zu Piſa vor, das er 1822 kennen gelernt und bereits bei Tieck beſchrieben fand.[160]) Um das maleriſche Vorbild wiederzugeben, erzeugte Goethe in der Szene die ſtärkſte muſikaliſche Wirkung in den prächtigen Aſſonanzreihen derſelben, die je nach dem reineren Einklange mit häufigeren Endreimen geſtützt werden. Der reiche Reim tritt beſonders in Gretchens Lobgeſange an die „Ohnegleiche“ — dem Gegenſtücke zum Zwingergebete — hervor. Der myſtiſche Schlußchor aber verkündet:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;“

alles Irdische ist nur Abbild des Ewigen, im Kleinsten sehen wir ein Beispiel für das Ewige.

„Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;“

das uns Unbegreifliche kann erst im Ewigen zur Wirklichkeit gedeihen.

„Das Unbeschreibliche,
Hier ist's gethan:“

nämlich in der Kunst,

„Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.“

Die im reinen Weibe verkörperte unbegrenzte Liebe zieht uns empor, oder wie Helmholtz in seiner bereits angezogenen Festrede[6]) sagt: Die Erhebung aller geistigen Thätigkeit im Dienste der Menschheit und des sittlichen Ideals erscheint im ewig Weiblichen symbolisiert. Das ewig Weibliche selbst ist das absolut Weibliche, das Ideale, im Gegensatze zur gemeinen Wirklichkeit; sein Attribut ist die ewige, unbegrenzte Liebe. Mit diesem großen Gedanken schließt das 15,723 Verse umfassende Weltdrama ab[162])

Goethes Faustdichtung ist der Gipfel aller und jeglicher Poesie und hat nicht bloß auf das deutsche Volk einen zwar stillen, aber desto maßgebenderen Einfluß geübt, sondern auch auf fremde Nationen, die mit uns in der Erklärung und Aneignung des Stoffes wetteifern.[63]) Die Interpretation des Faust ist geradezu Aufgabe aller Kulturvölker geworden. Die Faustlitteratur ist heutzutage kaum

mehr zu überschauen. Goethe hat die Gesetze geistiger Freiheit und künstlerischen Strebens kodifiziert und die dichtenden Epigonen mächtig angeregt. Lenau, Grillparzer, Heine griffen nach dem gewaltigen Stoffe, Hamerlings „Ahasver" wurde von Goethes „Faust" beeinflußt, Emanuel Geibel hat nachfühlend in seinen „Neuen Liedern" einen faustischen Dialog geschaffen und Vischer schrieb den bekannten parodistischen „Dritten Teil". Damit ist nur weniges angeführt. Die Gestalt des Faust hat auch andere Nationen poetisch beschäftigt, so die Polen[164]); Mickiewicz und vorzüglich Sigmund Krasinski haben sich mit ihm, letzterer nach deutschem Vorbilde, befaßt. Henrik Ibsen schuf im ‚Brand" einen „Faust des Willens", welcher in einer öden Fjordlandschaft Norwegens „spielt" und auch durch einen „Gott der Liebe" gerettet wird. In Nachdichtungen und Übersetzungen suchten sich Engländer und Romanen den Stoff mundgerecht zu machen, die Musik hat vom Prinzen Radziwill bis auf Gounod und die neuesten an ihm ihre beste Kunst gethan. Die Darstellung des ganzen „Faust" auf der Bühne wurde in unseren Tagen vornehmlich durch Adolf Wilbrandt am Hofburgtheater in Wien mit Glück versucht. Goethe hat sich die gesamte Kulturwelt verpflichtet; seine universale Bedeutung liegt demnach in der Idee, daß „die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Mut hat, sich im Ganzen zu fühlen."

Am 16. März 1832 erkrankte Goethe und Donnerstag den 22. März, entschlief er, nachdem er noch „Mehr

Licht" verlangt und einen Blick auf das heitere Blau des Himmels gethan hatte. Seine letzte That war die Erteilung seiner Unterschrift auf dem Bittgesuche einer armen Künstleringewesen. — Ottilie erließ folgendes Parte, das wir aus dem Nachlasse des Fritz v. Stein in natürlicher Größe hier abbilden; es war bisher unbekannt.

Gestern Vormittags halb Zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Grofsherzogl. Sächsische wirkliche Geheime-Rath und Staatsminister

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,

nach kurzem Krankseyn, am Stickflufs in Folge eines nervös gewordenen Katharrhalfiebers.

Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 23. März 1832.

OTTILIE, von GOETHE, geb. von POGWISCH, zugleich im Namen meiner drei Kinder,
***WALTHER, WOLF* und *ALMA* von GOETHE.**

Die Leiche wurde dann, mit einem faltigen, weißen Atlashemd bekleidet, aufgebahrt, das Haupt mit dem Lorbeerkranze geschmückt; am 26. März erfolgte die feierliche Beisetzung in der Fürstengruft zu Weimar[165]).

Ein reich bewegtes Leben war damit abgeschlossen, ein Leben voll glänzender und nachhaltiger Erfolge. Bei seinem Auftreten traf Goethe in Deutschland nur eine sekundäre

Goethe im Tode.

Litteratur an; er führte ſie in kühnem Wettlaufe auf der germaniſchen und antiken Bahn zur Vollkommenheit und fügte ſie zuletzt als impoſanten geiſtigen Körper in die Weltlitteratur ein. Da es ihm vom Schickſale vergönnt war, lange auf Erden zu wirken und ſich voll auszuleben, ſo konnte er noch weit in die Zeiten ſchauen und getröſtet von hinnen gehen. Sein Lebenslauf war ein ungewöhnlicher und mit Recht konnte er darum ſagen: „Mach's einer nach und breche nicht den Hals!“ Der Portugieſe Almeida ſagt irgendwo in ſeinem „Mönch von Santarem“, Goethe habe die Doſis Opium, die er nehmen wollte, beſtimmt, ſo daß ſie das Leben nicht angriff und die Seelenkräfte ſchonte;

die Phantasie habe ihn erhalten, die kein Leben verbraucht, weil sie keine Empfindungen ausgiebt. Das ist nur mit einem Vorbehalte richtig, sein „Jungsein" hat eine andere, von uns mehrfach angedeutete Ursache. Dem deutschen Volke schwebt er in unverwelklicher Jugend vor; wir haben deshalb auch den jungen Goethe auf das Titelblatt dieses Buches gesetzt als Wahrzeichen für seine unvergängliche Dichtung. Er bleibt in seiner Wirksamkeit auf die Gebildeten von beständigem Einflusse und reißt alle an sich, die sich ihm nahen und ihn verstehen. Martin Greif sagt in einem Gedichte „Fortdauer" mit Beziehung auf Goethe:

„Sinket die Sonne,
Zieht sie die Sterne
Endloser Ferne
Magisch heran.

Also mit Wonne
Folgen die Geister
Sterbendem Meister
Fort auf der Bahn."

Es läßt sich nur im allgemeinen andeuten, was uns Goethe alles bescherte. Er hob die Dichtung ins Reich der Wahrheit und Schönheit empor und verschönte sich und uns das Leben durch den Genuß derselben. Er stellte mit Schiller die Gesetze des poetischen Schaffens fest, brachte vorzüglich die Lyrik zur höchsten Blüte und wirkte auf die übrigen Gebiete der Kunst maßgebend ein. Er konnte und durfte wieder sagen: „Wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar!" Er wirkte nach allen Richtungen. Die Philosophen und Kunstkritiker haben sich seine Lehren

zunutze gemacht, die jüngeren Talente sie angewendet und sein Werk fortgesetzt. Die allgemeine Bildung ist seither mächtig gestiegen. So konnte Bulwer die Deutschen ein Volk der Dichter und Denker nennen. Aber durch ihn ist das deutsche Volk auch geistig frei und politisch mündig geworden. J. Grimm meinte, ohne Goethe würden wir Deutsche gar nicht wissen, was wir eigentlich sind. Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer fortschreitenden Erkenntnis von seiner Bedeutung, daß sich allenthalben Goethe-Denkmale erheben, obwohl uns das volle Verständnis seines Wirkens noch mangelt. Wenn der moderne Philosoph mit seiner pessimistischen Behauptung Recht hat, daß Goethe über den Deutschen stehe und ihnen nie angehören werde [66]), so müssen wir doch wenigstens streben, die Kluft auszufüllen und den Abstand nach Möglichkeit zu verringern, der uns von ihm trennt. Vieles ist ja bereits geschehen. Auf unsere geistige Erhebung folgte die materielle, die jedoch für uns nur so lange von Heil und Segen sein kann, als wir der Ursachen zu derselben eingedenk bleiben. Man darf nicht mit der zitierten Polterschrift von Braitmaier wähnen, als wäre die politische Machtstellung Deutschlands mit einem großen Heere und auswärtigen Kolonien das Eldorado unseres nationalen Glücks, als dürften wir unser Augenmerk von der geistigen Fortbildung ab- und nur der materiellen Ausnützung unserer Stellung zuwenden. Alles ist nur Übergang und Entwicklung im Sinne Goethes. Wer stehen bleibt, ist schon im Rückschritte begriffen. Es ist vielleicht eine Folgewirkung des klassisch-germanischen Zeitalters

Goethe-Denkmal im Tiergarten zu Berlin.

Schillers und Goethes, daß der moderne Naturalismus, obwohl er von zwei Seiten anrückte, erst spät bei uns eindrang und hoffentlich nur eine „partielle Zeitdisposition" bedeutet, die nach einer heilsamen Gährung zugunsten unserer Klassiker, der Grundlage der Freiheit und Bildung, wieder schwinden wird, nachdem sie nur das Mittel zu einer weiteren Förderung der Poesie gewesen wie die Geniezeit des 18. Jahrhunderts. Schillers goldene Worte werden dann erst recht gehört werden, und noch mehr jene von Goethe, denn seine Dichtung ist schön und wahr zugleich, sie ist läuternd und befreiend, germanisch und universal, sie ist — ewig.

Anmerkungen*.

[1]) G. Friedr. Kolb, Kulturgeschichte der Menschheit, 3. Aufl., Leipzig 1885, 2, 451. W. H. Riehl, Ein Gang durch die Kulturgeschichte d. 18. Jahrh. (Zeitschr. f. allg. Gesch. von Zwiedineck-Südenhorst 1, 161—199) und G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

[2]) Neues über den „Vater des Pietismus" bietet Paul Grünberg, Phil. Jak. Spener, 1. Bd. (Seine Zeit, sein Leben, seine Lehre), Göttingen 1893.

[3]) Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins S. 51 (J. E. Wackernell), 142 (K. Sudhoff).

[4]) O. Brenner, Mundarten und Schriftsprache in Bayern (Bayer. Bibliothek 18), 1890, S. 27, 31.

[5]) Adolf Pichler, Hippolytus Guarinonius, Öst.-ung. Revue 1891, 11. Bd. 1. Heft und besonders S. 11.

[6]) Zur Vervollständigung der neuern Litteratur über Haller führe ich noch an W. Horák, die Entwickelung der Sprache Hallers, Progr. der Realschule in Bielitz 1890 u. 1891. K. Drescher, Litter. Nachwirkungen A. v. Hallers, Vierteljahrsschr. f. Litteraturgeschichte, 6, 451.

[7]) Abgebildet in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins vom 20. Juni 1888 und nunmehr in dem schönen Buche von K. Heinemann, Goethes Mutter, 4. Aufl., Leipzig 1893 (S. 14); eine eingehende Besprechung dieses Werkes enthielt Lyons Zeitschr. für d. deutschen Unterricht, 6. Jahrg., 6. Heft, S. 424, vergl. auch Joh. Prölß, Goethes Mutter als Frankfurterin, Vom Fels zum Meer, 1892—93, Heft 6, sowie Gartenlaube 1892 Nr. 7.

* Ich beschränke mich in den Litteraturangaben auf die nötigsten Hinweise und versuche hauptsächlich das zu verzeichnen, was in der 2. Aufl. des Grundrisses von K. Goedeke übersehen oder erst seitdem erschienen ist.

Geschlossen im August 1893.

[8]) Das umfängliche Manuskript, 1069 Quartseiten (voran 20 S. Titel und „Introduzione") fassend, liegt im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. An eine bestimmte Adresse sind die Briefe jedoch nicht gerichtet. Die auf das Weimarer Archiv bezüglichen Angaben verdanke ich fast ausschließlich der besonderen Güte des jetzigen Direktors desselben, Herrn Prof. Dr. Bernhard Suphan.

[9]) W. Stricker, Goethe und Frankfurt a. M. (Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung 261), Berlin 1876. Zwölf Stätten Goethe'scher Jugenderinnerung veranschaulichen die Bilder zu Goethes D. u. W. von C. Th. Reiffenstein, 4. Aufl. (1893).

[10]) Dieses Datum ist jetzt gegen Keil sichergestellt durch einen Brief der Frau Rat an die Herzogin Anna Amalia, Goethe-Schriften 1, 92.

[11]) C. Jügel, das Puppenhaus, Frankfurt 1857, S. 239.

[12]) Ernst Melzer, Goethes philosoph. Entwicklung, Neisse 1884, S. 8.

[13]) Uber den Verfasser der „Insel Felsenburg" handelt Adolf Stern, Beiträge zur Litt.-Gesch. d. 17. u. 18. Jahrh.. Leipzig 1893, S. 61, im Zusammenhange. S. Kleemann, der Verfasser der Insel Felsenburg als Zeitungsschreiber, Vierteljahrschr. 6, 337.

[14]) Stark betont in dem hastig gearbeiteten Werke von Siegmar Schultze, Der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwickelung (1749—1775). 1. Heft. Goethe in Frankfurt (1749 bis 1765). Halle a. S. 1893, S. 27. Auf die S. 65 in Aussicht gestellten „näheren" Aufschlüsse über das Frankfurter Gretchen sind wir wohl Alle sehr begierig. Sch. schrieb auch über die Entwicklung der Lyrik Goethe's (1892).

[15]) H. Düntzer, Goethes „Wahrheit und Dichtung" als Quelle seines Jugendlebens, Lyons Zeitschrift, 6. Jahrg., 6. Heft, S. 382—424, S. 388. Der Aufsatz bietet eine genaue Entstehungsgeschichte der Selbstbiographie Goethes.

[16]) So schreibt den (auch heute allein üblichen) Ortsnamen Joh. Reicke, zu Joh. Christoph Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität, 1. Teil (Dissertation), Königsberg i. Pr. 1892, S. 6. Juditten, kaum eine Meile westlich von Königsberg gelegen, leitet seinen Ursprung vom Namen eines Stammpreußen Jodutte oder Jodothe her, der vor Alters in der Gegend wohnte. E. L. Storch, die Kirche und das Kirchspiel Juditten im Landkreise

die Phantasie habe ihn erhalten, die kein Leben verbraucht, weil sie keine Empfindungen ausgiebt. Das ist nur mit einem Vorbehalte richtig, sein „Jungsein" hat eine andere, von uns mehrfach angedeutete Ursache. Dem deutschen Volke schwebt er in unverwelklicher Jugend vor; wir haben deshalb auch den jungen Goethe auf das Titelblatt dieses Buches gesetzt als Wahrzeichen für seine unvergängliche Dichtung. Er bleibt in seiner Wirksamkeit auf die Gebildeten von beständigem Einflusse und reißt alle an sich, die sich ihm nahen und ihn verstehen. Martin Greif sagt in einem Gedichte „Fortdauer" mit Beziehung auf Goethe:

„Sinket die Sonne,
Zieht sie die Sterne
Endloser Ferne
Magisch heran.

Also mit Wonne
Folgen die Geister
Sterbendem Meister
Fort auf der Bahn."

Es läßt sich nur im allgemeinen andeuten, was uns Goethe alles bescherte. Er hob die Dichtung ins Reich der Wahrheit und Schönheit empor und verschönte sich und uns das Leben durch den Genuß derselben. Er stellte mit Schiller die Gesetze des poetischen Schaffens fest, brachte vorzüglich die Lyrik zur höchsten Blüte und wirkte auf die übrigen Gebiete der Kunst maßgebend ein. Er konnte und durfte wieder sagen: „Wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar!" Er wirkte nach allen Richtungen. Die Philosophen und Kunstkritiker haben sich seine Lehren

zunutze gemacht, die jüngeren Talente sie angewendet und sein Werk fortgesetzt. Die allgemeine Bildung ist seither mächtig gestiegen. So konnte Bulwer die Deutschen ein Volk der Dichter und Denker nennen. Aber durch ihn ist das deutsche Volk auch geistig frei und politisch mündig geworden. J. Grimm meinte, ohne Goethe würden wir Deutsche gar nicht wissen, was wir eigentlich sind. Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer fortschreitenden Erkenntnis von seiner Bedeutung, daß sich allenthalben Goethe-Denkmale erheben, obwohl uns das volle Verständnis seines Wirkens noch mangelt. Wenn der moderne Philosoph mit seiner pessimistischen Behauptung Recht hat, daß Goethe über den Deutschen stehe und ihnen nie angehören werde [66]), so müssen wir doch wenigstens streben, die Kluft auszufüllen und den Abstand nach Möglichkeit zu verringern, der uns von ihm trennt. Vieles ist ja bereits geschehen. Auf unsere geistige Erhebung folgte die materielle, die jedoch für uns nur so lange von Heil und Segen sein kann, als wir der Ursachen zu derselben eingedenk bleiben. Man darf nicht mit der zitierten Polterschrift von Braitmaier wähnen, als wäre die politische Machtstellung Deutschlands mit einem großen Heere und auswärtigen Kolonien das Eldorado unseres nationalen Glücks, als dürften wir unser Augenmerk von der geistigen Fortbildung ab- und nur der materiellen Ausnützung unserer Stellung zuwenden. Alles ist nur Übergang und Entwicklung im Sinne Goethes. Wer stehen bleibt, ist schon im Rückschritte begriffen. Es ist vielleicht eine Folgewirkung des klassisch-germanischen Zeitalters

Goethe-Denkmal im Tiergarten zu Berlin.

Schillers und Goethes, daß der moderne Naturalismus, obwohl er von zwei Seiten anrückte, erst spät bei uns eindrang und hoffentlich nur eine „partielle Zeitdisposition" bedeutet, die nach einer heilsamen Gährung zugunsten unserer Klassiker, der Grundlage der Freiheit und Bildung, wieder schwinden wird, nachdem sie nur das Mittel zu einer weiteren Förderung der Poesie gewesen wie die Geniezeit des 18. Jahrhunderts. Schillers goldene Worte werden dann erst recht gehört werden, und noch mehr jene von Goethe, denn seine Dichtung ist schön und wahr zugleich, sie ist läuternd und befreiend, germanisch und universal, sie ist — ewig.

Goethe-Denkmal im Tiergarten zu Berlin.

Schillers und Goethes, daß der moderne Naturalismus, obwohl er von zwei Seiten anrückte, erst spät bei uns eindrang und hoffentlich nur eine „partielle Zeitdisposition" bedeutet, die nach einer heilsamen Gährung zugunsten unserer Klassiker, der Grundlage der Freiheit und Bildung, wieder schwinden wird, nachdem sie nur das Mittel zu einer weiteren Förderung der Poesie gewesen wie die Geniezeit des 18. Jahrhunderts. Schillers goldene Worte werden dann erst recht gehört werden, und noch mehr jene von Goethe, denn seine Dichtung ist schön und wahr zugleich, sie ist läuternd und befreiend, germanisch und universal, sie ist — ewig.

Anmerkungen*.

[1]) G. Friedr. Kolb, Kulturgeschichte der Menschheit, 3. Aufl., Leipzig 1885, 2, 451. W. H. Riehl, Ein Gang durch die Kulturgeschichte d. 18. Jahrh. (Zeitschr. f. allg. Gesch. von Zwiedineck-Südenhorst 1, 161—199) und G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

[2]) Neues über den „Vater des Pietismus" bietet Paul Grünberg, Phil. Jak. Spener, 1. Bd. (Seine Zeit, sein Leben, seine Lehre), Göttingen 1893.

[3]) Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins S. 51 (J. E. Wackernell), 142 (K. Sudhoff).

[4]) O. Brenner, Mundarten und Schriftsprache in Bayern (Bayer. Bibliothek 18), 1890, S. 27, 31.

[5]) Adolf Pichler, Hippolytus Guarinonius, Öst.-ung. Revue 1891, 11. Bd. 1. Heft und besonders S. 11.

[6]) Zur Vervollständigung der neuern Litteratur über Haller führe ich noch an W. Horák, die Entwickelung der Sprache Hallers, Progr. der Realschule in Bielitz 1890 u. 1891. K. Drescher, Litter. Nachwirkungen A. v. Hallers, Vierteljahrsschr. f. Litteraturgeschichte, 6, 451.

[7]) Abgebildet in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins vom 20. Juni 1888 und nunmehr in dem schönen Buche von K. Heinemann, Goethes Mutter, 4. Aufl., Leipzig 1893 (S. 14); eine eingehende Besprechung dieses Werkes enthielt Lyons Zeitschr. für d. deutschen Unterricht, 6. Jahrg., 6. Heft, S. 424, vergl. auch Joh. Prölß, Goethes Mutter als Frankfurterin, Vom Fels zum Meer, 1892—93, Heft 6, sowie Gartenlaube 1892 Nr. 7.

* Ich beschränke mich in den Litteraturangaben auf die nötigsten Hinweise und versuche hauptsächlich das zu verzeichnen, was in der 2. Aufl. des Grundrisses von K. Goedeke übersehen oder erst seitdem erschienen ist.

Geschlossen im August 1893.

[8]) Das umfängliche Manuskript, 1069 Quartseiten (voran 20 S. Titel und „Introduzione") fassend, liegt im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. An eine bestimmte Adresse sind die Briefe jedoch nicht gerichtet. Die auf das Weimarer Archiv bezüglichen Angaben verdanke ich fast ausschließlich der besonderen Güte des jetzigen Direktors desselben, Herrn Prof. Dr. Bernhard Suphan.

[9]) W. Stricker, Goethe und Frankfurt a. M. (Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung 261), Berlin 1876. Zwölf Stätten Goethe'scher Jugenderinnerung veranschaulichen die Bilder zu Goethes D. u. W. von C. Th. Reiffenstein, 4. Aufl. (1893).

[10]) Dieses Datum ist jetzt gegen Keil sichergestellt durch einen Brief der Frau Rat an die Herzogin Anna Amalia, Goethe-Schriften 1, 92.

[11]) C. Jügel, das Puppenhaus, Frankfurt 1857, S. 239.

[12]) Ernst Melzer, Goethes philosoph. Entwicklung, Neisse 1884, S. 8.

[13]) Uber den Verfasser der „Insel Felsenburg" handelt Adolf Stern, Beiträge zur Litt.-Gesch. d. 17. u. 18. Jahrh.. Leipzig 1893, S. 61, im Zusammenhange. S. Kleemann, der Verfasser der Insel Felsenburg als Zeitungsschreiber, Vierteljahrschr. 6, 337.

[14]) Stark betont in dem hastig gearbeiteten Werke von Siegmar Schultze, Der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwickelung (1749—1775). 1. Heft. Goethe in Frankfurt (1749 bis 1765). Halle a. S. 1893, S. 27. Auf die S. 65 in Aussicht gestellten „näheren" Aufschlüsse über das Frankfurter Gretchen sind wir wohl Alle sehr begierig. Sch. schrieb auch über die Entwicklung der Lyrik Goethe's (1892).

[15]) H. Düntzer, Goethes „Wahrheit und Dichtung" als Quelle seines Jugendlebens, Lyons Zeitschrift, 6. Jahrg., 6. Heft, S. 382—424, S. 388. Der Aufsatz bietet eine genaue Entstehungsgeschichte der Selbstbiographie Goethes.

[16]) So schreibt den (auch heute allein üblichen) Ortsnamen Joh. Reicke, zu Joh. Christoph Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität, 1. Teil (Dissertation), Königsberg i. Pr. 1892, S. 6. Juditten, kaum eine Meile westlich von Königsberg gelegen, leitet seinen Ursprung vom Namen eines Stammpreußen Jodutte oder Joduthe her, der vor Alters in der Gegend wohnte. E. L. Storch, die Kirche und das Kirchspiel Juditten im Landkreise

Königsberg, Königsberg i. Pr. 1861, S. 4, 5. Der Name der Ortschaft wechselte mit Judittenkirch (so schreibt auch G. Waniek in seiner neuen Monographie über Gottsched), Judithenkirch, Judithenkirch, Judith-Kirch, Juditsche Kirch, Judithenkirchen aber (Goedekes Grundriß 3, 357) kommt nie vor. Gottsched selbst sagt in einem Gratulationspoem an seine Eltern:

„Sey gegrüßt, o mein Juditten!
Wo ich einst das Licht erblickt,
Wo in frommen Schäferhütten
Mich der Mutter Brust erquickt."

(Reicke, S. 25). Zur Zeit Gottscheds war Juditten ein Dörfchen. Jetzt haftet der Namen nur an Kirche, Pfarrhof mit Nebengebäuden und Schule. Drei Erbpachtgüter, die ursprünglich dazu gehörten, führen jetzt besondere Namen. Diese Aufschlüsse gab mir im Auftrage des Herrn Bürgermeisters Hoffmann zu Königsberg der Oberlehrer Dr. Gottlieb Krause am Kneiphöf'schen Gymnasium daselbst. Gottscheds Vater Christoph übersiedelte 1715 als Pfarrer nach Balga am Frischen Haff, unter seinem Nachfolger Joh. Meyer wurde das alte Pfarrhaus in Juditten abgebrochen und durch das heute stehende ersetzt, welches Pfarrer Joh. Gottlieb Siehr 1738 bezog. Storch, S. 44, 54. Vater Gottsched starb 1737, seine Frau Anna Regina Biemann 1763. Als Zeugnis für den Einfluß Gottscheds auf die litterarische Bildung Österreichs vergl. R. Schachinger, die Bemühungen des Benedictiners P. Placidus Amon um die deutsche Sprache und Litteratur. Progr. Melk 1888 mit dem Briefwechsel zwischen Gottsched und P. Amon, S. 29. A. Stern behandelt a. a. O., S. 97—127 die Beziehungen Gottscheds zu Schönaich. L. Eckardt, A. Haller und seine Zeit, Wandervorträge aus Kunst und Geschichte, Stuttgart 1868, teilt 2, 239 einen Brief Gottscheds an Haller mit (1735). Über P. Fischer, Gottsched und sein Kampf mit den Schweizern, Progr. Greifenberg in Pommern, 1892 vergl. G. Waniek im Anz. f. d. A. 19, 256.

[17]) Goethe-Jahrbuch 7, 56. Indessen erschien Schultze, der junge Goethe. 2. Heft. Goethe in Leipzig (1765—1768).

[18]) G.-J., 7, 293 (B. Ryssel).

[19]) Hans Zimmer, Just Fr. W. Zachariä, Leipzig 1892, S. 19; vergl. Litt. Centralblatt v. 10. Dez. 1892, Sp. 1800—1 (M. Koch) und Zeitschr. f. d. A. Anz. 19, 257.

[20]) Zur Erklärung verweist Erich Schmidt auch auf eine Briefstelle der Frau Rat, Goethe-Schr. 1, 60. Adolf Strack, Goethes Leipziger Liederbuch, Gießen 1893, S. 103.

[21]) Das ehrwürdige Gebäude, im 13. Jahrh. als Zwingburg gegen die aufständischen Bürger und Adeligen erbaut, droht gegenwärtig dem Abbruche zu verfallen. Darin fand 1519 die berühmte Disputation Luthers mit Dr. Eck statt. Im schmalkaldischen Kriege verwüstet, später aber wieder hergestellt, diente das Schloß in neuerer Zeit verschiedenen Zwecken; 1764—1799 wohnte hier auch Oeser als Direktor der Malerakademie. (Leipziger) Ill. Ztg. 1893 Nr. 2593 (mit Abbildungen), S. 255—256.

[22]) Dies thut H. Düntzer, Zur Goetheforschung. Neue Beiträge, 1891, S. 77 fg.

[23]) Im Alter schwermütig und kränklich, starb er doch erst am 20. Aug. 1812 in Straßburg. H. Düntzer, der Straßburger Actuarius Salzmann, Beil. zur Allg. Z. Nr. 229 v. 30. Sept. 1892. Eine größere Arbeit über Salzmann ist von demselben Forscher in Lyons Zeitschrift zu gewärtigen.

[24]) Herm. Rauch, Lenz und Shakespeare. Ein Beitrag zur Shakespeareomanie der Sturm- und Drangperiode, Berlin 1893. Erich Petzet, Jak. M. R. Lenz, Beil. z. Allg. Z. 1892, Nr. 182. Einiges auch in der unter Note 27 zu nennenden Streitschrift Düntzers (S. 88—122). Endlich O. Hartung, D. Dichtung 12, 5. u. 6. Heft.

[25]) Den Aufsatz über Laokoon schrieb er erst 1797; in seinen Kunstansichten wurde Goethe nicht allein von Winckelmann, sondern auch von andern beeinflußt (Mengs, Hirt, Chr. Heyne). O. Harnack, Zu Goethes Laokoonaufsatz, Vierteljahrschrift 6, 156. In der Gesch. zur Farbenlehre spricht Goethe auch von den Schülern und Nachahmern des R. Mengs: Martin Knoller, Chr. Unterberge u. Ang. Kauffmann.

[26]) Beil. zur Allg. Z. 1891 Nr. 252 (äußere Gründe für die Echtheit); Grenzboten I. 1892, 450, 629 (innere Gründe).

[27]) J. Froitzheim, Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen, Gotha 1893. Dagegen erhob sich A. Bielschowsky, Goethe und Friederike. Wider ihre Verleumder, Preuß. Jahrb. 70. Bd., Heft 6 (1892), S. 706. Scharf entgegneten auch der von Froitzheim direkt apostrophierte Erich Schmidt in der „D. Litt. Z." vom 12. Nov. und Zarnckes Litt. Centralbl. 1893 Nr. 1. Th. Zolling, Die Wahrheit über Goethes Friederike, Gegenwart Nr. 50 v. 10. Dez.

1892 und W. Freih. von Biedermann, Friederike und Gretchen, Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 23 v. 23. Febr. 1893 pflichteten Froitzheim bei, letzterer mit bestimmter Beziehung der Gretchenkatastrophe auf Friedrikens Schicksal. H. Düntzer, Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit Stuttgart 1893, hat vorläufig wohl das letzte Wort in der Sache gesprochen. Das Facsimile Friedrikens S. 86 verdanke ich Frau Pastor Friedrike Maurer, geb. Brion, zu Annweiler in der Rheinpfalz; es ist ein Eintrag in das Stammbuch ihres Großvaters Fritz Brion, Sohnes des Goethe'schen „Moses" (vergl. Froitzheim S. 135).

[28]) Lyons Zeitschrift 6, 407. — Düntzer hält eine umfassende Monographie über Merck bereit.

[29]) Dafür bin ich Herrn Archivrat Dr. Veltman in Wetzlar, der den Eintrag mit Bewilligung des hohen kgl. preuß. Staatsministeriums in natürlicher Größe photographieren ließ, dankbar verbunden. Die beiden oberen Zeilen sind durchlaufend geschrieben. Das unfern der Gewandgasse gelegene, Seite 95 abgebildete „Deutsche Haus", wo Amtmann Buff wohnte, enthält noch einige Erinnerungen an Lotte. Auf der Marmortafel unter dem Fenster steht zu lesen: „In diesem Hause wurde Charlotte Henriette Sophie Buff am 11. Januar 1753 geboren". Vergl. „Aus der Stadt des Reichskammergerichts," Grenzboten 1890, Nr. 21 u. 22, u. L. Hevesi, Von Kalau bis Säkkingen, Stuttgart 1893, S. 148—159.

[30]) Spaur blieb im Amte und starb mitten in den Wirren des Krieges, die auch Wetzlar ergriffen, am 1. August 1797 in dieser Stadt. Er verordnete in seinem Testamente, daß man ihn unter den Bürgern der Stadt beisetze und von Leichenrede und Leichenstein absehe. Der aufgeklärte, duldsame Mann neigte im Alter wieder dem dogmatischen Glauben zu; vergl. die panegyrische „Biographie des Grafen Franz Spaur, kaiserl. geh. Rathes und Reichs-Kammerrichters zu Wetzlar. Von einem seiner nächsten Verwandten (seinem jüngeren Sohne Friedrich, Domherrn zu Salzburg) entworfen," Salzburg, Mayr 1800, klein 8°, 80 S. Die Schrift erwähnt Goethes nicht. Daraus schöpfte auch Wurzbach, biogr. Lexikon, 36, 86. Ein Porträt Spaurs besitzt das Museum in Innsbruck.

[31]) G.-J. 9, 126—127 (C. A. H. Burkhardt).

[32]) Er hat außer dieser abenteuerlichen Travestie des Werther noch anderes, aber keine „Berichtigung der Geschichte des jungen

Werther" geschrieben, welche dem damaligen Werboffizier von Breidenbach zufällt. C. Schüddekopf, Bibliographisches über Goué, Vierteljahrschr. f. L.-G. 6, 145.

[33]) Eine Zusammenstellung aller sprachlichen Unregelmäßigkeiten bietet meine Programmabhandlung (Zu Goethes Sprachgebrauch im Götz v. B.), Wien 1885; ein dort gemachtes Versprechen kann ich erst hier erfüllen. O. Willmann, Über Goethes „Götz v. B." (Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen, 34. Heft, Halle a. S. 1893, S. 98—107). O. Dehnike, Goethe und die Fremdwörter (Progr. des Johanneums zu Lüneburg 1892). Einiges Besondere über die Sprache Schillers und Goethes auch in der Zeitschrift des allgem. d. Sprachvereins 1893 Nr. 1 u. 2. A. Biese, Goethes Sprache, Beil. z. Allg. Z. 1892 Nr. 91. (im Besonderen über das Gedicht „Herbstgefühl" 1775). Mähliß, die Rechtschreibung Goethes und Schillers, Reform, 17. Jahrg., Nr. 3.

[34]) „Götz" wurde zuerst am 14. April 1774 von der Koch'schen Gesellschaft zu Berlin aufgeführt; H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, 5 Aufl. 1893 1, 168. Am 24. Okt. 1774 folgte damit Schröder in Hamburg. In Wien brachte Schreyvogel das Stück erst 1830 in einer (mildernden) Bearbeitung auf das Burgtheater. Vergl. Winter und Kilian, Zur Bühnengeschiche des „Götz v. B.", Hamburg 1891 (Theatergeschichtliche Forschungen von B. Litzmann, 2. H.). John Scholte Nollen, Goethes Götz v. B. auf der Bühne. Diss., Halle 1893.

[35]) Maria Belli-Gontard, Leben in Frankfurt a. M., VI. 48.

[36]) Goethekult und Goethephilologie. Eine Streitschrift. Tübingen 1892, S. 93. Vergl. Litt. Centralbl. v. 24. Sept. 1892.

[37]) G. Brandes, die Hauptströmungen der Litt. des 19. Jahrhunderts, 4. Aufl., S. 45.

[38]) H. M. Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit, Wien 1882, S. 171.

[39]) Kolb, Kulturgesch., 2, 461.

[40]) Nach dem Briefe v. 19. Nov. 1774 in G.-J. 13, 121 scheint im Übrigen eine Frankfurter Geschichte gemeint zu sein.

[41]) Das Material ist übersichtlich zusammengestellt von E. Soffé, Die erlebten und litt. Grundlagen von Goethes Clavigo, Progr. d. deutschen Oberrealschule in Brünn 1891.

[43]) Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild. Oberösterreich und Salzburg, S. 496.

[44]) L. Hirzel, Goethiana aus Lavaters Briefsammlung, Vierteljahrschr. 5, 614. Die kaiserl. Familien-Fideicommiß-Bibl. in Wien besitzt den Nachlaß Lavaters zur Physiognomik (Bilder und Notizen).

[44]) So in „D. u. W.," dagegen „Mit Geist und Feuerschritten" in den Ausgaben; Weim. Ausg. 2, 267.

[45]) Einige bisher unbekannte Briefe Stillings und seine in der 1775 begründeten Lesegesellschaft gehaltenen Vorträge werden nächstens nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr. Nebe in Elberfeld in der Zeitschr. des bergischen Geschichtsvereins gedruckt erscheinen. Das weiter unten geschilderte Wiedersehen mit Goethe in „Schönenthal" (= Elberfeld) erzählt Stilling selbst: Leben Jungs, in seinen sämtl. Schriften, 1. Bd. (Stuttgart 1835), S. 321.

[46]) Das Bild befindet sich jetzt im alten Museum zu Berlin (9. Saal, Nr. 471) und stellt den Kölner Ratsherrn Evrard (Eberhard) Jabach mit seiner Familie dar.

[47]) Gerhard Schneege, Goethes Verhältnis zu Spinoza und seine philos. Weltanschauung. Progr. d. ev. Fürstenschule zu Pleß 1890, nunmehr auch im 27. Bd. der philos. Monatshefte. Alfred Biese, Goethes dichterischer Pantheismus, Hochstiftsberichte N. F. 9 Bd., 1. Heft, S. 3—25, eine schöne Festrede von majestätischer Hohlheit. Erwähnt sei hier noch Albert Beyer, die Philosophie Fr. H. Jacobis nach seiner Schrift: David Hume über den Glauben — oder Idealismus und Realismus. Progr. d. Realschule b. Doventhor in Bremen 1892.

[48]) Emil Grosse, Zur Erklärung von Goethes Gedicht Das Göttliche (und Dauer im Wechsel), Progr. des Wilhelmgymnasiums zu Königsberg i. Pr. 1892. Das Gedicht entstand 1782 und wurde als Nr. 40 ins Tiefurter Journal (V. 10 „Ihnen gleiche der Mensch") eingetragen; Goethe-Schr. 7, 308.

[49]) G. K. W. Seibt, K. von Günderode, Frankfurter Zeitung v. 29. Juli 1887.

[50]) In „Claudine v. Villabella" steht „Buhle." K. Kippenberg, Über Goethes Claudine von Villa Bella, Progr. d. Altstädter Realschule in Bremen 1891, setzt den ersten Entwurf des Singspiels auf Herbst 1773; im April 1775 wurde er wieder aufgegriffen und mit den Beziehungen zu Lili durchtränkt. Vergl. das Litteraturreferat von M. Koch in den Hochstiftsberichten 1893, 2. H., S. 185.

[51]) Hans Altmüller, deutsche Klassiker u. Romantiker. Aufsätze. Kassel 1892, S. 38.

[52]) Das „Veilchen" (1774) ist eine Variation des Motivs von „Heidenröslein," dem Sinne desselben parallel: die Hingabe der wahren Liebe. „Wehmut" (im Singspiel ohne Überschrift) V. 1. Präs. „Ihr verblühet, süße Rosen," V. 3. „Blühet" (Impf.) ganz leicht aus der histor. Folge der dargestellten Vorgänge zu erklären: Ihr verblühet, süße Rosen, nachdem ihr ohnedies einem Hoffnungslosen geblüht habt, dem jetzt der Gram die Seele bricht. Gottschall, Poetik, 6. Aufl., 2., 44. Die wesentlichsten Züge zu „Erwin und Elmire" holte sich Goethe aus Goldsmiths Romanze im „Vicar of Wakefield"; vergl. E. Soffé, die erlebten u. lit. Grundlagen zu Goethes dramatischen Jugendwerken. 1. Heft: Erwin und Elmire. Brünn 1888.

[53]) Der Schluß erinnert an Klopstocks „Messias 16, 125 und sogar an das Leichencarmen auf Gellert von Denis; letzteres aber bloß deshalb, weil beiden Dichtern die Stelle bei Jesaias 14, 9 vorschwebte; vergl. Jahresberichte für neuere d. Litt.-G. 1890, 2., 126. G. Wahl, Hans Sachs u. Goethe. Progr. des städt. Realgymnasiums zu Koblenz 1892, 1893.

[54]) G.-J. 13, 34—35. Lili starb 1817.

[55]) So in der Ausgabe von 1789, im Schweizer Tagebuche aber echt naturalistisch:

„Ich saug' an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Natur."

Weim. Ausg. 1, 78 u. 387 (nach H_{19}).

[56]) Abbildung des „Scheideblicks" G.-J. 13, 96.

[57]) Paul Weizsäcker, Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-W.-E., die Begründerin des Weimarischen Musenhofes, Hamburg 1892. Bornhak, Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-W.-E., die Begründerin der klassischen Zeit Weimars. Nebst Anhang: Briefwechsel A. Amalias mit Friedrich dem Großen, Berlin 1893. Über Musäus vergl. Stern, Beiträge, 129.

[58]) Nicht als hauptwörtlich gebrauchte Nennform von „schmerzen" zu erklären, sondern als volkstümliche Wendung „Leid und Schmerzen;" ursprünglich setzte Goethe den weniger passenden, aber ebenfalls volksmäßigen Ausdruck „Freud und Schmerzen." Weimarer Ausg. Ged. 1, 98 u. 392.

[59]) Basium V: Componensque meis labella labris,
Et morsu petis, et gemis remorsa.

Johannis Secundi opera accurate recognita ex museo P. Scriverii, Leyden 1651, p. 77. Die ältere Fassung Weim. Ausg. 1, 316. — L. Blume, Joh. Secundus i. Weimar, Chr. d. Wiener G.-V. v. 20. Okt. 1893.

[60]) Düntzer, des Dichters Jakob Lenz Flucht von Straßburg an den Weimarer Hof, Westermanns ill. Monatshefte 1893, 74, 266.

[61]) Stern, Beiträge 265.

[62]) Das Gemälde vom Juli 1779 (für unser Titelblatt von R. Reycher — E. H. Schroeder in Berlin gestochen) ist als das zweite May'sche Bild zu bezeichnen, nachdem Fr. Zarncke ein älteres vom Frühjahr 1779 aus dem Besitze der Urenkelin der Frau v. Stein, Frl. Anna v. Zobeltitz mitgeteilt hat; Zarncke brachte auch schon das von C. Ruland in der Leipz. Ill. Ztg. v. 29. April 1893 gebotene Goethebild von G. v. Bosse; bei H. Rollett (Goethebildnisse, Wien 1883) dagegen fehlt es. Das neuentdeckte Bild Goethes stammt ebenfalls aus dem Besitze des Fritz von Stein und wurde mir von Frl. von Zobeltitz gütigst überlassen. Hr. Prof. Julius Trautzl zeichnete es zur Reproduktion auf das Genaueste ab. Das Original ist eine Bleistiftzeichnung (angeblich v. K. M. Kraus) in Silhouettenmanier, Hochbrustbild, Profil nach links, Bildfläche $11_{/8} \times 10_{/8}$ cm und in Holzrahmen gefaßt.

[63]) E. Dühring, die Größen der modernen Litteratur, Leipzig, 1893, 1, 157 anerkennt bei Goethe nur die lyrische „Kleinigkeitspoesie und als umfassendes Hauptstück die dramatische Faustlyrik" (!) als etwas „Eigenartiges" und fügt (S. 163) bei: „Wer die Rolle der Liebe in Goethe begriffen hat (!) und dabei noch den Poetenehrgeiz veranschlagt, besitzt den Hauptschlüssel zum ganzen Leben und Arbeiten des Dichters." Das ist nicht übel!

[64]) A. Wilbrandt, G. Chr. Lichtenbergs ausgewählte Schriften, Stuttgart 1893, S. 328.

[65]) Henry Wood, Goethes Elpenor. Vierteljahrschr. 6, 78—101.

[66]) P. Weizsäcker, das Neueste von Plundersweilern. Beiträge zur Erklärung einiger Stellen, Vierteljahrschr. 6, 67. Das Mädchen mit den schlechten Sitten = Nachdruck, Barbier = Ramler u. s. f. Vergl. G.-J. 14, 274.

[67]) Goethe-Schr. 7, 173 („Auf Miedings Tod").

[68]) Durch die ganz besondere Güte des Frl. von Zobeltitz konnte ich das Concept einer bis 1787 reichenden Autobiographie des Freiherrn Fritz von Stein „Mein Leben. An meine Kinder" benützen, das in dem Buche von Ebers und A. Kahlert,

Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein, nebst einigen Beilagen (besonders Briefe Schillers u. Lottes an Stein), Leipzig, Weidmann, 1846, S. 15—19 nur unvollständig abgedruckt ist. Ich hebe das Wichtigere heraus. Fritz, den 17. Okt. 1773 geboren, schreibt: „Im ersten Jahre nach meiner Geburt kam Goethe nach Weimar, dem ich einen großen Theil dessen, was in meiner Jugend für mich geschehen, verdanke und den ich vorzüglich geliebt habe“. Der Vater war bei seiner Hofstellung und großen Neigung für Gesellschaft wenig zu Hause und darum von geringem Einflusse auf die Kinder, dagegen widmete ihnen die Mutter ihre volle Aufmerksamkeit. Fritz hing mit großer Liebe an seinem Bruder Karl. „Allein dieses Verhältnis dauerte nicht lange. Die letzte Herzogin von Braunschweig, Schwester König Georgs von England, faßte für meine Mutter, die sie in Pyrmont kennen lernen, eine solche Zuneigung, daß sie sich einen ihrer Söhne ausbat, um ihn bei sich erziehen zu lassen. Man hielt dies damals für ein Glück und mein Bruder Karl wurde auf das Carolinum nach Braunschweig spedirt.“ Sein zweiter Bruder Ernst wurde Page des Herzogs. Seinen Hofmeister Kästner fürchtete er, „mit vollem Herzen dagegen hing ich an meiner Mutter und fast noch mehr an dem Goethe, der zu jener Zeit täglich meiner Eltern Haus besuchte, und mir mit Liebe, Ernst und Scherz so wie es nöthig war, begegnete, so daß ich sein Betragen gegen Kinder als ein Muster dieser Art betrachte. Ich war etwa 9 Jahre alt, als mich Goethe zu sich in sein Haus nahm, welches ich die glücklichste Periode meiner Jugend nennen darf. Die Liebe, mit der er meine mannigfachen kleinen Wünsche erfüllte, suchte ich durch Anstrengung, sie zu verdienen, zu vergelten. Ich machte mehrere kleine Reisen mit ihm, besonders nach Ilmenau in der Grafschaft Henneberg, wo er die Direktion eines in der Folge mißglückten Bergbaues führte und mich hierüber gern und vollständig belehrte.“ Durch ihn wurde er auch zum Studium der Mineralogie angeleitet. „Dieses Glück hatte ein paar Jahre gedauert, als Goethe eine Reise nach Carlsbad und von da nach Italien unternahm, ohne es jemand anderem als dem Herzog anvertraut zu haben. Ich blieb nach, weil man stets seine Rückkehr erwartete, fast ein halbes Jahr in seinem Hause, zog jedoch zuletzt wieder zu meinen Eltern, weil es mir einsam in dem Hause war.“ Fritz studierte dann in Jena und trat zu Schiller

in enge Berührung, unternahm eine (von ihm handschriftlich geschilderte) Ferien-„Reiße nach Franken im Herbst 1791“ und 1794 eine Studienreise nach England und Schottland, worauf er in preußische Staatsdienste trat; 1804 vermählte er sich mit einer Freiin v. Stosch, die ihm 2 (früh verstorbene) Söhne und 1 Tochter (spätere Majorin v. Zobeltitz) gebar. Er starb als General-Landschafts-Repräsentant und Präses der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur nach einem großartigen gemeinnützigen Wirken am 8. Juli 1844 zu Breslau. Sein Medaillonbild erhielt ich gleichfalls durch die Enkelin (Anna v. Zobeltitz).

[69]) A. v. Weilen in der „Chronik des Wiener Goethe-Ver.“, 1892, Nr. 4.

[70]) Vergl. nächst dem mir leider unzugänglichen Aufsatze von B. Suphan in der Festschrift zum 8. Oktober 1892 besonders W. Fielitz, Eine Untersuchung zu Goethes Gedicht „Ilmenau“, Progr. der ev. Fürstenschule zu Pleß 1893. Das Original der Dichtung gab C. A. H. Burkhardt im G.-J. 7, 268—273; Düntzer will auf dieselbe, sowie auf „Miedings Tod“, nochmals zurückkommen, um die Verse 114 fg. zu beleuchten.

[71]) K. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774—78, Halle 1892; vergl. Litt. Centralbl. 1893, Nr. 16.

[72]) S. M. Prem, Goethes Fahrt durch Tirol, München 1888 nach einem zuerst im „Tiroler Fremdenblatt“ v. 5. u. 12. März 1888 abgedruckten Vortrage; vergl. dazu Tirolerbote v. 9. April 1888 (Adolf Pichler), Chronik des Wiener Goethe-V. 1888, S. 28 (über „Söller“) und G.-J. 10, 322. Der Aufsatz von P. v. Radics, Goethe, das Haus Habsburg und Österreich, österr.-ungar. Revue 1891, 11, S. 177, 241 ist ohne Kenntnis der obigen Schrift gemacht.

[73]) L. Steub, Herbsttage in Tirol, 2. Aufl., S. 50.

[74]) Goethes Briefe an Ph. Seidel. Italien 1786—88. Mit einer Einleitung von C. A. H. Burkhardt, Wien 1893, S. 24.

[75]) Eine Lebensskizze mit Bild brachte jüngst die ill. Monatsschrift „Der junge Bürger“ 5, 18 (hgg. v. J. Peter in Dornbirn); eine Notiz auch bei Stern, Beitr., S. 245.

[76]) Egon Schunck, Goethes Iphigenie auf Tauris und das gleichnamige euripideische Stück. Progr. d. Gymn. zu Paderborn 1891, 1892.

[77]) Goethe-Schr. 4, 353—355, 358, 401.

[78]) B. Seuffert, Briefe Heinses an Wieland, Vierteljahrschrift 6, 284.

[79]) W. Cummerow, Cagliostro (mit Porträt). Westermanns illustr. Monatshefte 37. (Juni 1893), 324.

[80]) Witold Barewicz, Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung. Progr. des Franz-Josef-Gymn. zu Lemberg 1892.

[81]) Zuletzt in dem Aufsatze: Goethes Antonio und unsere Tasso-Erklärer, Beil. z. Allg. Z. v. 2. Jan. 1892.

[82]) W. v. Biedermann, Zu Goethes „Tasso" (gelegentlich der Besprechung von Kerns Tasso-Ausgabe), Wiss. Beil. der Leipziger Z. 1893, Nr. 33.

[83]) Goethe-Schr. 5, 15. Sie sah Goethen nicht wieder und starb am 5. Nov. 1807 in Rom.

[84]) G.-J. 8, 26 u. 13, 199; ohne Rücksicht darauf schrieb K. Böhm, Goethes Verhältnis zur Antike. Beiträge zur Erklärung einiger Elegien Goethes. Progr. des Mariahilfer Gymn. in Wien 1891, 1892. F. Bronner, Goethes röm. Elegien und ihre Quellen, Fleckeisens neue Jahrb. f. Philologie u. Pädagogik 147. u. 148. Bd.

[85]) Auszug im Katalog der Paar'schen Autographensammlung von Albert Cohn (1893, S. 151), dem ich auch das Facsimile der Verse „Anders" zu „Memento" (S. 384 meines Buches) verdanke.

[86]) Düntzer, Zur Goethe-Forschung. N. Beitr., S. 169.

[87]) Aufzeichnungen von Goethes Diener P. Götze auf der Reise nach Venedig (Fahrt durch Tirol), enthalten in demselben Notizbuche, welches das Stationenverzeichnis und einen Teil von Götzes Tagebuch enthält (Weim. Ausg. III. Abt. 2,19, 3,28 u. 13,1—27) aus dem Archive zu Weimar. Davon war ein Teil (Reiserechnungen von Innsbruck einschließlich bis Kollmann ausschließlich) bereits im Tirolerboten vom 26. Juli 1888 gedruckt. Die Zusätze in eckigen Klammern sind von mir eingefügt. Die sorgfältigen Aufschreibungen sind von eigenem Interesse.

[März 1790:]

19.	Postgeld Reite [Reutte]	2 fl.	30 Kr.
	Bier	—	6
	Schmiergeld	—	8
	Trinkgeld Postill.	—	31
	Postgeld Lermes [Lermoos]	2	—
	Verzehrt	—	20

19.	Schmiergeld	— Fl.	10 Kr.
	Trinkgeld Postill.	—	31
	Weegegeld	—	13
20.	Postgeld Nassereith	2	—
	Trinkgeld Postill.	—	31
	Schmiergeld	—	10
	Armen	—	1
	Postgeld Parwis [Barwies]	2	—
	Verzehrt	—	10
	Schmiergeld	—	10
	Trinckgeld	—	31
	Chaußee Geld	—	13
	Postgeld Dirschenbach	2	—
	Postillion Trinckgeld	—	32
	Schmiergeld	—	10
	Chaußeegeld	—	22
21.	H. Geh. R. bar in Inspruck	—	52
	desgl. [1 fl. 3 Kr. + 2 fl. 6 Kr. + 9 fl. 26 Kr.]	[12]	[35]
	Fuhrlohn Schloß Ambras	1	3
	Trinckgeld	—	36
	einen Kamm	—	30
	in der Sonne verzehrt	4	16
	Trinckgeld daselbst	—	30
	dem Haußknecht	—	20
	desgl. zu Schmieren	—	12
	Postgeld nach Schönberg	3	—
	Trinckgeld	—	30
	Weegegeld	—	9
	Postgeld nach Steinach	2	—
	Trinckgeld Postillion	—	30
	Schmiergeld	—	10
	Postgeld nach Brenner	2	—
	Schmiergeld	—	10
	verzehrt das. Mittag	1	51
	Kellerinn	—	6
	Postillion	—	30
	Weegegeld Sterzing	—	19

22.	in Brenner Postgeld	2 Fl.	— Kr.
	verzehrt	—	14
	Trinckgeld Postillion	—	31
	Schmiergeld	—	10
	in Mittelwalde [Mittewald]	2	—
	Schmiergeld	—	10
	Chaußeegeld	—	19
	Trinckgeld	—	30
	Postgeld nach Brixen	2	—
	Trinckgeld	—	30
	verzehrt	—	10
	nach Collmarn [Kollmann]	2	—
	Trinckgeld	—	31
	Schmiergeld	—	10
	nach Deutschen	2	—
	Trinckgeld	—	31
	Chaußeegeld	—	15
	nach Botzen	2	—
	Schmiergeld	—	10
	Weegegeld	—	10
	desgl. in Botzen	—	16
	Trinckgeld	—	31
	Postgeld in Botzen	2	—
	Trinckgeld	—	30
	verzehrt	—	14
	Schmiergeld	—	10
	Postgeld in Brandsol [Branzoll]	2	—
	Schmiergeld	—	10
	Chaußeegeld	—	9
	Trinckgeld	—	30
	verzehrt	—	8
	Postgeld Neumark [Neumarkt a. E.]	2	—
	Schmiergeld	—	10
	Chaußeegeld	—	8
	Trinckgeld	—	31
	Postgeld Salura [Salurn]	2	30
	Trinckgeld	—	40
	Postgeld Lavis	2	—

22.	Schmiergeld	— Fl.	12 Kr.
	verzehrt	—	20
	Trinckgeld	—	31
	Weegegeld	—	9
23.	Trento [Trient] Logie und Zehrung	3	4
	Schmiergeld	—	12
	Haußknecht	—	6
	Keller Trinckgeld	—	24
	Postgeld nach Aquavido [Aqua viva]	2	30
24.	Trinckgeld	—	40
	Postgeld nach Roveredo	2	—
	Trinckgeld	—	31
	in Roveredo Logie und Zeh.	2	12
25.	zu Post und Trinckgeld	2	21
	Keller Trinckgeld	—	24
	Haußknecht schmier u. Trinckg.	—	18

[88]) Adam Wolf, Österreich unter Maria Thereſia und Joſef II., S. 299.

[89]) Abgeb. nach dem größeren Ölgemälde von Guſtav Müller im Körnermuſeum zu Dresden; über dem Körner'ſchen Weinberg iſt das Schillerhäuschen ſichtbar, wo Schiller am „Don Carlos“ arbeitete; vergl. das Feuilleton der Wiener Ztg. vom 20. Dez. 1892. W. v. Biedermann, Goethe in Dresden, Dresdner Geſchichtsblätter I, 1892, Nr. 3.

[90]) Weim. Ausg., 9. Briefband, S. 223.

[91]) Ein hübſches Bild von dem Badeleben giebt folgender Brief der Frau v. Stein an ihren Lieblingsſohn Fritz:

[Lauchſtädt] 29t Juni 1791

Ich habe einen Brief aber ohne Datum von Dir erhalten, und das gehört doch zum Geiſt der Ordnung dem Du nachſtrebſt, auch habe ich gern wen ich weis welchen Tag meine guten Freunde an mich dencken. Deines Vaters Geſundheit iſt noch beym alten, und heute ſagte mir der Docter er müße geſtehen daß er nicht hoffen könne ihm herzuſtellen, ſondern vielmehr müße man ſich gewärtigen daß der Zufall repetiren würde: erhalte nur Deine Geſundheit daß ich Freude an Dir habe. Mir bekomt das Bad ſehr wohl, und gefalle mich auch hier ſehr gut, den ich lebe in einer geſunden Ordnung. Es

sind immer recht viele Studenten von Halle hier, sie sitzen manchmahl zu 20 an einen langen Tisch in der allé und soupiren und sind lustige Brüder, letz kauften zweye von einen hiesigen Juden ein paar Pferde, und kutschirten lustig vor meinen Fenster vorbey, daß mirs heimlich Angst wurde, den andern Morgen erfuhren wir daß die ganze equipage in der Saale ertrunken war und die zwey Herrns, ein Herr von Ploto und Bismarck, kaum ihr Leben gerettet, der arme Jude trat zu unßeren dejeuné in der allé ganz erschrocken daß man ihm vielleicht könte zur Last legen, und wiederhohlte wie er die Herrns gewarnt sie nicht einzuspannen bis sie erst eingefahren wären. Das klatschen und fahren ist hier unaufhörlich, und die Bälle gepfropft von schönen Damen und Herrn, aber den andern Morgen ist alles verschwunden weil diese Personen bloß aus der Nachbarschaft komen, wircklíche Bade-Gäste sind wenig: Hierbey folgt ein kleines Bade Angedencken. Die Tante Schardt klagt gar sehr über Mangel an Herrn oder vielmehr daß man ihren Staub nur in der Ferne sieht, zu uns gesellt sich nur der alte Obristlieutenant Langener und der noch ältere General Bornstät.

Den Brief von Deinen Bruder habe ich verlegt, oder vielleicht hat ihn meine Schwägerin noch, Du solst ihn noch bekomen. Grüß Knebels wen sie noch in Jena sind. Von der Imhofen habe ich heute einen Brief erhalten und wen ich noch zum schreiben kome, schließ ich Dir einen Brief mit ein, den Du ihr zustellen must. Lebwohl

Deine treue Mutter
v. Stein.

Der Brief, dessen Original mir gleichfalls Frln. Anna v. Zobeltitz zur Verfügung stellte, ist nur zum kleinsten Teile gedruckt bei Düntzer, Charlotte v. Stein, 352.

[92]) A. Leitzmann, Zu Goethes Briefwechsel mit G. Forster, Vierteljahrschr. 6, 152. Forster starb 1794.

[93]) Friedr. Crönert, Goethe an der Mosel, Köln. Z. v. 18.—20. Aug. 1892. Dagegen Düntzer im Litt. Unterhaltungsblatt für Westdeutschland 1892, Nr. 1—2, Grenzboten 51. Bd. Nr. 50.

[94]) Stolbergs Übertritt machte viel Aufsehen und wurde in Aufsätzen und Flugschriften beiprochen; merkwürdig ist in dieser Hinsicht

eine von Janssen übersehene Abhandlung in der theolog.-prakt. Linzer Monatsschrift III (1. Bd. in 2. Aufl. 1810 der Linzer Quartalschrift von 1804) S. 187—256: Über den Übergang des Herrn Grafen zu Stolberg Friedrich Leopolds zur katholischen Kirche. Verfasser derselben ist nach dem Briefe des Pfarrers Langenmayr v. 9. Mai 1806 (Th. Wiedemann, Die relig. Bewegung in Oberösterreich und Salzburg beim Beginne des 19. Jahrh., Innsbruck 1890, S. 258) der freisinnige Professor der Theologie in Salzburg, Dr. Alois Sandbichler. Von Interesse ist auch der Umstand, daß Lavaters hierherbezügliches Schreiben aus Zürich vom 4. Okt. 1800 in der Salzburgischen Litteraturzeitung von Vierthaler 1802, 9. Heft, S. 52 abgedruckt wurde. Jüngst erschien: W. Keiper, Fr. L. Stolberg's Jugendpoesie, Berlin 1893.

[95]) G.-J. 14, 162 (H. Hüffer).

[96]) G.-J. 13, 3—8; vergl. Allerlei Goethe, N. fr. Presse vom 3. Juli 1892, von L. Speidel, welcher den Versuch zu 1795 setzt.

[97]) G. Böttticher, Goethes Realismus, Kreuzzeitung v. 13., 15., 17. u. 18. Sept. 1892 (hübsche gemeinverständliche Zusammenfassung des oft behandelten Gegenstandes).

[98]) Rom, 8. Juni 1787, G.-Schr. 2, 309.

[99]) Stern, Beiträge, 296.

[100]) Goethe-Studien. N. fr. Presse v. 30. März, 1. u. 2. April, 20. u. 21. Mai 1892. Einwendungen gegen diese Ausführungen erhob J. Minor in der Gelegenheitsschrift zum Jubiläum des Dialektforschers P. Hugo Mareta (1892), die mir unzugänglich war.

[101]) Ver. d. fr. d. Hochstifts, N. F. 8, 211.

[102]) Aug. Mühlhausen, Goethe ein Sozialist? Leipzig 1892, bes. S. 13 fg. Sozialistische Probleme finden sich noch häufiger in den „Wanderjahren"; L. Gerlach, Goethe als Sozialpolitiker, Dessau-Leipzig 1892.

[103]) H. Prodnigg, Goethes Wilhelm Meister und die ästhet. Doctrin der älteren Romantik (Progr. d. steiermärk. Landesoberrealschule in Graz 1891), und: Über Tiecks Sternbald und sein Verhältnis zu Goethes W. Meister (ebd. 1892), ferner Donner in einer Dissertation von Helsingfors 1893.

[104]) G.-J. 14, 65 u. 134 (1823).

[105]) Vergl. Bielschowskys Abh. in den Pr. Jahrb. 69, 669.

[106]) Mickiewicz an Odyniec in Dresden (Paris, 8. Dezbr. 1832): „Piszę teraz poema szlacheckie, w rodzaju Herman i Dorotea (Goethego); już ukropiłem tysiąc wierszy. Podoba się bardzo szlachćie tutejszej.“ Pisma Adama Mickiewicza. Vollst. neue Ausg., Leipzig, Brockhaus 1862, 5, 233.

[107]) G.-J. 13, 150. Das Detail über Goethes 3. Schweizerreise hat J. Herzfelder, Goethe in der Schweiz, Leipzig 1891.

[108]) Das Bild vom St. Gotthard-Passe (2114 m) entnahm ich als Seltenheit aus dem Quartanten État et délices de la Suisse, Neufchâtel 1778, 1, 421, auf den mich Herr Kustos Fischnaler in Innsbruck hinwies; auf einige Treue macht wohl nur das Hospiz Anspruch. Die Ansicht ist von Süden her, 1 bedeutet den Ursprung der Reuß, 2 den des Tessin.

[109]) O. Harnack in Seufferts Vierteljahrschr. 5, 113.

[110]) Über ihn handelten jüngst: M. Carrière, Herder, Beil. z. Allg. Z. 1893, Nr. 128. Eug. Kühnemann, Herders Persönlichkeit in seiner Weltanschauung, Berlin 1893.

[111]) H. Düntzer, Goethes Epilog zu Schillers Glocke, Zeitschrift f. deutsche Philologie, 26. Bd., S. 81—105.

[112]) Für das Jahr 1806 wurde Keils noch immer lehrreiches Buch benutzt, über „Goethes politische Lehrjahre“ sprach Prof. Dr. Ottokar Lorenz bei der Generalversammlung zu Weimar den 25. Mai 1893; die Rede brachte die Beil. zur Allg. Z. 1893, Nr. 129—130.

[113]) In Schorers Familienblatt 1889, S. 312, und Gartenlaube 1887, S. 687, abgebildet.

[114]) Reinhold Steig, Bettina, D. Rundschau v. 15. Aug. 1892, S. 304. Steig wird in einem größeren Werke (Achim v. Arnim und die ihm nahe standen) wohl auch die Beziehungen Bettinas zu Goethe und den Streit mit Christiane völlig aufklären, da ihm die Familienpapiere zur Verfügung stehen. Leider wurden von diesen viele verbrannt.

[115]) W. Lang, Graf Reinhard als deutscher Dichter, Vierteljahrschrift 6, 251.

[116]) W. Büchner, Über Goethes Pandora, Lyons Zeitschrift, 7. Jahrg., 5. u. 6. H. (1893). O. Harnack in den Preuß. Jahrb. 73. Bd. 1. H.

[117]) R. Steig, Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892, S. 34. Vergl. österr. Litteraturbl. 1893, Nr. 10 u. 11.

[118]) Weißenbach, geb. 1. März 1766 zu Telfs in Tirol, vermählt mit Aloisia v. Dornfeld aus Linz, k. k. Rat und Professor in Salzburg, wo er 1821 starb. Sein Drama „Der Brautkranz. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von Prof. Aloys Weißenbach. Wien 1810. Im Verlag bey Joh. Bapt. Wallishausser" wurde am 14. Jan. 1809 am Burgtheater aufgeführt (auch Körners Toni Adamberger spielte mit). Vergl. A. Pichler in Amthors „Alpenfreund" IV. und zuletzt „Österr.-ungar. Revue" 1892; R. v. Strele in einem Feuilleton der „Presse" v. 14. Juni 1887 und S. M. Prem, Feuill. der „N. Fr. Pr." vom 29. Aug. 1889. Eine Biographie Weißenbachs ist von Fr. Tasatscher in Innsbruck zu erwarten.

Der erwähnte Brief Goethes (Strehlke 2, 373) ist gedruckt in einem Aufsatze „Goethe als Theaterdirektor" in den Grenzboten 1857 I, Nr. 4, S. 123 (nach G. Freytags gütiger Mitteilung ist der Verfasser des Aufsatzes Aug. Diezmann) und in der Berliner Sammlung „Goethes Briefe, worunter viele bisher ungedruckte". Allgem. D. Verlagsanstalt, 3 Bände, Berlin 1856—65, im 3. Bd., S. 635:

> So angenehm es mir ist, mich in der Gegenwart mit Künstlern über ihre Arbeiten zu unterhalten, so unmöglich wird mir dies in die Ferne. Man muß erst über gar manche Maximen einverstanden sein, ehe man über ein Kunsturtheil klar werden kann. Verzeihen Sie daher, wenn ich auf Ihr Trauerspiel „Der Brautkranz" nur so viel erwiedere, daß für uns der Dialog zu ausführlich ist, und fast durchaus die Handlung allzusehr retardirt. Wäre das Stück um ein Drittel kürzer, so dürfte es wol auch auf unserer Bühne versucht werden. Doch eine solche Operation, die nur dem Autor geziemt, würde diesem selbst schwer werden, weil eben der ausführliche gemüthliche Ton durch das ganze Stück geht und ein vorzügliches Verdienst desselben ausmacht. Mehr sage ich nicht, als daß ich bedauere, daß die Entfernung mich hindert, Ew. Wohlgeboren und Ihre theure Gattin persönlich kennen zu lernen. Das Manuscript folgt hierbei mit Dank zurück.
>
> Weimar, 3. März 1809. Goethe.

Das Original ist verschwunden; in der Autographensammlung des Wiener Schriftstellers Moritz Bermann, die ich mit Hilfe des Dichters L.-A. Frankl durchsah, ist es längst nicht mehr, und auch in Weimar findet sich nichts auf Weißenbach Bezügliches.

[119]) M. Koch, Ein Brief Goethes nebst Auszügen aus Briefen P. A. Wolffs (Studien zur Litteraturgeschichte. M. Bernays gewidmet von Schülern und Freunden, Hamburg, L. Voß, 1893) bringt endlich den Abdruck des Originalbriefes von Goethe an Wolffs Mutter (Weimar, 1. Sept. 1803), S. 25—26. Dortselbst auch ein Aufsatz über Goethe und Falconet (von G. Witkowski) und über Herders letzten Kampf gegen Kant.

[120]) Steig, Goethe u. die Br. Grimm, S. 30 fg.

[121]) G.-Schr. 3. — Zur Vervollständigung sei noch angeführt: G. Wustmann, Zwei Radierungen Goethes aus der Leipziger Zeit, Lützows Zeitschrift f. bildende Kunst, N. F. 4 (5. Heft) 1893.

[122]) Gedr. Weim. Ausg. 9. Bd., nachdem sie zuerst Boas bekannt gemacht. E. Kilian, Zu Goethes Bearbeitung von „Romeo und Julia", Allg. Z. 1892, Beil. 250, ebendort auch (Okt. 1892) G. Ramberg, Shakespeares „Romeo und Julia" in der Bühneneinrichtung von Goethe.

[123]) Steig, Goethe u. d. Br. Grimm 88. — G.-J. 12, 228.

[124]) G.-J. 11, 246. Inedita brachte zuerst die Weimarer Redaktoren-Festschrift zum 8. Okt. 1892, seither die Weimar. Ausgabe der W.W. im 12. Bd. (dortselbst auch die wenigen Spuren der orientalischen Oper „Feradeddin und Kolaila").

[125]) Stern, Beiträge, 177 (enthält Neues).

[126]) Nach Regesten in dem handschriftlichen Drucke „Aus dem Nachlaß von Franz und Antonie Brentano v. Birkenstock pietätvoll gesammelt". Goethes erster Brief an Antonie, Weimar, den 4. Jan. 1814, ist ein Dankschreiben für Übersendung der Schrift „Canovas Grabmal" von Hofrat v. Birkenstock, der zweite (Weimar, 15. Januar 1814) kündigt den Besuch seines Sohnes an. Dann folgen: Wiesbaden, 28. Aug. u. 8. Sept., Frankfurt, 18. Sept., Weimar, 21. u. 24. Nov. u. 28. Dez. 1814, 16. Jan.; 12. Febr., Wiesbaden, 6. u. 18. Juli, 6. Aug., Frankfurt (nicht Erfurt!), 15. Aug. 1815. Weimar, 19. Juli 1816, Jena, 16. Jan. u. 26. März, Weimar, 20. Juli 1818, Jena, 25. Aug. 1819, Weimar, 13. April 1821. Einer (vermutlich Neujahr 1820, da von der „Feier seines Alters" in Frankfurt die Rede geht) ist ohne Datum, da es wahrscheinlich für einen Autographensammler weggeschnitten wurde. Zwei Briefe Antoniens (28. Mai und 2. Aug. 1816) liegen im Archive zu Weimar. Antonie war am 28. Mai 1780 zu Wien geboren und starb am 12. Mai 1869 zu Frankfurt a. M. Ihre Tochter Maximiliane heiratete

den badischen Minister und Bundestags-Gesandten Friedrich Landolin Reichsfreiherrn v. Blittersdorff; deren zweite Tochter Ludovica ist vermählt mit Baron Adalbert v. Rauch in Frankfurt. Beethovens Brief betreffs der Sonate ist vom 20. Dez. 1821 datiert und an Franz Brentano gerichtet.

127) H. Morsch, Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen", G.-J. 14, 212.

128) Die aus dem Tagebuche Boisserées bekannte Episode erhält eine Bekräftigung durch die Erzählung Wilhelm Grimms: Steig, Goethe u. die Br. Grimm, S. 101. Ein hübsches Bild der Gerbermühle ist nächst dem bei Creizenach in der Gartenlaube 1877 zu finden.

129) Etwas verändert bei Hempel 2, 419.

130) Steig, Goethe u. die Br. Grimm, S. 98.

131) Den Nachweis führt in einem auch methodisch sehr lehrreichen Aufsatze K. Burdach, G.-J. 11, 3.

132) A. Ammann, Der Rochusberg bei Bingen a. Rh., Darmstadt 1893, S. 80 (Bild der neuen Kirche).

133) R. Loening, Die Hamlet-Tragödie Shakespeares, Stuttgart 1893.

134) Über die Wechselwirkung zwischen Grimms und Goethe in Hinsicht auf Märchen vergl. Steig, Goethe u. die Br. Grimm, S. 119. Über einen unechten Divan-Vers vergl. Grenzboten 1893, I, 596.

135) Ehrmann adoptierte, nachdem sein einziger Sohn im Zweikampfe gefallen, einen gewissen Stellwag, der später Kreis-Medizinalrat in Speier wurde und mit Josephine Gyßlings (nicht Guislin!) aus Seraing vermählt war. Seine jüngste Tochter (Adelheid) ist die Mutter Martin Greifs. Vergl. S. M. Prem, Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens, Leipzig, Renger, 1892, S. 4 u. 29. Über Joh. Chr. Ehrmann gedenke ich in einem eigenen Aufsatze demnächst zu handeln.

136) A. John, Zur Volkskunde des Egerlandes, Weinholds Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1892, S. 313. Über Goethe und Abt Reitenberger vergl. meinen Aufsatz in Johns litt. Jahrbuche I, 17, in der Goethe-Bibliographie bei Goedeke S. 600 falsch angeführt, und „Bohemia" v. 18., 19., 20. u. 22. Aug. 1893 (H. Schneider). Der unternehmende Prälat war 1779 als Sohn des damaligen Bürgermeisters Franz Reitenberger in Neumarkt bei Tepl geboren, wurde 1813 Abt, aber 1827 entsetzt, und starb 1860 im Stifte Wilten bei Innsbruck. Herr John photographierte mir das Ölbild Grüners

im städt. Museum zu Eger und den Kammerbühl (Westseite mit dem Denkstein des Grafen Sternberg beim alten Stolleneingang). Die Bilder aus Marienbad verdanke ich Herrn J. May dortselbst. Über ein geplantes Denkmal Goethes auf dem Kammerbühl vergl. Johns erwähntes Jahrb. 1, 33 (mit Abb.). S. Günther, Der Kammerbühl. Eine vulkanistische Studie, Ausland 1893, 66. Jahrg., Nr. 23.

[137]) L. Spach, Ein Salon in Straßburg unter der Restauration. Moderne Kulturzustände im Elsaß, 2. Bd., Straßburg 1873, S. 94—108.

[138]) Victor Hansgirg, Goethe in Marienbad. Marienbader Festalbum zum fünfzigjährigen Jubiläum im August 1868. Marienbad, E. A. Götz, 1868. E. Redenhall, Goethe in Marienbad, Breslauer Monatsblätter 1889, S. 121—122, behandelt vornehmlich Goethes Beziehungen zum Scharfrichter und Kunstsammler Huß. Über Ulrike finden sich da jedoch manche Irrtümer, desgleichen in dem Aufsatze von F. Groß, Ulrike v. Levetzow. Zu ihrem 90. Geburtstage. Wiener Fremdenblatt Nr. 36 v. 5. Febr. 1893. K. Heinemann gab zu einem kurzen Aufsatze „Goethes letzte Liebe" in der Gartenlaube 1893, S. 124—125, 3 Bilder: Trzíblitz, Ulrike v. L. im Alter und ein Familienbild von 1822. Ich folge hier meist Ulrikens eigenen Angaben.

[139]) Zuletzt gedruckt in einem Referate L. Geigers, Allg. Z. Beil. Nr. 72 v. 25. März 1892.

[140]) Vergl. die erwähnten Streitschriften von Froitzheim, S. 2, u. Düntzer, S. 77.

[141]) Vierteljahrschr. 6, 274.

[142]) Steig, G. u. d. Br. Grimm, 201.

[143]) Gegen Loepers Behauptung im G.-J. 8, 166.

[144]) Ilse Frapan, Bischer-Erinnerungen, S. 156.

[145]) Steig, G. u. d. Br. Grimm, 135.

[146]) Nur der Gewohnheit halber sei hier an das kuriose Buch „Der glaube Goethes u. Schillers von J. Friedrich, Halle 1881, 1. Thl." erinnert. Munz, Goethe in seinem Verhältnis zu Christentum und Vaterland, Kathol. Schulkunde II, 1—3. W. Heinzelmann, Goethes religiöse Entwicklung, Monatshefte der Comeniusgesellschaft, 2. Bd., 4. u. 5. Heft (1893). E. Wolff, Schillers u. Goethes Verhältnis zu Litteratur und Leben unserer Zeit, Hochstiftsberichte, N. F., 9. Bd. 2. Heft.

147) E. Flügel, Thomas Carlyles rel. u. sittl. Entwicklung und Weltanschauung, Leipzig 1887, S. 67 und 259 Note.

148) Joh. Anton Falger (nicht Folger!), geb. 9. Juli 1791 zu Elbigenalp im Lechthale, bildete sich in München, wo er Senefelders Freundschaft gewann, als Lithograph aus und war 1819—21 in der Bertuch'schen Anstalt zu Weimar beschäftigt. Er erzählt: „Meister Goethe lebte noch in Weimar, als ich dort war, er war oft bei uns im Institut." Goethe nannte ihn bei Besprechung der Tafeln zu den brasilianischen Palmen von Martius. Noch 1826 sandte er von München aus eine Rolle Lithographien an Goethe. 1831 kehrte er nach Elbigenalp zurück, errichtete in seinem Hause eine Zeichenschule und starb am 15. Dez. 1876, nachdem er sein Haus der Königin-Mutter Marie v. Bayern vermacht hatte. Chr. Schneller, A. Falger und das Lechthal. Zeitschr. d. Ferdinandums zu Innsbruck, 3. Folge, 21. Heft (1877), S. 7 fg.

149) L. v. Kretschman, Erinnerungen der Baronin Jenny v. Gustedt, Braunschweig 1892, S. 72. Aus Goethes häuslichem Leben in den Jahren 1803—24 erfahren wir manches aus den von Ferd. Heitmüller herausgegebenen Briefen Fr. W. Riemers an die Familie Frommann in Jena (Aus dem Goethehause, Stuttgart 1892). Im Folgenden verwertete ich einzelne Bemerkungen Ottilie von Goethes in den noch ungedruckten Erinnerungen der Frau v. Littrow-Bischoff.

150) G. Waniek, Grillparzer unter Goethes Einfluß, Xenia austriaca. Festschrift der österr. Mittelschulen zur 42. Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner zu Wien 1893, 2. Abt. u. seither auch im Progr. d. Gymnasiums zu Bielitz 1893.

151) Im Auftrage K. Ludwigs I. malte 1828 der bayr. Hofmaler Josef Stieler Goethes Bild, das wir als das beste Porträt des alten Goethe hier bringen. Andere Bilder sind auch dem Prachtwerke „Die Schätze des Goethe-Nationalmuseums" entnommen worden.

152) W. Gwinner, Goethes Faustidee nach der ursprünglichen Konzeption aufgedeckt und nachgewiesen, Frankfurt a. M. 1892. Vergl. dagegen H. Baumgart, Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert, Königsberg i. Pr. 1893, 1. Bd. Vergl. Litt. Centralbl. 1893 Nr. 36 (K. J. Schröer). L. Houssé, Die Faustsage und der histor. Faust, Luxemburg 1862; K. Küchler, Die Faustsage und der Goethe'sche Faust, Leipzig, G. Fock, 1893, und Wiss. Beil. d. Leipziger Zeitung 1893, Nr. 34. Karl Schmidt, Gedanken über Goethes Faust.

Progr. des Realgymn. am Zwinger in Breslau, 1892. J. Collin, Untersuchungen über Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt, Leipzig 1893. Der Österreicher Michael Enk v. d. Burg schrieb seinerzeit „Gedanken“ und der Tiroler Johannes Senn „Gloſſen“ zu Goethes „Faust“. Die Bilder zum Faust bespricht A. Tille in den Preuß. Jahrb., 72. Bd., 2. Heft. Vom spiritistischen Standpunkte aus behandelt den Gegenstand umfänglich das eben bei Max Spohr in Leipzig (illustriert) erschienene „Faustbuch“ von Karl Kiesewetter. Über ein altes deutsches Drama von Beckh „Schauplatz des Gewissens“ (1666) mit Anklängen an die Faustsage berichtet G. Ellinger, Vierteljahrschr. 5, 337 fg. L. Geiger handelt in Westermanns ill. Monatsheften (Sept. 1892) von deutschen Faustdichtungen des 19. Jahrh. Um die Noten nicht zu sehr zu zerreißen, füge ich noch einige neuere Aufsätze hier an: R. M. Werner, Fauststudien, Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien, 44. Jahrg., 3. Heft, u. G.-J. 14, 245 (Wiener Faustſtücke). O. Pniower, Einige Faustparalipomena Goethes, Vierteljahrschr. 5, 408.

[153]) Ferd. Kürnberger, Über das antik und modern Tragische; Lausers allg. Kunstchronik 1892, Heft 12, S. 280. Hermann Türck, Das Wesen des Genies (Faust und Hamlet), Reudnitz-Leipzig 1888.

[154]) Graffunder, Der Erdgeist und Mephistopheles in Goethes Faust, Preuß. Jahrb. 1891, 700 fg.

[155]) Hans v. Basedow, Charaktere und Temperamente, Berlin 1893, 1, 113 (Mephisto bedeutet Fausts Schicksal, Gretchen den modernen empfindenden Menschen, im ganzen Drama kämpft das Moderne mit dem Antiken, bis schließlich die Liebe über Kunst und Wissen triumphiert).

[156]) Alfred v. Berger, Juridische Fragen aus Goethes „Faust“, Wiener Lit. Z. v. 15. April 1891. Türck, S. 4.

[157]) W. v. Biedermann, Die Domszene im „Faust“, W. Beil. der Leipziger Ztg. 1893, Nr. 33. P. Harms, Frankfurter Ztg. 1892, Nr. 231. Über Fausts Gang zu den Müttern W. Beil. der Leipz. Ztg. 1890, Nr. 199.

[158]) G.-J. 9, 198.

[159]) Beil. z. Allg. Z. 1892, Nr. 165, 174, 191.

[160]) G.-J. 10, 223 (J. Minor).

[161]) Nunmehr gedruckt in Rodenbergs D. Rundschau (1892), 18. Jahrg., 10. Heft.

[162]) K. J. Schröer zählt: 1. Teil 4612, 2. Teil 11 110 Verse (im ganzen also 15 722). Die neue Weimarische Ausgabe hat dagegen im 2. Teile 11 111 Verse (da der 10 524. lautet: „Er ist behend, reißt alles mit sich fort"), im ganzen demnach 15 723 Verse. Vergl. Chr. d. Wiener Goethe-Vereins 1889, Nr. 1. Schröers Faustausgabe erschien 1892 in 3. Auflage.

[163]) Fritz Meißner, Der Einfluß deutschen Geistes auf die französische Litteratur des 19. Jahrh. bis 1870, Leipzig, Renger, 1893. Im neuen Reich 1878, I, 897. Jüngst hat Fr. Sebatier den „Faust" nach dem Metrum des Originals ins Französische übersetzt. Den Portugiesen übersetzte Almeida den „Prolog", Giovanni Prati bot im „Armando" eine Nachahmung, auch Puschkin schuf eine Faustszene und den Tschechen übersetzte ihn Emil Frida (Vrchlický).

[164]) Der polnische Faust Jan Twardowski (twardy = fest) ist Sohn eines polnischen Edlen aus der Gegend von Podgórze bei Krakau. Siehe: Meister Twardowski. Volkssage nach dem Polnischen von J. J. Kraszewski. Frei bearbeitet (deutsch) von Hans Max, 2 Bdch., Wien, Waldheim, 1879.

[165]) G.-J. 12, 133 (J. Wahle).

[166]) F. Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches, II. (Neue Ausg., Leipzig 1886), 74.

Register.

1. Namen der S. 1—429 vorkommenden (nicht fingierten) Personen und Orte.

Aachen 10 336
Adersbach 231
Aelst P. v. d. 65
Äsop 59
Ätna 213
Aischylos 135
Alberti 196
Algier 120
Almeida 425
Altdorf 142 289
Alxinger 115 258
Amsteg 142
Anakreon 183 196
Andermatt 143
Andernach 127 344
Anna Amalia (Herzogin) 118 152 154 163 171 186 187 226 227
Ariosto 198
Aristophanes 181
Arndt 156
Arnim Achim v. 308 338
Artern 18
Arwe 176
Aschaffenburg 339
Asseburg 191
Assisi 199
Athen 207
Auerbach B. 56 202 262
Auerstädt 306
Augereau 306
Augsburg 12 97 103 105 229 231
August v. Gotha (Prinz) 185 313
Auguste v. Kassel (Prinzessin) 313
Augustinus (St.) 116

Bacchiglione 198
Bacharach 98
Baden 353
Bächtold 106
Bärenthal 61
Balme 176
Bamberg 100fg.
Bansa Sophie 343
Barr 74
Barwies 228
Basedow 118 124fg. 133 168 323
Basel 12 59 144 173 400
Bassenheim (Graf) 107
Bastberg 61
Bayle 59
Beaumarchais 120
Becker 184
Beethoven 216 338
Behrisch 40 42 44 45 50 86 93 167 191
Bellomo 234
Belvedere 221
Benediktbeuern 191

Seite

Bensberg 132 133
Béranger 357
Berg (Frau v.) 313
Bergen 29
Berlin 112 134 148 167 201 227 230 234 323 330 341 354
Bern 173—175
Bernhard (Prinz) 240 363
Berolbingen 171
Berthier 307
Bertuch 154
Beffungerwald 88
Biberich 34 98 334 339 343
Biel 173
Bielschowsky 77
Bingen 98 240 246 335 339
Birkenstock 337 338
Birs 173
Bitsch 61
Blangini 115
Blankenburg 187
Blücher 307
Blumenhold 79
Boccaccio 328
Bode (Fluß) 187
Bodensee 218
Bodenstedt 357
Bodmer 10 15 139 140 144 177
Böhme 38 40
Boerhave 59
Börne 381
Boisserée S. 287 326 327 329 340 341 344 345 348 350 351 394 396
Bologna 198
Bondeli 97
Bonn 127 242 344
Bonnet 176
Borinski K. 415
Bozen 191 196
Braitmaier 114 427
Branconi 175 181 187 223
Brandes G. 263 272 319
Brant Seb. 74
Braunfels 96
Braunschweig 43 187
Breitkopf 45 47
Brenner 194fg. 228 229
Brenta 198
Brentano Antonie 337fg. 342fg. 351fg. 355
— Bettina 30 110 308 310 314 321 339 381
— Clemens 110 308 332 346
— Franz 337 fg. 346 350
— Georg 344 345
— (=Gnoffo) 337
— Gundel (Kunigunde) 338
— Maxe = la Roche
— Maximiliane 338
— Meline 308 338
— Peter A. 109 110 337 345
Breslau 231—233
Brieg (Wallis) 177
Brienzersee 174
Brion Friedrike 66 fg. 71 72 74fg. 79fg. 101 121 145 171 216 280 376 409
— Sophie 76 77
Brocken 166 188 408
Brockes 27
Brodzinski 282
Brösigke Cap. v. 364 366 368
— Frau v. 367
— Amalie = Levetzow
Bruno 59
Bubna 332
Buchsweiler 60 61 67 278
Bückeburg 87
Bülow 270 370
Bürgel a. M. 242
Bürger 104 133 184
Buff Lotte (Kestner) 93 fg. 106 108 111 113 fg. 122 142 353
Bulwer 427
Burdach Konrad 351
Burghausen 26
Buri 32 127
Byron 356 378 390 391 417

Cagliostro 211 236
Calderon 364

Seite

Canova 337
Carlyle Thomas 378 380
Carrière M. 170
Carteſius (Descartes) 59
Caſerta 210
Caſtell Gandolfo 215
Catania 213
Catull 225
Celano Thomas v. 408
Cento 198
Cervantes 393
Chamiſſo 284
Chamounix 176
Chiavenna 218
Chodowiecki 116 168 280
Chur 200 218
Claudius 188
Clausthal 166 188
Cleve 315
Clodius 41 133 188
Cluſe 176
Comenius 9 26
Conſtantin (Prinz) 137 153 270
Conſtanz = Konſtanz
Corneille 30
Cornelius P. 327
Cotta 287 292 315
Cramer 33
Creizenach Th. 349
Creſpel 34 35 55
Creuz 27
Creuznach a. Nahe 400
Curland D. v. (Herzogin) 363
Cuſtine 245
Czenſtochau 232 233

Dalberg K. v. 164 270 337
Dannecker 287
Dante 196
Darmſtadt 29 83 85 fg. 89 112 137 139 149 341 348
Darwin 237
Daurer 116
Deinhardſtein 383 392
Delf Helene Dorothea 138 150 246 286
Denis 85
Dénon 307
Dentzel 307
Derones (De Rosne) 30 261
Deſſau 42 167 168 184
Deſter 127
Deuz 132
Diderot 184 284 295
Diepenbrock 338
Diez (Prälat) 330
— (Stadt) 97
Dölitz 50
Donner R. 49
Dornburg 282 389
Drachenthal 143
Dresden 42 49 51 231 254 312 323 331
Drollinger 27
Drouet 241
Druſenheim 68 75
Düntzer 71 77 80 94 118 351 393
Düſſeldorf 128 129 242
Duisburg 243
Dumouriez 241

Ebel 146
Eberſtadt 171
Eger 50 191 361 362 367 368 370 374
Ehrenfels a. Rh. 335
Ehrenbreitenſtein 97 109 110
Ehrmann J. Chr. 59 345 358
Echegaray 320
Eibingen 339
Einſiedel H. v. 152 229
Einſiedeln (Maria-) 142
Eiſak (Iſarcus) 195
Eiſenach 166 171 188 285 316 343
Eckardt L. 172
Eckermann 50 285 310 311 369 380 390 409
Eckl 366
Elberfeld 128
Elbogen 374
Eliſabeth v. England 407
Eltville (Ellfeld) 334 336

Seite

Emmendingen 140 173
Emmenthal 174
Ems 12 97 118 124 125 133
Engelbach 58 60
Enſisheim a. Ill 74
Entenfuß Joh. 400
Erbach a. Rh. 334
Erfurt 100 164 171 285 313 400
Erneſti 41
Erthal C. Fr. v. 337
Eſcher 288
Etſch (Adige) 195
Ettersberg 160
Ettersburg 118 168 171
Euripides 119 202
Everard Jan = Johannes Secund.
Everdingen 49 245
Ewald 149
Eyck 340 348

Fahlmer 128 147 173 340
Falck 77
Falger A. 381
Falk 307
Fakenau 368
Feldberg 34
Ferdinand von Braunſchweig (Herzog) 239 305 308
Ferrara 198 210 217
Feuerbach A. 363
Fibich Cleophe 163
Fichte 298 308 359 415
Fichtelgebirge 189
Fielitz Wilhelm 158
Firmian 275
Fiſcher Kuno 217
Flachsland (Caroline Herder) 62 65 87 88 92 98 163 226
Fleiſcher 37
Florenz 218 374
Florian 245
Forſter Georg 171 236 240
Foscolo Ugo 115
Frankfurt a./M. 3 16 18 20 22 26 28 31 36 37 43 44 51 56 59 60 76 78 81 fg. 98 106

Seite

108 fg. 123 124 128 134 136 fg. 145 150 151 171 178 213 239 242 246 268 278 285 308 310 337 338 340 341 343 fg. 348 400 405
Franklin B. 337
Frank v. Steigerwald 82
Franz II. (Kaiſer) 238 305
Franzensbrunn 370
Fredro 374
Fritſch Thomas v. 154 222
Froitzheim 60 79
Frommann 309 311
Fürnſtein A. 368
Fulda 285 339

Gädertz K. Th. 309
Gajewska (Madame) 374
Gallitzin 243
Gambs J. Chr. 80
Garbenheim 95
Garve 50 183
Geibel 213 423
Geiſenheim 335 339
Gellert 27 38 42 44 46
Genf 176
Genſichen O. F. 290
Gentz 312 313
Gera 275
Gerbermühle 345
Gerock 34
Gerſau 142
Geßner S. 177
Gickelhahn 181 395
Gießen 94
Girgenti 213
Gladbach 132
Glatz 232
Gleim 10 46 129 187 337
Göchhauſen 151 152 229 295
Göcking 275
Goedeke K. 295
Görlitz 312
Görres J. v. 326 344
Goertz (Graf) 222
Göſchen 189 208 258

Seite

Goethe J. K. 18 19 21 24 27 81 82 89 107
— K. E. (Frau Rat) = Textor.
— Cornelia 20 34 41 98 109 122 134 140 163 173 (389)
— H. J. 20
— Aug. v. 104 221 285 330 331 352 390
— Ottilie v. = Pogwisch
— Walther 355
— Fr. G. 18
— H. Chr. 18
— (Großmutter) = Schellhorn.
Göttingen 36 184 188 227 296
Götz J. N. 46
Götze Paul 228 234
Goldoni 217
Goldsmith O. 62 67 134 264
Gotha 171 184
Gotter 92 171 181
Gottsched 13 39 40 183 245 247 248
Gouné 92
Gounod 423
Graditz bei Torgau 389
Grafa (Madame) 366
Graz 190
Greif M. 66 426
Grenier 249
Gretchen 30 31 34
Grillparzer 264 321 387 423
Grimm F. M. 184
— H. 3 114 275 347
— J. 21 248 321 427
— L. 348
— W. 322 325 348 369
Grindelwald 174
Grüner 363 370 374
Gryphius 13
Guaita Georg Friedr. v. 348
Guarinoni 13
Günderode 61 132 339
Günther J. Chr. 38
Gustedt J. v. 310

Hackert Philipp 210
Hafis 330 356
Hagedorn 27
Hagen v. d. 322
Hagenau 61
Hahn-Hahn Ida (Gräfin) 189
Halberstadt 187 394
Halle a. S. 46 303 378
Haller 13 27 83 85 139
Hamann 63 83 84 243
Hamerling R. 119 423
Hammer-Purgstall 329 343 357
Hanau 285 341
Hannover 112 128 144
Hardenberg 49
Hartmann D. 105 115
Harz 187 303
Haslithal 174
Hattenheim 334
Haugwitz 139 140 144
Hay 337
Hebbel 148 272 278
Hebel J. P. 350
Hechingen 287
Hederich B. 386
Hegel 103 309 322 330 415
Hehn Victor 277
Heidelberg 150 246 286 348 350 353
Heilbronn 103 fg. 286
Heine 66 193 249 263 283 296 344 357 392 423
Heinrich v. Alkmar 247
Heinse 128 129 155 210 217 242
Helmholtz 237 422
Helvig A. = Imhof
Hemsterhuis 243
Hendel 41
Herder 14 54 57 62 fg. 71 78 82 fg. 87 88 93 98 104 118 120 124 148 164 187 189 190 208 213 221 225 fg. 232 248 254 271 277 284 298 324 357 378 401
— Karoline = Flachsland
Herdt 107
Herodot 274

Seite

Herzan 207
Herzfelder 142
Herzlieb M. 309 fg. 314
Heß 331
Hettinger 380
Hettner H. 99 226
Heyngendorf 154
Heyse Paul 357
Hildebrand R. 279
Hildesheim 92
Hillern Wilhelmine v. 262
Himburg 148
Hirschstein 316
Höchst 22 246
Hölderlin Fr. 286
Höpfner 94
Hof 313 370
Hohenasperg 180
Holstein P. v. (Prinz) 62
Holtei 339 390
Homburg v. d. H. 85 86
Homer 16 63 207 211 225 278
Horaz 225
Horn 34 43 45 55 78 286
Hornberg 104
Hospenthal 177
Hrabanus Maurus 339
Huber 50 239
Hüsgen 31
Hugo Victor 392
Humboldt Al. v. 353
— W. v. 255 273 274 276 281
— Frau v. 348
Hutten 288 356

Jabach 129 344
Jacobi F. H. 122 128 fg. 132 146 147 188 242 303
— Betty (v. Clermont) 128
— G. 128 129 134
— Lotte 128
Jagsthausen 101 103
Jakob Th. A. L. v. 377
Jaraczewska (Gräfin) 374
Ibsen 423
Jean Paul 256 273 338

Seite

Jena 74 160 189 227 231 246 253 fg. 274 290 296 305 fg. 312 323 353 355 369
Jerôme (König) 115
Jerusalem K. W. 92 107 108 110 111 113
Iffland 180 235 291 341
Igel (Dorf) 240 242
Ilmenau 154 166 188 238 277 395
Imhof-Helvig 363 377
Immermann 193
Ingelheim 339
Innsbruck 91 192 193 228 229 239 400
Interlaken (Unterlaken) 174
Inzing 192
Joh. Nep. 364
Joh. Secundus 162 225
Johannisberg 334 339 343
Josef II. (Kaiser) 31 92 186 207 229 230
Isel (Berg) 193
Juditten 39
Jung-Stilling 59 128 129 350
Jura 176

Kämpf 126
Kalb v. 150 151
— Charl. v. 152 256
Kalkreuth 246
Kaltennordheim 183
Kammerbühl 323 364
Kanne Dr. 44
Kant 12 131 254 267 298 402 414
Karadzič 377
Karl (Erzherzog) 337 343
Karl V. (Kaiser) 400
Karl v. Braunschweig 175
Karl Alexander (Großherzog) 355
Karl August (Großherzog) 137 149 153 164 168 184 187 215 216 222 225 227 230 234 239 246 273 305 308 350 352 370 372 383 389

Seite

Karl Eugen (Herzog) 180 188
Karlsbad 189 fg. 196 257 305 308 312 fg. 323 328 352 355 361 363 364 372 374
Karlsruhe 137 139 140 150 350
Karoline (Landgräfin) 85 87 89
Karsch A. L. 146 168
Karsten 353
Kassel 115 171 188
Katharina II. (Kaiserin) 217
Kauffmann Ang. 200 204 218
Kaufmann Chr. 118 164 179
Kaulbach W. v. 249 280
Kaunitz (Fürst) 207
Kayser 140 178 216
Keil 307
Keller Gottfried 272 411
Kellermann 241 335
Kesselstadt (Graf) 344
Kestner J. Chr. 94 fg. 107 fg. 114
— Lotte = Buff.
Klausthal = Clausthal.
Klebelsberg (Graf) 365 370
Kleist Chr. E. v. 247
— H. v. 104 312 313
Klettenberg 53 54 110 137 266
Klinger F. M. 164
Klopstock 13 15 33 40 41 43 70 87 89 117 122 136 139 155 162 181 250 407
Knebel 137 187 189 247 290
Kniep 211 213 214
Knittlingen 400
Koblenz 97 127 242 344
Koch Max 332
Kochberg 163 172
Kochelsee 191
Kocher P. 173
Köln 127 129 156 343
König Dr. 92
Königsberg 39
Körner Chr. G. 231 254 258 273 274 331
— Th. 331 390
Kolmar 74
Konstanz 179 218

Seite

Kotzebue 119 163 295 312
Kozmian (Graf) 391
Krakau 232 233 400
Kranichfeld 332
Krasinski 423
Krebel G. F. 43
Kruse H. 76 77
Küßnacht 144
Kurzwald (Oberkurzwald) 318

Lahneck 126
Langenstein 187
Lannes 306
Lanthieri 190 196
La Roche (Rat) 97 98 109 127 242 294
— Maxe (Brentano) 97 109 fg. 127 310 345
— Sophie de 85 97 110 111 127 128 242 294
Laßberg Christel 165 166 170
Lauchstädt 235 299
Laufen a. Rh. 140
Lausanne 175 176
Lauterbrunnen 173 174
Lauth 58
Lavater 38 85 95 123 fg. 130 133 140 141 144 161 163 175 177 179 288 306 338
Lebrun (Maler) 129
Lehmann 282
Leibnitz 11 13 130 131
Leipzig 13 26 32 34 36 37 39 45 46 48 fg. 78 82 86 92 111 133 161 163 167 189 191 213 274 296 366 378 405
Leisewitz 181
Lenartowicz Theophil 374
Lenau 423
Lener J. N. 195
Lengefeld 226
Lenz 73 77 80 93 140 145 163 172 224
Lerse 59 74
Lessing 14 43 49 52 59 104 122 301 399

Seite

Leuchsenring 97
Leukerbad 177
Leuthen 306
Levetzow Amalie v.(geb.Brösigke) 364 fg. 370 372 374
— Amalie (Tochter) 365 376
— Bertha 365 376
— Friedrich v. 365
— Ulrike 365 fg. 371 372 376
Lichtenberg 124
Lichtenstein (Fürst) 207 282
Lida = Frau v. Stein
Liebetraut 101
Lili = Schönemann
Limburg (Stadt) 97
— Georg III. v. 101
Limprecht 39
Lindenau (Graf) 42
Lindheimer 19 90
Linné 131
Linz a. D. 345 350
Lips 124 140 179
Lisèr 242
Lissabon 24
Littrow-Bischoff Aug. v. 381
Livinerthal 143
Livorno 378
Lobstein 59 63
Lömnitz 366
Loeper G. v. 71 119
Loschwitz 231
Louis Ferdinand (Prinz) 246 305
Louvier (Lehrer) 412
Lowerzersee 142
Ludwig I. (König) 341 387
— XV. 297
— XVI. 60 238 241
Ludwig Napoleon (St. Leu) 371
Ludwig (Prof.) 38
Ludwigsburg 180
Lübeck 369
Lützelstein 61
Luise (Großherzogin) 137 149 154 164 223 306 381 390
Luther 9 12 100
Luxemburg 242
Luzern 177

Madrid 120
Maestricht 115
Maffei Andrea 206
Mailand 218
Mailänderin (schöne) = Riggi
Mainz 34 91 98 137 239 240 245 fg. 344
Malebranche 59
Mannheim 76 180 246 341 350
Manso Giov. B. 208 217
Mantegna (Maler) 40
Manteuffel 310
Manzoni 387
Maria Antoinette 60
Maria Elisabeth (Erzh.) 229
Maria Ludovica (Kaiserin) 323 328
Maria Theresia (Kaiserin) 28
Marienbad 361 363 fg. 370 371 374 419
Marienborn 246
Marlowe 401
Martial 229 257
Martigny 176
Martinswand 192
Marx 172
Matthisson 70
May 169
Meiningen 350 351
Meissenheim bei Lahr 172
Meixner 34 35
Melanchthon 400
Mendelssohn F. 350 392
— Moses 59 135
Mengs Raphael 348
Menzel W. 277 391
Merck 42 85 86 94 96 fg. 122 139 148 168 171 184 279 409
Mer de glace 176
Mereau Sophie 332
Mergentheim 19
Messina 189 213
Metternich 331 335
Metz (Arzt) 58

Seite

Meyer 208 255 258 285 288 fg. 303 304 327 348 351
Mickiewicz 282 374 390 391 423
Mieding 185
Milder J. M. 115
Mittelheim a. Rh. 334
Mittenwald 191
Mladota auf Netluck 376
Möller 41 191
Mörike 66
Möser 98
Mohamed 358
Molière 44
Molsheim a. Breusch 73
Monte Pellegrino 211
Montesquieu 59 91
Monti 208
Moors M. 30 32 81
Moritz 201 227
Morus 38
Moser H. K. v. 27 31 53 110 270
Moskau 172
Mozart 191 291
Mühlheim 127
Müller Adam 312
— Joh. v. 288 337
— (Hebamme) 17
— (Hofmeister) 31
— (Kanzler) 175 270 307
Münch A. S. 120
München 106 129 191 303 321 341 344
Münster a. Birs 170
— a. Furka 177
— in Westfalen 243
Münster Seb. 339
Muratori 217
Musäus 124 152
Mylius 148

Naab 191
Näke 369
Nagiller 189
Nanzig (Nancy) 75
Napoleon I. 107 115 305 fg. 313 328 334 419

Seite

Nassau 61 97 125 127 344
Nassereith 228
Neapel 131 208 210 211 213 214 226 228
Neumann-Becker Chr. 261 290
Neunheiligen 184
Neuwied 127 344
Newton 9 229 322
Ney 306
Nicolai 114 148
Niebuhr 206
Niederbronn 62 76
Niederkircher A. 192
Niederrödern 67
Nikolaus I. (Kaiser) 383
Novalis 273 294 359
Nürnberg 65 82 102 290 341

Oberlahnstein 97
Oberrad 345
Odilienberg 74 316
Odyniec 282 391
Ohlenschläger 321
Oeser A. Fr. 49 50 181
— Friedrike 45 48 50
Oestrich 334
Offenbach 30 149 242 268 294 341 345
Olenschlager 31 101 270
Opitz 9
Osmannsstedt 294
Ossian 16 63 93
Overbeck 337
Ovid 218 228
Oybin bei Zittau 184

Paar (Graf) 363
Padua 131 198
Palermo 211
Palladio 198
Papius (Sapupi) 90
Paracelsus 12 53
Paris 46 80 137 239
Partenkirchen 229
Passavant 140 141
Paul I. (Kaiser) 298

	Seite
Paulsen Fr.	121
Pecht Fr.	140
Pempelfort	128 129 242
Percy	328
Perthaler K.	392
Perugia	199
Petersburg	233
Petersinsel	173
Petrarca	196
Pfalzburg	61
Pfeffel G. K.	332
Pfenninger	140
Pfizer	401 405
Pfäffen	211
Pillnitz	238
Pindar	83 135
Pirngruber A.	349 350
Pisa	421
Pius VI. (Papst)	226
Platen	357
Platon	59 83
Pleißenburg	49
Plessing	166 243
Pölsneck	370
Pogwisch Ottilie v. (Goethe)	353 392 424
— (Ulrike)	353
Pompeji	210
Pordenone (Maler)	208
Posen	308
Potsdam	168 389
Prätorius	284
Preßburg	49
Procourt	240
Prokesch	363
Properz	225
Pugnani	115
Pustkuchen	394
Pylades	30
Pyra J.	15
Pyrmont	296
Quaritz	4
Rabener	43
Racine	30 118
Radziwill (Fürst)	423
Rafael (Sanzio)	207 217
Ramler	10 43 59
Rapp	287
Ratschky	115
Rauch L. v.	376
Realp	177
Recke E. v. d.	188 313 352 363 374
Reden (Graf)	232 233
Redwitz (in Bayern)	368
Regensburg	191
Reich	151
Reichenbach (Schlesien)	234
Reichenweier	87
Reiffenstein	208 217
Reimbolt	79
Reinhard	313 327 369
Reitenberger	362 366
Reith bei Zirl	192
Remagen	127
Reutern (Baron)	86
Reutlingen	26
Reutte	228
Rheinfels	98
Rheinzabern	171
Rhone	177
Richardson	88
Richterswyl	141 142
Riemer Fr. W.	216 303 310 331 336 390
Riese	39 286
Rietschel	301
Riga	172
Rigault	108
Riggi Maddalena	218 (291)
Rigi Klösterli	142
Rippach	409
Rochlitz Fr.	332
Rod bei Weimar	400
Rohan	61 236 418
Rom	108 199 fg. 210 214 217 218 225 226
Roos H.	49
Rostock	307
Roßbach	10 102 306
Roßtrappe	187

Seite

Rousseau 11 15 41 59 64 88 91 98 101 114 117 124 173 176 243
Roussillon H. v. 87
Rovereto 196
Rubens 129
Rudolstadt 226 282
Rückert 356 378
Rüdesheim 246 335 339 350

Saalfeld 305
Saarbrücken 60 61 77
Sachs 12 127 133 136 291 402
Sailer 338
Salzburg 122 321
Salzmann 58 60 64 73 78 80 82
Sanssouci 168
Sarca 196
Sarpi 91
Saussure 176
Savigny 308 338
Scarron 264
Schack A. (Graf) 356
— (General) 370
Schaffhausen 140 179 228 290
Schardt 156 226
Scharnitz 191
Scheffel J. V. von 107
Schelling 305 359 420
Schellhorn Cornelia (Goethe) 17 18 22
Scherer W. 106 118 212 251 406 410 412 416
Scherfenstein 334
Schikaneder 292
Schiller 21 54 99 122 154 156 177 179 201 202 216 225 fg. 236 248 250 fg. 263 267 268 271 274 fg. 278 280 fg. 288 fg. 292 294 fg. 298 fg. 312 314 324 332 363 409 429
Schlegel A. Wilh. 281 294 296
— Fr. 236 273 281 294 295 340 360
— Dorothea 383
— J. Elias 33 82

Seite

Schleiermacher 303
Schleiz 370
Schlettstadt 74
Schlosser J. G. 38 39 43 85 108 109 173 246 271 340
— Dr. 340 363
Schmidt Erich 151 251
— Julian 271
Schmoll 124 126 128
Schnabel 26
Schneeberg 181
Schneider (Agent) 27
— (Maler) 344
Schöll 61 67. 158
Schöllenen 142
Schönberg 193
Schönborn 120 121
Schönemann E. (Lili) 134 137 138 140 fg. 156 160 172 280 366
Schönkopf 43 45 46
Schönthal (Kloster) 104
Schopenhauer A. 415
— Johanna 156 352
Schreyer 213 294
Schröder 181 235
Schröter C. 41 118 163 168 186 204
Schütz 340
Schubart 144 180 405
Schubert Fr. 161 187 350
Schultheß Bäbe 71 144 177 218 288
Schuppach 174
Scott W. 259 308 366
Schwarzenberg (Bregenzerwald) 200
— (Franken) 100
Schweidnitz 232
Schweppenhäuser 79
Schwyz 142 177
Seckendorf 152 187
Seefeld 192
Seekatz 29
Segesta 213
Seidel Ph. 198 201 208
Seidler L. 323 351

Seite

Selig Chr. 309 311
Selz a. S. 171
Seraſſi 217
Servière 338 342
Seſenheim 62 67 71 72 74 fg. 79 80 84 109 117 145 171 369 376 393
Seßwegen 73
Seyffert B. 316
Shakeſpeare 16 41 59 63 93 102 104 fg. 265 407 412
Sickingen 102 103 400
Siders 177
Smirnow A. O. 383
Sokrates 16 83
Sonnenfels 337
Sophie (Großherzogin) 390
Sophokles 190 417
Spaur (Graf) 91 92 139 337
Speier 171 358
Spener 9
Speſſart 102
Spieß 400
Spinoza 59 91 94 129 fg. 270
Stadion, Friedrich (Graf) 91
Stadt Ilm 332
Städel R. 347
Stäfa 208 288
Staël 116 298
Stein Ch. v. 122 133 144 152 156 fg. 167 170 173 174 178 184 fg. 190 fg. 204 fg. 216 219 221 fg. 235 254 270 271 311 357 289
— Fritz v. 186 fg. 270 292 424
— (Miniſter) 270 338 343 344
— (Oberforſtmeiſter) 239
— (Oberſtallmeiſter) 156
Steinbach E. v. 57 (134) 144 327
Stephansfeld 79
Sternberg (Graf) 368
St. Goar 98
St. Gotthard 143 170 177 269
Stock 50
Stöber A. 77

Seite

Stolberg Chr. 40 139 140 144 188
— Fr. L. 139 140 144 188 244 267
— Guſte 115 138 147 369
Stralſund 76
Straßburg i. E. 7 55 fg. 62 63 67 69 71 fg. 82 88 89 98 140 144 163 250 278 366 401
Straßburger Tanzmeiſterstochter 80 117
St. Rochus 335 339 351
Stuttgart 180 287
Suadebißen 369
Sulzer 11 85
Suphan 144 250
Swift J. 147
Szymanowska (Madame) 372 374 376

Taine 308
Talleyrand 313
Talvj = Jakob
Taormina 211 213
Tarnowitz 232 233
Taſſo 198 218 270
Taunus 22 34 347
Telfs 228
Tennſtädt 336 353
Tepl 362 364
Teplitz 285 331
Teſchen 168
Textor J. W. 19 28 30
— K. E. (Frau Rath Goethe) 19 27 89 101 118 139 171 314
Thal-Ehrenbreitenſtein 97 242 343
Thann i. Elſaß 108
Theokrit 83
Thomas 347
Thomaſius 13
Thoranc 28 30
Thun 137 174
Tieck L. 115 273 294 297 393 421

Seite

Tiedge 313 374
Tiefurt 186
Tischbein 199 208 210 337 348
Tobler 176 183
Töpfer Karl 281
Torbole 196
Trapp (Gräfin) 91
Traub 345
Trebra 188
Tremezzo bei Como 110
Trient 196
Trier 240 242 245
Triest 50
Trzibliz bei Loboschitz 365 366 368 376
Tschudi 290
Tübingen 116
Türckheim Fr. v. 146
— W. 366
Türschenreut 191
Tuttlingen 288

Ufenau 288
Uhland 65 66 113
Ulm 144
Unterberger Christoph 217 348
Uri 289
Urnerloch 142
Urserenthal 142
Utrecht 115
Uz Joh. Peter 46

Vaduz 282
Vallendar a. Rh. 127
Valmy 241 242
Varnhagen v. E. 278 381 394
Veit David 180
Venedig 198 227 228 231 232 370 400
Verdun 238 241 242
Verona 198 229
Vesuv 210
Vicenza 198
Victor 306
Vilmar 103
Virgil 196

Seite

Vischer 279 372 423
Vitznau 142
Volkmann 196
Vollrath 334 336
Volpertshausen 94
Voltaire 10 24 294
Voß Joh. H. 122 244 256 274 348
— (Sohn) 282
Vulpius Chr. 219 226 280 285 306 332 352

Wätzoldt St. 328
Wagner H. L. 73 119 409
Walch 312
Walchensee 191
Waldner H. v. 163
Waldsassen 191 368
Wall-Heyne 245
Walluf 334
Walther v. d. V. 183
Wasen 142
Wasenburg 62
Waterloo 365
Wedel 171 187
Weilburg 97
Weill A. 80
Weimar 17 28 52 125 146 fg. 168 174 181 fg. 201 206 208 215 fg. 227 fg. 234 237 238 262 285 291 fg. 301 306 fg. 312 315 323 327 332 fg. 341 fg. 350 fg. 358 367 368 376 381 389 390 392 424
Weinheim 339
Weinhold K. 74
Weinsberg 287
Weise (Rector) 13
Weiße 14 41 50 184
Weißenbach, A. 321 328
Werner Z. 310 312 339 360
Wernigerode a. Harz 166
Werthern 125 154 184 189 223 270
Wetzlar 88 90 fg. 106 fg. 114 279
Weygand 111 119

Seite

Weyland 60 61 67
Wieland 14 41 42 70 85 88 91 98 105 119 122 148 152 155 156 169 256 264 272 294 296 306 216 fg. 227 fg. 231 234 237 238 262 285 291 fg. 301 306 fg. 312 315 323 327 332 333 341 fg. 350 fg. 367 368 376 381 389 fg. 424
Wieliczka 232 233
Wien 101 115 122 134 207 258 338 387 423
Wiesbaden 34 333 336 340 342 fg. 351
Wilbrandt 423
Wilhelmsthal 227 316
Willemer J. J. v. 338 340 fg. 350 352
— Marianne (Suleika) 345 349
Wilten 193
Winckelmann 14 49 50 196 207
Winckler 39
Winkel 334 fg. 344 347
Wörlitz bei Dessau 167
Wolf G. A. 303
— Hieron. 12
Wolff Chr. 11

Seite

Wolff, P. A. 216 321
Wołowska (Madame) 373
Wolter Ch. 105
Worms 34
Würzburg 350
Wunsiedel 361

Xenophon 83

Yſenburg = Buri

Zabern 61 418
Zachariä 37 43
Zarncke Fr. 95 234
Zauper 366 377
Zelter 50 323 363 364 369 371
Ziegesar 313
Ziegler L. v. (Lila) 86 88
Zimmermann 112 115 144 151
Zirl 192 228 229
Zittau 13 184
Zobeltitz, Anna v. 3
Zorndorf 306
Züllichau 309
Zürich 140 144 177 fg. 288 290
Zugersee 144
Zweibrücken 61
Zwotau 191 221 374

2. Verzeichnis der erwähnten Werke Goethes.

A. Epik.

Werther 15 74 106 fg. 109 110 fg. 134 146 fg.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 22 54 166 188 216 258 fg. 175 (Lydie) 277 (Abbé) 279 (Philine) 298 315 320
— Wanderjahre 288 312 315 364 386 392
Joseph und seine Brüder 27 41
Hermann und Dorothea 68 146 214 274 fg. 287 320
Die Jagd 282
Der ewige Jude 136
Reise der Söhne Megaprazons 242
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 251 256 277
Reineke Fuchs 245 247 fg.
Die Wahlverwandtschaften 262 271 272 309 fg. 315 fg.
Novelle 282
Der Sammler u. die Seinigen 293
Die guten Weiber (Frauen) 295
Achilleis 294

Seite

Das Tagebuch 323
Der neue Pausias und sein Blumenmädchen 283
Paria (Trilogie) 364
Balladen von der Mühle 286
Ballade vom vertriebenen u. zurückkehrenden Grafen 328
Legende vom Hufeisen 291
Wanderer und Pächterin 296
Ritter Kurts Brautfahrt 296
Der ungetreue Knabe 133
König in Thule 133
Der Fischer 169
Erlkönig 187 283
Der Sänger 262
Der Schatzgräber 283
Der Zauberlehrling 283
Die Braut von Korinth 284
Der Gott und die Bajadere 284
Das Blümlein Wunderschön 290
Hochzeitlied 296
Der Rattenfänger 296
Wirkung in die Ferne 313
Johanna Sebus 315
Der getreue Eckart 331
Die wandelnde Glocke 331
Der Todtentanz 331

B. Memoiren, Prosaschriften und Aufsätze.

Dichtung und Wahrheit (Autobiographie) 17 25 27 31 34 39 43 62 67 68 75 79 84 86 108 114 (321) 325 (327) 395 418
Der neue Paris (Knabenmärchen) 27 393
Die neue Melusine 393
Aristeia der Mutter 314
Wiederholte Spiegelungen 369
Werthers Briefe aus der Schweiz 145
Briefe aus der Schweiz II. 170 177 181

Seite

Aus einer Reise in die Schweiz 285
Italienische Reise 158 207 u. ö.
Das röm. Karneval 225 336
Campagne in Frankreich 244 308 (Beschuldigung zur C.)
Belagerung von Mainz 246
Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar 336
St. Rochusfest 336
Rheingau, Herbsttage 338
Annalen (Tag- u. Jahreshefte 1749—1822) 363
Biogr. Einzelheiten (—1823) 171
Tagebücher (1776—1832) 158
Brief des Pastors zu * * 109
Zwo wichtige bibl. Fragen 109
Philipp Neri 214
Litt. Sansculotismus 274
Israel in der Wüste 285
Winckelmann und sein Jahrh. 304
Benvenuto Cellini 257 285
Hackerts Leben 324
Zum Shakespeares Tag 82
Shakespeare und kein Ende 352
Ruysdael als Dichter 352
Triumphzug Cäsars v. Mantegna (1823) 40
Von deutscher Baukunst 57
Über Laokoon 76
Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen 249
Farbenlehre 322
Über den Regenbogen 336
Ephemerides 58

C. Lyrik und Gnomik.

Jugendlyrik 27—35
Gedichte aus Leipzig 40—48
Leipziger Liederbücher 46 48
Sehnsucht (Lied) 54
— (Was zieht mir das Herz) 296
Abschied 55
Stirbt der Fuchs, gilt der Balg 60
Blinde Kuh 60

Seite

Der Wanderer 62 85 391 394
Heidenröslein 64
Sesenheimer Liederbuch 72 76 77
Nach Sesenheim 67
Über Tisch (Lenz?) 68 76
Friederike (Jetzt fühlt der Engel, seit 1840 in den Ausgaben) 68
Mit einem gemalten Band 69
Willkommen und Abschied 71
Morgenständchen (Lenz?) 72 77
Mai (1816) 352
Mailied 72
An die Erwählte 72
Einzeichnung auf die Tafel bei Sesenheim 72 76
Ein grauer trüber Morgen 76 77
Als ich in Saarbrück (Lenz) 77
Balde seh' ich Rickgen (Lenz) 77
An die Entfernte 80 84
Pindars 5. olymp. Ode 83
Wanderers Sturmlied 83 86
Darmstädter Oden 85
Das garstige Gesicht 109
Ganymed 119
An Lottchen 128
Gott und Welt (Prooemion) 130
Das Göttliche 132
Das Veilchen 134
Wehmut 134
Grenzen der Menschheit 135 185
Adler und Taube 135
Mahomets Gesang 135
An Schwager Kronos 136
Neue Liebe, neues Leben 138
An Belinden 138
Auf dem See 141
Vom Berge (Wenn ich, liebe Lili) 141
An ein gold. Herz 143
Bundeslied 149
Herbstgefühl 149
Wonne der Wehmut 149
Die Lustigen von Weimar 155 332
Jägers Abendlied 156 160

Seite

Wanderers Nachtlied (Am Hang des Ettersbergs) 160
— (Gickelhahn) 182 395
Rastlose Liebe 161
Hans Sachsens poet. Sendung 161
Einschränkung 161
Seefahrt 162
An den Geist des J. Secundus (Liebebedürfnis) 162
Beherzigung (Feiger Gedanken) 164
Harzreise im Winter 166
An den Mond 166 221
Gesang der Geister über den Wassern 173
An Lida (1780) 178
Auf Miedings Tod 184
Der Dichter im Staatswagen 186
Ilmenau 187
Mignon 189 391
An Mignon 291
Zueignung (Dichterweihe) 189
Abschied der Engelhäuser Bäuerinnen 190
Amor als Landschaftsmaler 218
— als Gast 218
Der neue Amor 244
Gefunden 220 332
Im Vorübergehn 332
Gleich und Gleich 332
Die Metamorphose der Pflanzen 220
An die Knappschaft zu Tarnowitz 232
Die röm. Elegien 162 220 225 254 256 356
Venetian. Epigramme 228 257
Xenien 114 257 274 409
— (zahme) 364 395
Meeres Stille 257
Glückliche Fahrt 257
Alexis u. Dora (Elegie) 258 275
Amyntas 288
Schweizeralpe 289
Euphrosyne 290
Deutscher Parnaß (Dithyrambe) 291

	Seite
Weissagungen des Bakis	291
Nachgefühl	291
Abschied	291
Am Flusse	292
Kophtische Lieder	292
Die Musageten	292
Spiegel der Muse	293
Phöbos und Hermes	293
Die erste Walpurgisnacht	293
Natur und Kunst	296
Lied zum neuen Jahre (1802)	296
Magisches Netz	296
Selbstbetrug	296
Weltseele (Weltschöpfung)	296 305
Kriegserklärung	296
Frühling übers Jahr	352
Frühlingsgarten	342
Frühzeitiger Frühling	296
Schäfers Klagelied	296
Trost in Thränen	296
Nachtgesang	296
Bergschloß	296
Epilog zu Schillers Glocke	299
Sonette (an Minna)	311
Der Goldschmiedsgesell	313
Rinaldo (Cantate)	324
Sizilianisches Lied	323
Schweizerlied	323
Finnisches Lied	324
Katzenpastete	322
Rechenschaft	323
Ergo bibamus	323
Gegenwart	329
Gewohnt, gethan (Parodie)	331
Offne Tafel	332
Der neue Kopernikus	333
Jahrmarkt zu Hünfeld	341
Pfingsten	341
Menschengefühl	341
Rhein und Main (1814—16)	341
Juni	343
Ghasel auf den Eilfer	350
An ein Weihnachtskind (Frau v. Stein, 1815)	352
Lust und Qual	352
Gegenseitig	352
Künstlerlied	352
Wiegenlied	355
Nativität	355
Um Mitternacht	355
Ins Einzelne	360
Auf den Kauf	360
Veni creator spiritus	361
St. Nepomucks Vorabend	364
Aeolsharfen	367
Liebschaft	371
Trilogie der Leidenschaft	375
Aussöhnung	373 375
Elegie	374
An Werther	375
Das Sträußchen	377
Westöstl. Divan	333 333 346 337 (Suleika) 349 350 355fg. 364 379.
Deutsch-chines. Tag- u. Jahresz.	386
Weltliteratur (Wie David königlich)	379
Dem aufgehenden Vollmonde	389
Früh, wenn Thal (Dornburg, Sept. 1828)	389
Der Bräutigam	392
Das Vermächtnis	392
Die Originalen	394
Regenbogen (Frohe Zeichen zu gewahren)	396
Sprüche*)	20 25 u. ö.

D. Dramatik.

Faust 22 30 39 53 58 61 81 86 94 106 118 131fg. 151 180 190 218 284 288 290fg. 305 378 386 390 392 395 397fg.
Urfaust 151 401
Gretchen 30 81
Famulus Wagner 31 49
Mephisto 39 86
Vorspiel 240, 397
Walpurgisnachtszene 166

*) Über die Normen einer Ausg. von Goethes Sprüchen in Prosa vergl. O. Harnack, Vierteljahrschr. 6,463.

Seite

Julius Cäsar 58 83 137
Sokrates 83
Prometheus 83 109 135 255
Ahasver 83 207
Belsazar 40 190
Der Tugendspiegel 40
Der Thronfolger Pharaos 40
Die Laune des Verliebten (Amine) 44 134
Die Mitschuldigen 51 236
Götz v. B. 58 59 74 78 82 83 98fg. 106 109 122 263 279 398
Pater Brey 98
Clavigo 106 115 119fg. 146, 149 180 183
Mahomet 109 294 (Voltaires)
Tancred 294
Egmont 133 137 166 177 185 215fg. 221 230 398
Klärchen 113 216
Erwin u. Elmire 127 134 146 216
Stella 128 146fg. 183 305
Claudine v. Villabella 133—135 216
Neu eröffnetes mor.-pol. Puppenspiel 118
Jahrmarktsfest zu Plunderweilern 118
Das Neueste von Plunderweilern 185
Satyros 118 125
Künstlers Erdenwallen (und Apotheose) 118
Hanswursts Hochzeit 118
Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes 118—119
Götter, Helden u. Wieland 119 165
Proserpina. 162
Triumph der Empfindsamkeit (Die geflickte Braut) 162 165 166, 181
Die Geschwister 162
Lila 164 291
Prinz Radegiki 166
Jery und Bätely 178 186 281
Scherz, List und Rache 188

Seite

Die Vögel 181 190
Elpenor 184
Die Fischerin 186
Iphigenie (auf Tauris) 159 168 190 196 198 200fg. 210 319
— in Delphi 198
Nausikaa 211—213 268
Tasso 159 164 181 206 208 211 217fg. 221fg. 230 248
Die ungleichen Hausgenossen 225
Der Großkophta 28 236 242
Theatral. Abenteuer 236
Der Bürgergeneral 245
Die Aufgeregten (Zeichen d. Zeit) 249
Das Mädchen von Oberkirch 250
Die natürliche Tochter 250 297fg.
Der Zauberflöte 2. Theil 291
Paläophron und Neoterpe 295
Was wir bringen 295—296
Pandora 314 407
Die romant. Poesie 322
Romeo und Julia 324
Rameaus Neffe (Dialog) 295
Prolog zu Deinhardsteins „Hans Sachs“ (1828) 392
Die Wette 328
Der Löwenstuhl 328
Des Epimenides Erwachen 341
Bruchstück einer Tragödie (Trauerspiel in d. Christenheit) 364

E. Verschiedenes.

Poetische Pläne 274 (Hero und Leander, Moses), 290 (Tell)
Verse auf Chr. Kaufmann 179
Invective gegen Kotzebue 212
Stammbaum des Cagliostro 225
Volkslieder für Herder 63
Recensionen in den Frankfurter gel. Anzeigen 85
Metamorphose der Insekten 285
Os intermaxillare 188

	Seite
Goethes Hofstücke	164
Straßburger Disputation u. Goethes akad. Grad	74
Behandlung d. Trimeters	295 315
Beschäftigung mit fremden Litteraturen	377
Seelenwanderungsidee	132 159 262
Goethe als Musiker	50
— — Beamter	169
— — Freimaurer	181
Goethes Mangel an histor. Bildung u. Patriotismus	206 307 380
Tiefurter Journal	185
Chaos	392
Propyläen (1798—1800)	292 293 304
Kunst u. Altertum (1816—32)	348 351 360 394
Physiognom. Fragmente	124 140
Ausgabe letzter Hand	390

Zusätze und Berichtigungen.

S. 18, Z. 3 v. o. nach guth das sinnlose P weg!
S. 94, Z. 10 v. lies: Ch. Buff, der zweitältesten Tochter.
S. 134, Z. 11 v. o. lies: in Goldsmiths Romanze überliefert war.
S. 138, Z. 7 v. o. lies: in die erste Zeit.
S. 184, Z. 10 v. u. (Oybin) ist irrige Information (vergl. 1790, Tageb. 2, 24 u. Moschkau). Goethe war 1781 ohne, 1782 mit dem Herzog in Dessau und Leipzig.
S. 196, Z. 8 v. u. lies: aus (statt ans).
S. 210, Z. 1 v. o. lies: kennen gelernt.
S. 223, Z. 6 v. o. lies: glaubt (statt gaubt).
S. 399, Z. 2 v. u. lies: Die Reformation, welche den Wert der Reue und die augustinische Gnadenlehre, sowie die Verehrung der Heiligen verwarf (Hase, Gnosis 2, 207).
S. 433, Z. 10 v. u. lies: Unterberger.

E. Schmidt, Die schöne Seele (Vierteljahrschr. 6, 592) und Clavijo, Beaumarchais, Goethe (Vom Fels zum Meer 1893—94, S. 309fg.).

G. Schmidt, Clavigo. Eine Studie zur Sprache des j. Goethe. Universitätsschrift, Jena 1893.

Huther A., Goethes Götz v. Berlichingen und Shakespeares histor. Dramen. Progr. d. Gymnasiums in Cottbus 1893.

Heidt K. H., Goethes älteste Bearbeitungen des Götz v. B. Progr. des Gymn. zu Trier 1893. (Vergl. Koch's Zusammenstellungen in den „Hochstiftsberichten.")

O. Lorenz, Goethes polit. Lehrjahre mit einem Anhang: Goethe als Historiker, Berlin, W. Hertz 1893. M. Koch im „D. Wochenblatt," 6. Jahrg. Nr. 48—49.

Zu S. 257. Die „Xenien 1796" (178 neue) sind inzwischen als G.-Schr. 8 von E. Schmidt und B. Suphan publiciert worden.

Paul Dünnhaupt, Cöthen.

1/15 (8-)

3 2044 010 712 891

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOKPLATE
SEP 10 1990